Mathilde, Zeichnungen aus dem Leben einer armen Frau

Carl Hauptmann

Mathilde

Schreiberhau, im Herbst 1902.

Carl Hauptmann

Mathilde.

Zeichnungen aus dem Leben einer armen Frau

München 1902.
Georg D. W. Callwey.

Der treuesten Mutter

Erstes Buch.

Erstes Kapitel.

Im Gemeindehaus.

„Redt ni vom Vater, Mutter! Besser, daß er überhaupt ni mehr heemkummt.“ Mathilde sagte die Worte mit dem gänzlich harten Gesicht, das die Fünfzehnjährige fast niemals in ein Lachen legte, solange sie daheim war. Und daheim heißt dabei auch nichts weiter, als in einer großen Eckstube im Gemeindehaus, in der man fast immer Holz feuerte, und in der die beiden Oefen, ein alter Kachelofen und ein kleiner eiserner, mit hängenden Thüren und Ritzen, die nie verschmiert wurden, im Winter oft so rauchten, daß man vor Qualm beim Eintreten keine Menschen sah, nur wie offene Feuer durch den Rauch, und Krachen und Prasseln der gestohlenen Scheitel hörte, bis man dann langsam auch Insassen, die alte Heintke und ihre Schwiegertochter und ein paar kleine Gesichter mit Strickstrümpfen am Tisch, und endlich Mathilde, die frische Fünfzehnjährige, die unten in der Fabrik auf Arbeit

ging, gewahr wurde, Mathilde immer mit einem harten Gesicht, jung und blond, wie sie war, mit energischen, vorwurfsvollen Lippen, barsch und ablehnend.

Die Wände der Stube waren wie die einer Räucherkammer, so schwarz und geteert, und in dem Raume stand auch schwarz und gebrechlich nur das Allergeringste, was eine Familie zur Lebensnotdurft wirklich haben muß: Ein Tisch und eine Lampe, die zum allgemeinen Stubenrauch ungehindert noch den ihrigen zugab, ohne daß Eins gedacht hätte, sie einmal zu reinigen. Die Mädchenhände mußten sich ganz mit ihren Strickstrümpfen nahen, um auch nur einiges zu sehen, wenn in dem harten Widerpart der Stube, der immer zwischen Mutter und Schwiegermutter und zwischen Mutter und Mathilde herrschte, nicht alle Schlingen von der Nadel streichen sollten. Und in der Ecke stand ein Bett, fast bis auf die Bettbretter leer. Es lag unter ganz schwarzen Bettlaken, die nie gereinigt waren, ein Strohsack, auf dem die junge Heintke mit ihm die Nächte zubrachte, indessen die alte Mutter mit dem jüngsten Enkelkinde gegenüber in der elend zerschläterten Bettstatt lag. Noch ein Schub und ein Schrank war da, vergriffen, wie altes Holz, das an der Luft und im Rauche schmutzig geworden, schief und hängend. Und was sonst an Kindern noch existierte, machte sich ein fliegendes Lager dort, wo es warm war, aus Kleiderlumpen und Schemeln und Stroh auf der Diele, einer alten Lehmdiele, die aussah wie der blanke, schwarze Erdboden, nur daß er nicht gerade vom Regen naß wurde,

bloß vom Stürzen der Kartoffeltöpfe, und wenn man im Röhre kochte.

Aber der Mann, der junge Heintke, war diesen ganzen Winter nicht daheim. Er war im Gefängnis. So nahm die junge Frau — sie war gegen sechsunddreißig — ihre jüngsten Mädel zu sich in's Bett, und da es eben Schlafenszeit war, Mathilde ihr Töpfchen Kartoffeln für den kommenden Arbeitstag fertig gemacht und parat gestellt, war die allein daran, sich für die Nacht am Boden herzurichten, während Großmutter und Mutter mit den Jüngeren sich bereits in's raschelnde, knackende Lager hingeworfen und Last und Mühsal barsch und grollend hinter sich.

Und Mathilde allein stand noch aufrecht. Die Feuer in den Oefen waren niedergebrannt, durch die Ritzen des Eisenofens glimmte es noch. Sie hatte sich die Lampe auf die Ofenbank gerückt und begann, sich langsam auszukleiden: ein junges frisches Ding, groß und kräftig für ihre Jahre, mit gesunden, starken Bewegungen, die keine Ermattung und Ermüdung verrieten, nur Spannung in Muskeln und Sehnen. Sie nahm lässig Nadeln aus dem hudeligen Haare und legte sie auf die Ofenbank — und lässig und versonnen zog sie ihre Jacke aus, die aus ihrer Kinderzeit stammte und ihr bei der jungen Fülle offenbar viel zu eng geworden; und dann hing sie sie langsam an den Schrank und blickte sich nach den Ruhenden um. Es beschäftigte sie etwas. Sie sah sich in dem schwarzen Rauchfang um und überdachte hin und her. Aber die letzten Worte, die sie

gegen die Mutter ausgespielt, waren hart gewesen und konnten die Härte der Mutter ebenso gut auch herauslocken. Deswegen schwieg sie und wagte nicht zu neuen Worten sich aufzuraffen. Und die Mutter lag und sah sie durch die blinzelnden Lider, denn die junge Heintke war ein Weib mit allen Registern, das Fluchen im Hause ging ihr ebenso gut wie das sich Bekreuzen und Beten und Demütigthun in der Kirche. Die Töchter, und besonders die, die nun frisch und jung aufgewachsen und aus sich aufkam in Groll, um dessentwillen, was Jeder, wenn er in's Leben will, hoffen und erwarten soll, und was sie so gar nicht aus Mutter und Vater und Gemeindehaus finden konnte, die mußte auf der Hut sein. Deswegen schwieg auch Mathilde heute, so hart sie aussah und so geschickt sie sich sonst mit unbarmherzigem Hohn einem Schlage der Mutter zu entziehen wußte, wenn er sie gleich tückisch in Auge und Nase treffen wollte. Aber die Mutter schwieg auch und that, als schliefe sie. Im Grunde umfing sie die wohlige Lage, das Stumme und Stille, die Losgebundenheit auch von den Kinderreden und dem Scheelsehen der alten Großmutter, und sie überlegte, und der Zorn schwand, die Müdigkeit kam, die blinzelnden Augen, die noch heimlich sehen wollten, drückte der Schlaf zu, so daß Mathilde bald merkte, daß Alles in sich gesunken war, wie das glimmende Feuer in Staub und Asche. So ging auch in ihrer Seele das Licht der Wünsche und nagenden Sehnsucht aus — und ihre Mienen, rund und rosig, ihr Haar so blond wie Gold im Scheine der Rauchlampe und ihre junge Ge-

stalt, weich und knospend wie ein junger Baum, alles nahm ein stilles, starkes, gesundes Leben nur für sich an. Die Härte war gewichen. Wie ein buchener Zweig im Frühlingsdrange, so dehnte sie sich in die Lumpen und legte ihren hellen Kopf auf die harte Lehne eines umgekehrten Schemels und deckte sich mit Oberrock und Lumpen — und zog leise ein Büchel heraus, das sie, wer weiß von wem, gehandelt hatte, und suchte so einige ungestörte Lebens- und Traumblicke zu thun, ehe sie einschlief.

Aber das Ungewohnte der brennenden Lampe im Stübel weckte die junge Heintke, und sie begann im Halbschlaf zu murren: „Werscht wull noch verrückt wer'n, Madel. Lösch de Lampe aus! De Nacht is zum Schlofen! Na? werd's bale? oder sull ich mit 'm Riemen kummen?" Mathilde löschte die Lampe. „Du wißt schun, ich mach mir nischt draus und hau Dir's Leder noch amol ordentlich vull! — Nischte wie Tummheeta eim Kuppe — nischte, wie Frechheeta eim Kuppe! — Kumm mer ock morne mit den Ideen ni wieder! Du bist a Kind und gehierst ei's Haus!"

„Ei's Haus — ei's Haus", sagte nun Mathilde, plötzlich wütend gemacht, „ei was denn fir a Haus, etwa ei's Gemeenhaus!? Was? Oder gar ei's Zuchthaus, wie der Vater? — 'S is ock gutt, daß er ni mei Vater is!" setzte sie als Trumpf noch oben auf, und es war ihr nun egal, wenn auch die Mutter aus dem Bett gesprungen und sie rücksichtslos geohrfeigt hätte, wie vorgestern. Aber Frau

Heintke war müder, als sie selbst dachte, sodaß sie die Worte der Tochter nur noch halb auffaßte und sie nicht in Wut geriet. Auch war es warm im Bette, neben sich die kleinen, heißen, ineinander gekrochenen Mädchenleiber, und in der Stube begann die Kälte von den dünnen Fenstern her hereinzukriechen, sobald die Ofenfeuer erloschen waren. So blieb es ruhig in der Stube, und auch Mathilde legte sich auf die Seite, um zu schlafen. Trotzdem begann der Gedanke, den Mathilde angeregt hatte, in der jungen Heintke weiter zu brennen und von Zeit zu Zeit wieder aufzuflammen, auch wie kein Licht mehr auf der Ofenbank brannte. „Du werscht fortgiehn! Du hust Arbeit genung — dunda — ei inse Fabrik. Was sölltst Du ei d'r Stadt? — a tummes Madel wie Du!! An Gans — a frecher Balg wie Du. — Mit a Mannsleuten sich rimthun — und eene Luderei hinter der andern machen, a Eltern Schande machen." Mathilde mußte in der Dunkelheit hell auflachen vor Hohn. Sie war wirklich noch unverdorben. Was sonst an Unflätigkeit und niedriger Gesinnung um sie lag, floß noch ab von ihr, denn die Jugend in der Welt ist ein Panzer gegen alles Gemeine, und eine zarte Blüte ist stärker wie Winter und Modererde und drängt eine Zeit in strengster Reinheit aufwärts. Was Mathilde trieb — hinaus aus dem Unleben, das war eine ziellose Sehnsucht, — und nichts war ihr daran klar, als daß sie gerade daheim nur die Schande zu fliehen hätte.

Es war ja ein elendes Leben daheim. Die Mutter,

eine von den Verwahrlosten, die jung und lebensgierig mit einem alten Leiermanne durch die Provinz gezogen und Liebe in jedem Straßengraben oder hinter jedem Strohschober gesucht und gefunden hatte. Dann hatte sie endlich, nachdem der Alte längst tot, dem sie den Leierkasten zog und die Pfennige sammelte, ein Ziel ihrer Reise im Gemeindehause und in der Ehe mit dem Heintke gefunden. Mathilde war das erste Kind, das sie im Beginne ihrer Laufbahn, noch jung und lockend, wie sie damals war, von einem jungen, heißblütigen Bauernsohne im Durchziehen durchs Dorf in einer heimlichen Nacht in der Scheune empfangen hatte. Die andern Kinder alle, die nachher kamen, waren elend, von jämmerlichen und jämmerlicheren Menschen, Vagabonden und Rumtreibern — und dann kam die edle Zucht aus Heintkes Blute. Nun ja — also, wenn Mathilde nicht daran dachte, ihren Eltern Schande zu machen, kann man es gern glauben. Hinaus wollte sie, mit hartem Sinn hinaus. Sie war jung und wollte hinaus. Weiter wußte sie nichts. Sie konnte die Welt und ihren Sinn nicht kennen. Sie wollte nur die Schande fliehen und den Moder des Lebens, in dem sie saß, und aus dem sie früh ausging, verachtet besehen von Vielen, und abends heimkehrte, um in Zank und Groll einzuschlafen. Deshalb stand es in Mathilde auch fest, daß sie aus dem Hause ging. Mochte nun die Mutter reden und fluchen und schlagen. Eines Tages würde sie hinaus sein. Eines Tages würde sie eine Stellung in der Fabrik in B. genommen haben, nachdem sie sich heimlich Fahr-

und Zehrgeld zusammengelegt. Und das ging ihr noch einmal im Sinne um, das war wie ein Aufgang. Das machte sie noch einmal wie für sich froh lachen, obwohl sie kaum ihre Mienen verändert fühlte. Denn hart war sie, kräftiges Bauernblut machte das faule Blut der Mutter lebendig und tüchtig in ihr. Und dann sagte sie nur, um die Mutter zu beruhigen: „Wenn ich Euch wer' jede Woche a schienes Geld heemschicken, werd's 'm Vater und Dir recht sein. Was verdient man denn hie unten?" Das beruhigte auch in der That die junge Heintke. Der Gedanke, sie könne wöchentlich einen guten Zuschuß erhalten, das derbe, kraftvolle Mädel würde nicht in Zorn und Verachtung hinaus in die Fremde gehen, sie würde an die Eltern denken und für sie arbeiten wie immer, gab einen plötzlichen und völligen Trost in ihre Gedanken. Und sie atmete noch einmal wie erlöst laut hörbar auf — und dann auch die Tochter — und Beide sprachen an diesem Abend kein Wort mehr.

Zweites Kapitel.

Der erste Brief nach Haus.

Mathilde war jetzt in der Stadt. Sie war mit einem jungen, verliebten Kerle und einer andern Fabrikarbeiterin, die im Thale wohnte, dahin gekommen. Sie hatten nicht unbesonnen sich schon vorher eine Arbeitsstelle zu verschaffen gewußt und strömten nun morgens, ehe Sonne und Tag die Welt erhellt und rege macht, im Dämmergrau des Laternenscheins, oder auch in Regen und Dunkel, wenn kaum nur ein Bäckerjunge mit übergroßem Korbe am Arme, oder ein verspäteter Säufer durch die leeren, stillen Straßen fegte, ein in das große Thor, wo der alte bärbeißige Portier jedes Einzelnen Meldung in Empfang nahm. Sie arbeitete jetzt mit Hunderten, die ihr Los teilten, und verdiente gut. Sie lief in die Arbeit noch immer, wie sie in den Bergen gelaufen und morgens in Hast zu Thale geeilt war, um nicht zum Arbeitsbeginn zu spät zu kommen. Noch immer eng und ärmlich die Jacke,

in der Farbe verschlissen und unkenntlich, den Rock zu kurz, wie Eine, die zur Schule geht. — Sie sah frisch aus und gesund — stark und rosig — und wenn sie mittags oder abends im Strome der jungen oder verwelkten, frechen und höhnischen Arbeiterinnen aus dem Thore der Fabrik — unter Hunderten Eine allein für sich herausschritt, während die andern Drei und Vier und mehr unterfaßten und lachend und schwatzend vorwärts stürmten — da stand mancher Junge und sah ihr nach und dachte daran, den harten und sicheren Zug in diesen jungen Mienen zu gewinnen — und die Werkmeister und der Portier, Alle sahen oft heimlich auf sie, die wortkarg und entschlossen und doch wie ein Kind ihre Arbeit that, willig und stark und geschickt, pünktlich kam, kaum von der Arbeit aufsehend und jeder Annäherung abhold wie eine Seele aus Erz.

Und immer schritt sie heim in eines der alten Hinterhäuser, die in der Nähe der Fabrik in einer schiefen Gasse eng aufeinander lagen, wo kaum ein Fleischerwagen einer Karre ausweichen konnte, so eng und alt — und wo in den Häusern, die kaum zwei, drei Fenster breit, schmal und niedrig waren, die alten schiefen Treppen bei jedem Tritte krachten, und allerhand seltsame Ecken und Winkelstuben lagen, zu denen man durch kleine Treppchen extra aufstieg. Dort wohnten ein paar böhmische Wäscherinnen, alte Mädchen mit Narben, die erfahren waren, bei denen lebte Mathilde. Diese Narbigen mit eingesenkten Nasen und häßlichen, heiseren Stimmen hatten ihr gleich Un-

terkunft geboten. Sie war froh, aus dem Gemeindehaus fort zu sein. Das lange Zimmer mit dem einen Fensterschlitz gefiel ihr fast, weil Sand auf der weißen Brettdiele lag, auch die Treppen im Hause weiß und gereinigt aussahen, und anständige Arbeiter, ein junger Schlosser aus der Fabrik mit Frau und Kind und andere junge und alte Familien hier wohnen mochten. Zudem hatte Mathilde nie bisher erfahren, daß ein Mensch einen andern zwecklos lieben kann. Die Wäscherinnen hatten Gefallen an ihr, wie an einem Kinde. Sie hatten Gefallen an dem jungen, blühenden Leibe, der früh aus den Lumpen und dem zerflatterten Arbeitshemd licht aufstieg und vor der angeschlagenen, braunen Waschschüssel stand, um sich zu erfrischen. Auch Mathilde gefiel das. Daheim hatte sie es nicht gekannt. Waschschüsseln gab es da nicht. Wer sich waschen wollte, mußte an den Trog laufen, hinaus in's Freie, und davor hütete sich in Winter und Kälte Jedes. Nun empfand sie es wie ein Wunder, wenn sie Hals und Brust kühlte und sie rosiger wurden und blendend. Und die beiden narbigen Mädchen, deren Leben sie gar nicht kannte, und wonach zu fragen ihr nie in den Sinn kam, lagen in ihren Betten und sahen sie heimlich stehen, ein Bild ihrer eigenen, verlorenen Jugend, schlank und stählern, und liebten sie aus heimlichem und ungedeutetem Grunde — schenkten ihr kleine, liebe Dinge, brachten ihr Süßigkeiten, sie schlief in ihrem Bette. Es kam, daß Mathildens Züge daheim alle Härte vergaßen, daß sie grundlos auflachen mußte bei dem Gedanken, daß

diese alten Mädchen beide welterfahren, sie froh zu machen suchten. Ja, sie begann selbst, sie zu lieben, sodaß sie eine Zeit zugänglicher wurd daheim und kindlich und freundlich. —

„Morgen, wir gehn hinunter — in die Hallen", sagte die eine Alte zur andern.

„Wenn Kind mitkummt", gab die Andere dawider.

Mathilde stand am Fensterschlitz und nähte an einem grünen Rocke, den ihr die Böhmische geschenkt hatte.

„Wie, Mädele? — Nun? — Wie ist?" — denn Mathilde hatte nicht von der Nähterei aufgeblickt und hörte kaum.

„Willst Du nicht sagen, Kind?" tastete die Sprechende weiter.

„O, ich wiß nee!" Mathilde war es peinlich, daß man von den Hallen sprach. Einer der jungen Menschen, die in der Fabrik arbeiteten, ein kleiner, schmächtiger, dessen Kopf etwas in den Schultern steckte, aber der eine feine Haut und einen weichen Bartflaum besaß, hatte sie auch heimlich gebeten, hinzukommen, und sie hatte ihn verdrossen, fast feindselig angesehen. Sie wollte von so etwas nichts wissen. Wie sie von daheim fortzog, noch in der letzten Nacht, hatte sie dagelegen und Entschlüsse gefaßt. — O — sie hatte genug; darüber war sie sich klar geworden. Der Mutter Leben sollte nicht das ihre werden. Lieber wollte sie tot sein. Und sie war auf der Hut — wie vor Gift und Feuer. Wenn sie nicht davon sprach, daß nun tausendmal Junge und Alte sie heimlich locken

und zu allerhand Abwegen führen wollten, so war es nur, weil sie zu niemandem von all' ihren stillen Wünschen und ihren Rückblicken sagen mochte. Und außerdem wollte sie nicht beredet sein. Sie litt das Geschwätz nicht, das so leichtsinnig in allerhand Lüsternem hintändelt, deshalb auch mochte sie sich keiner ihrer Mitarbeiterinnen anschließen. Sie schreckte zurück. Sie schreckte im Grunde vor jedermann zurück und war mißtrauisch auf Alle. Und blind feindselig gegen jede Annäherung, hart und ablehnend, wer es auch versuchen mochte. Deshalb sagte sie noch einmal ganz bestimmt und mit Härte, wie sie ihr daheim jetzt ungewohnt war: „Nee, ich will nee."

Aber die Alte, fast erschrocken über die Zornblicke, die Mathilde dabei annahm, nahm sie in ihre Kniee, wie man ein liebes Kind zu sich nimmt und strich ihr die Härte aus dem noch schweißigen Gesicht, daß sie kindlich lachen mußte. — Es war Sonnabend Abend — der Tag noch hell — wie Mathilde eben aus der Arbeit heimgekommen war und es nicht erwarten konnte, sich hinzusetzen für ihren Sonntagsstaat.

„Warum, Liebe", sagte die Dunkle zu ihr, „is sich Theater durt, — man kann schauen — Suldaten sind sich durt — viel Vulk is sich durt — singen wirst Du hören — komm mit, Kind! Bist Du jung, wirst Dich tanzen lernen — auch durt."

„Nee, nee — das Alles will ich ni lernen", sagte sie, unwillig sich lösend, und so blieb es auch. Der Sonntag

kam, sie saß am Morgen und wusch und nähte. Sie schrieb den Nachmittag an einem Briefe mit Zeichen hin und her, lang und groß — und es hieß darin: „Geliebte Mutter, Du wirst wohl denken, ich bin ganz nicht mehr wie Deine Tochter. Hier ist Alles schön und man vergißt Alles — auch, weil ich in tüchtiger Arbeit bin, wovon Du ein Zeichen hierbei findest, indem ich Euch schon zehn Mark schicken und noch mehr verdienen will — und immer schicken" — u. s. w. Ein guter Brief, ein freundlicher Brief. „Geliebte Eltern." — Sie war fast in einiger Sehnsucht. Sie saß reinlich gekleidet am Fensterschlitz auf dem Schube, und es mochte eine lange Zeit, Stunden des Sonntag-Nachmittags vergangen sein, so sank sie ein in das Bild ihrer Heimatwege — und nichts fiel ihr ein, als nur das Gute, daß da eine geliebte Mutter war, und Elend und Groll waren ausgewischt. Sie dachte auch an die kleinen Mädchen mit den Strickstrümpfen vor der Rauchlampe, und wie sie den Brief mit bedächtigen Zeichen adressiert und sorgfältig besiegelt hatte, mußte sie wohl ein über das andere Mal die Nase wischen und mit den Fingern die Augenlider ausdrücken.

Drittes Kapitel.

Fabrikmänner.

In der Fabrik ging es gut. Und wie die Räder schnurrten und surrten, und Alles in Bewegung und Lärm und in Vorwärtsdrängen sich abspielte, machten die jungen Direktoren und Werkmeister und auch der Portier fröhliche Gesichter. Sie wußten, man verdiente, nun sollten Alle ihren Teil haben. Es gab lange Arbeitszeit, und jeder einzelne Arbeiter trug am Sonnabend guten Lohn heim. Auch die Arbeiter machten gute Mienen, besonders die jungen. Und es ging auf den Sommer zu. Da war auch das Schlendern zum Feierabend wiedergekommen. Und wenn die Stadtuhren sieben schlugen, hastig oder feierlich, je nachdem es aus dem Stadthaus oder von den Kirchen klang — da eilte Jung und Alt und wußte, wo es sich zu finden hätte. Dann liefen die Mädel in Reihen um die entstehenden Neubaue, wo die jungen Maurergesellen froh

waren, sie hinter Schuppen und Ziegelständen zu drücken, oder sie schlenderten in's Feld, paarweise, und manche saßen auf den Bänken, manchmal eine halbe kühle Frühlingsnacht, oder trieben sich lachend und schäkernd auf den Promenadengängen am Wasser und um das rauschende Wehr herum. Daß Mathilde nicht darunter war, gab bald Anlaß zu heimlichem Gerede. Man sah sie nie. Die Mädel ärgerte es, und sie erfanden sich allerhand Gründe, die sie höhnisch und fast innerlich beleidigt ihren Burschen zum Besten gaben. „Die hält's mit 'n Grussen" foppten sie. Und es kam auch in der Fabrik unter den jungen Männern und Weibern herum, „die hält's mit 'n Grussen". Jeder wußte wohl, daß sie dem und jenem jungen Werkmeister gefalle, der sich mit ihr gern eine heimliche Lust machen würde. „Se is zu stolz mit insereens", sagten Manche. Und man erfand auch gleich wer. Es war nur Gerede. Aber man spannte dann auf den Bewußten und beobachtete sie, obgleich sie noch in der Arbeit die engen, ärmlichen Gemeindehauslumpen trug — und ärmlich und gar nicht nach einem Großen aussah. „Luß Dr ock endlich amol a längeres Kleed schenka, Madel", höhnten die Mädels. Und sie versuchten, sie zu necken und zu ärgern. Mathilde sah es und hielt an sich, wie sie es im Gemeindehaus einst gelernt hatte. Was die Mädels da redeten, war Gemeinheit. Sie haßte die Brut und mit keiner mochte sie Umgang haben. Und eines Tages kam Eine, die wußte zu erzählen, sie wäre eines jungen Commis Gesponse — denn man wollte sie mit

ihm im Dunkel haben verschwinden gesehen. So kindlich und bettelhaft arm sie noch immer aussah. Alles war Gerede, aber man machte sich eine Lust, um die junge, stolze Person einen ganzen Kreis Erfindungen auszustreuen. Sie litt unter dem Hohn, im Grunde störte sie's nicht. Sie dachte, das ist das Leben. Was wollte sie auch thun? Sie litt es, es kaum recht begreifend, weil keine vertraulich mit ihr war — und niemand ihr den wahren Grund aus den neidischen Quellen verraten mochte. Sie dachte also: das ist das Leben und kam und ging — that ihre Arbeit und sah stolzer und stolzer aus.

Und die jungen Männer buhlten heimlich um sie. Wer denkt, daß überall ein freier Sinn das Stolze und Tüchtige nur gewähren läßt, wie reine Bergluft das Aufwachsen eines jungen Baumes, der weiß nicht, daß die Menschen am Seile der Leidenschaften gefesselt und geführt sind. Jeder, der sich nach ihr sehnte, versuchte ihr etwas anzuhängen. Die jungen Burschen schrien ihr Namen nach, die sie vergaß — so schändlich waren sie. Einmal in einer kleinen Schänke, wo man an schmutzigen Tischen Schnaps trank, und der übermäßig dicke Wirt immer die Mütze auf dem Kopf trug, saßen Viere, die eine Wette machten, daß sie Mathilde verführen könnten. „Das wer'n mir sehn", sagte der Eine, der Soldat gewesen war — und er wiederholte es noch einmal, als ein Andrer vom Trottoir herein in die Schänkstube trat, schwerfällig und mit guten, einfältigen Zügen, der nur sagte: „Tag, Simoneit", und dann gleich den

Schnaps in den Hals goß und schmunzelnd zuhörte. „Das wer'n mir sehn!" rief Simoneit noch einmal. „Die kann noch a su stulz thun, die ha' ich — ei enner Woche, wenn ich wil" — und er riß die dunklen, sicheren Augen prahlerisch in die Höhe und stieß die Mütze in den Nacken, daß ein Strähn loser, dunkler Haare ihm in die Stirn fiel. Und es gab ein Lachen — und ein älterer Arbeiter sagte bedächtig: „Sag ock ni zu viel, Perschla — könnt'st afahren —" und die Anderen lachten wieder und schrien: „A Alter wie Du, freilich." Und es kam ein Vergnügen unter die Leute, daß der Wirt auch hinzutrat und wissen wollte — und man erzählte ihm genau, daß sie jung und stolz und böse wäre, wie eine Katze. Und Simoneit schrie: „Ich fang se, wenn se mich au' krallt!" Und der Wirt sagte: „A Madel, nee, das wär gar — nu ich ha mir au' Rat gewußt" — und er sagte, daß nun die Andern noch einmal in helles Gelächter fielen, wie sie den Dickbauch, der sich nur mit mehreren Schritten noch um sich selber drehen konnte, seine Liebesabenteuer erzählen hörten — er sagte: „Je stulzer de Madeln thun — desto wilder sein se", und Simoneit schrie noch einmal: „Heinrich, was wettst De, ich ha se, ei enner Woche ha ich se" — und sie wetteten.

Es waren Alles junge, kräftige Männer, sie waren erhitzt im Gesicht und angetrunken und rücksichtslos — und wie sie hinaustraten auf die Gasse, mußten sich die Passanten vorsehen, weil sie in ihrer Wildheit jetzt auch Lust verspürten, sich am anständigen Rocke zu reiben, und Mädchen und Frauen mußten eilig

und ohne sich umzublicken, hinübergehen auf die andere Seite, daß sie nicht Wort und Hohn aus ihnen neu herauslockten. Jung waren sie, und waren doch schon wie die Alten — sie kannten Alles zur Genüge — und waren ausgenützt. Keine Seelen, die noch etwas Anderes dachten und wünschten, als was kalt und trocken wie ein harter Stein zuletzt in ihren Händen blieb. Sie sahen Blumen nicht blühen — und sahen nicht, daß weiße Wolken am Himmel zogen — hoch über den engen Straßen — und Vögel zogen in den Lüften. Sie gingen hinein noch in die Destille, wo sie um den Schänktisch standen — und tranken sich zu, die Mützen hinten, und lachten und tollten wie oft.

Nur Einer hatte nicht gesprochen, aber er war kränklich und schmächtig und klein. Er wußte, daß er nicht aufkam gegen die Gesunden. Deshalb schwieg er. Und vor der Destille hatte er sich von ihnen getrennt und war heimgegangen. Und es nagte an ihm. Er war dann noch einmal bis vor Mathildes Haus gelaufen, um zu sehen, ob er sie treffen könnte, und hatte vor ihren Fenstern gestanden. Derselbe, der sie versucht hatte, anzureden, den sie hart und unbarmherzig abgewiesen. Dem sie einen Zornblick zugeworfen und nie ein Wort mit ihm gewechselt hatte. Es nagte an ihm. Er empfand einen Gram. Er hatte den Wunsch, Mathilde zu warnen. Er versuchte, die Treppe im Hause aufzugehen und dann ging er doch nicht, weil Jemand oben aus dem Zimmer trat — er eilte in die Nacht und ging nun tagelang, gequält von einem Gedanken.

Viertes Kapitel.

Wie Saleck sich nähert.

Mathilde lebte noch immer bei den beiden Wäscherinnen, still und häuslich. Ihre jungen Mienen waren frisch und stark. Sie liebte die Alten, die ganz selbstlos nur immer Gutes brachten, und sie empfand, daß sie kräftiger und weiblicher wurde. Am Hause war neben Schutt und Schuppen ein winziger Rasenplatz und es begannen Veilchen am Rande des Zaunes aufzusprossen. Und die Abende waren länger. Da saß sie und nähte manchmal auch. Und wenn sie sich abends ihren Leib waschend im Spiegel sah, erschien sie sich kräftig und schön, und dachte an den Frühlingsbaum, der im Hofe eingeschlossen, weiß schäumte. Sie wußte nicht, daß sie es war, die in der kleinen Scherbe wiederschien. Wie Eine am Brunnen, dachte sie. Und es fiel ihr ein, daß wiederholt eine Stimme heimlich sie neckend „Großmutter" rief, heimlich und freundlich. So wie sie dastand

in der drängenden Frische des Lebens, sah sie nicht wie eine Großmutter aus. Aber wenn sie die Fabrik im Strome verließ, und Lachen und Hohn und gemeine Worte und lüsterne Fragen und Spöttereien der Jungen, wohl gar einmal ein wirkliches Angreifen und Festhalten und Geküßtwerdensollen eines Menschen, den sie nicht beachten mochte, und gegen den sie sich mit schneller Kraft wehrte, vorüber waren — hatte sich immer wieder eine freundliche Stimme heimlich, daß sie nie den Rufenden finden konnte, vorgewagt: „Großmutter, Großmutter.“ Und nun sie dastand vor ihrem Waschschäffchen, mußte sie sogar darüber lachen. Es war ein Witz. Sie hatte zwar auch dabei immer mit Härte und sicher wie ein Vogel, der zum Auffliegen bereit ist, um sich geblickt. Aber im Grunde gefiel ihr, daß sie ein Zartes und Zurückhaltendes hörte, und daß Jemand mit ihr einen freundlichen Witz machen konnte. Und wenn sie auch eilte und froh war, wenn der Schwarm hinter ihr verstummte, so erfüllte sie doch nur gegen die Menschen eine ganz ungedeutete und im Grunde unerfahrene Abneigung, die sie aus dem Gemeindehause mit in die Stadt gebracht hatte — es wäre ein Wunder gewesen in ihrer jungen Seele, wenn sie sich nicht schließlich heimlich gesehnt hätte, den zu finden, der so zurückhaltend und zärtlich „Großmutter“ rief. So war es gekommen, daß sie eines Maiabends an die Stelle zurücklief, wo sie den Ruf hatte hören müssen, und daß im Schatten der alten Linde, die aus dem Direktorenpark über die Mauer und den Weg sich

breitete, Einer plötzlich heraustrat und sie festhielt. Sie war furchtbar erschrocken. Es ging ein Schrei aus ihr aus. Aber sie war stehen geblieben, weil sie gleich sehen konnte an den Schultern, die fast den Kopf hielten, daß es wieder nur der junge, schmächtige Mensch war, der dort heimlich gewartet hatte. „Scheer' Dich", sagte sie hart. „Rühr mich ni a."

Der Huckige wagte auch nicht, sie festzuhalten, aber er war froh, daß er sie einmal allein vor sich sah.

„Warum biste denn a su?" sagte er nur ganz entschlußlos.

„Wie bin ich denn?" sagte sie — „was willste denn vo mir?"

„Nu Jeses", sagte er, „ich will weiter nischt, Du brauchst doch nee asu verächtlich zu thun."

„Grade — ich thu ni a su — ich bin's."

„Ich wiß gar ni, was hot denn das fir'n Zweck?"

„Zweck hot's nee" — lachte sie höhnisch, wie sie einst zur Mutter lachte.

„Wenn ich Dir gutt bin, kannst Du doch mit mir gihn", sagte er, immer noch eingeschüchtert. O, sie war streng und hell wie eine klare Glocke.

„Ich geh ni mit Jedem, an sulche bin ich nee. Heute und morne. Verstihste? Und wenn De mir noch amol an sulchen Schreckschuß eijagst", sagte sie zögernd und sah, daß er fast verlegen niedersah — lachte auf einmal über die demütige Geberde hell auf, und indem sie zu-

rückgewandt wieder weiterzugehen versuchte, „'n Zweck hot's ni — gar keenen — ich bin a su —". Aber weil er entschlossen bat und gütig und ohne Verlangen sagte:

„Nee, bleib ock — an Augenblick wenigstens — sei a su freundlich!" Da kam es ihr wie ein ganz warmer Hauch vor, der aus dem zarten, bartflaumigen Mannesgesicht ausströmte. Sie dachte garnicht, daß das es wäre, worum sie stolz und hart sein wollte, und sie verstand auch gar nicht, was in ihr vorging — sie hatte auf einmal ihr Kaffeetöpfchen fester ergriffen und sich umgesehen, ob jemand in der Nähe wäre und war davon gerannt — ängstlich und scheu und unsicher und doch mit einem Glück, was ihr warm in den Gliedern rann.

Jetzt begann ein eigentümliches und neues Leben in ihr. Sie raffte sich. Sie sah nun Alles, als hätte Jemand ihr die Welt klarer gemacht. Sie ging auch noch eifriger in die Arbeit, versuchte Ueberstunden zu machen, daß sie reichlicher noch verdiente. Sie hielt auf sich. Die enge Jacke und den kurzen Rock hatte sie bald für ihre Geschwister nach Haus gegeben und kleidete sich wie eine Erwachsene, nur sauberer und frischer wie die Andern. Ihr Haar legte sie in Zöpfe, reichlich wie es war und goldig, und in ihren Augen glänzte ein heimliches Aufmerken, wie auf etwas Frohes, was kommen konnte. Dabei schritt sie einher, ohne groß um sich zu blicken. Sie empfand es plötzlich fast wie einen Ekel: das Feile, das die andern jungen Mädchen und gar die alten darunter hatten, wenn sie aus dem Thore sich

auf die Straße drängten und jedem Gutgekleideten nachblickten und nachlachten. Sie ging immer, als hätte sie ihr Ziel anderwärts. Nur sah sie Alles doch um sich. Und Alles empfand sie fein oder grob — daß es sie anzog, oder abstieß, bestimmter und klarer als je — und sie hatte ganz das Gefühl verloren, auf der Hut zu sein. Als wenn sie jetzt ganz sicher wäre. So kam sie und ging sie. Und saß daheim. Und nähte und wusch, und wenn sie jetzt nach Hause schrieb, man konnte es fast nicht glauben, was da in die kalte, rauchige Stube für ein heller Schein aus einer jungen Seele sich wie eine weiße Taube niederließ: „Innig geliebte Mutter — o — nun verdiene ich viel — und ich kleide mich gut — und die Menschen in der Stadt, Du kannst gar nicht denken, wie anständig die Menschen hier leben und gehen — und ich bin ganz sauber und anständig und halte wirklich darauf, daß ich Euch, geliebte Eltern, keine Schande mache" — u. s. w. So klang es. Die Seele war voll jungen Lebens, die solche Worte sorgfältig auf einen schönen Bogen schrieb, einen extra schönen mit einer roten Blume, als wollte sie zum Geburtstage grüßen, oder sonst eine Feststimmung zum Ausdrucke bringen, wie sie in Unterrock und Hemd auf dem Schube hockte am Fensterschlitz. Und es war auch wieder Sonnabend, am frühen Nachmittag. Fast störte es sie, daß die narbigen Mädchen im Zimmer waren. Das Gefühl war ihr bisher noch fremd gewesen. Aber es begann sie zögern zu machen, daß die alten Dirnen sie ansahen, wenn sie, die Junge, Rosige,

nackt am Waschfaß stand. Und sie begann zu horchen, ob sie daheim blieben. Sie war in Hemd und Rock sitzen geblieben und machte sich immer noch eine Beschäftigung. Sie zögerte. Es war in sie gekommen, wie ein plötzliches Aufblitzen, daß sie sich vor sich und Andern verhüllen wollte, es war ein ganz unbekanntes, hohes Gefühl. Es erschien ihr zuwider, die Augen, die sie ansehen wollten und ihr junges Fleisch wohl gar berührten. Heimlich und tastend versuchte sie, ihre Zeit hinzudehnen. Und erst wie sie hinaus waren, wusch und kleidete sie sich rein und sah sich nicht an, als wenn sie selbst sich nicht feil wäre — und dachte nur an etwas, als wenn es am Horizont sich in Golde und Glanz nahte.

Und dann, am anderen Tage, stand sie fein und sauber im groben, guten, grünen Wollenkleid und hatte einen Hut mit Blumen und wußte nicht: — Sonntag — sie wollte in's Freie. Sie dachte an die Berge, wo die Menschen Sonntags auch in hellen Scharen kamen. Es war Sommer, und sie wußte auch, daß sie irgendwo hingehen mußte, wenn er nun wieder bittend auf sie lauern und sie erschrecken wollte. „Komm in de Hallen", hatte er das erste Mal gesagt. Die narbige Dunkle kam auch wieder und sagte: „Liebling, komm in die Hallen." Es störte sie nicht, daß auch die Alte es zu ihr sagte, weil sie nur das Wort hörte und ganz sicher war. So kam sie mit ihnen. Der weite Tanzboden war voll Staub — Alles wirbelte — es war ein Getümmel. Am Eingange standen Männer mit Bierseideln in der Hand, die Hüte

in den Nacken geschoben. Junge Mädels saßen auf Bänken an der Saalmauer und warteten auf ihre Tänzer, lachten und hatten Biergläser neben sich. Und auch alte Frauenzimmer, mit ekeln Patronen am Arm, schlenderten heraus in den Garten. Die Freundinnen Mathildes hatten gleich einige gefunden, die mit ihnen anstießen — und es kam Einer, der auch sie zum Tanze einlud — Einer, der nicht mehr nüchtern war und den sie nur ganz erschrocken ansah, und aus Angst und Eile auch schon in seinem Arme durch den Saal fegte. Und wie sie tanzte, drehte sich Alles. Es ging. Sie hatte noch nie getanzt. Aber der Kerl hielt sie fest umschlungen, und es ging ganz außer Maßen — sie mußte staunen und sich umsehen. Und wie sie blickte, erkannte sie den Kleinen mit der zarten Haut, der den Blick nicht von ihr wandte. Das hätte sie beinahe außer Ordnung gebracht, und sie war fast verwirrt, wie der Angetrunkene sie endlich losließ, und sie auf ihren Platz fiel, daß er prahlerisch lachte, ehe er sich mit einem Ruck wieder dem Saale zuwandte. Und nun blieb sie an derselben Stelle lange stehen und wagte keinen Blick. Und wieder kam eine Angst über sie. Sie war einige Male drauf und dran, wie unter der Linde fortzulaufen, aber sie war auch gebannt und wagte nicht. Bis sie fast verstohlen sich hinausdrückte. Es war dunkel im Garten — das Getöse des Saales mit seinem Schein verlor sich im Schatten unter den alten Kastanien, unter denen Tische standen. Sie wollte jetzt doch heimgehen. Da trat wieder etwas aus dem Schatten

zu ihr. Sie wäre in der That fast ohnmächtig geworden, so schwanden ihr in dem Augenblick die Sinne.

„Mich magst De nee — und mit an sulchen Kerle tanzt De", sagte eine Stimme zornig. Sie war in solcher Glut, daß ihr zu heiß wurde vor Scham, und fand nicht ein Wort zu erwidern. Es war in einer Partie des Gartens, die am Wasser lag. Eine Grasbank stand da, sie sah zur Erde. Und dann in die im Sternenlicht vorbeischießenden Wellen und seine Hand suchte die ihrige.

„Nee — nee", sagte sie ganz weich und schüchtern, „wenn ich nu eemol doch heem muß — luß mich — luß mich ock — a andermol — ich kann ja a andermol — meinetwegen will ich au ni so sein, wenn De gut zu mir bist." Und sie dehnte sich langsam und unentschlossen und blieb doch fest stehen, ihre Finger mit dem gesenkten Blicke zählend und hatte in der gänzlichen Verwirrung sogar auf die Grasbank sich niedergelassen. Bis dann zum erstenmale in ihrem Leben an ihr Ohr kam, was ein sehnsüchtiger, huckiger Verliebter in die Sterne und in die rauschenden Wasser, die in der Nacht blinkten und plauderten, heimlich mit fieberglänzenden Augen flüsternd und zitternd redete.

Fünftes Kapitel.

Wie Skrupel erwachen.

Mathilde hatte die halbe Nacht mit Saleck zugebracht. Nicht viel sprechend, nur daß er, der ärmlich und kränklich war, und der unter seinen Kameraden in der Fabrik nichts galt, wenn sie schrien und tranken, nur dann und wann, wenn es hieß, ein besonnenes Wort mit sorglicher Stimme hinzuzuthun — um Mathilde seinen langen Arm gelegt — und so gewissermaßen Besitz genommen — und sie, verlegen über die Güte, und das Glück, das aus seinen zärtlichen und schmächtigen Mienen leuchtete, es ruhig und wortlos hingenommen. Sie war nicht gewöhnt, wenn jemand zwecklos gab, nur um Freude zu machen. Noch weit weniger jene stille Hingabe, die jetzt aus dem fremden Manne kam, und gar nichts wollte, als sie zärtlich berühren, und sie ließ den kränklichen Menschen gewähren, selbst in Scheu und Scham vor Allem und wortlos, und wohl auch in sich hineinsinnend, und

in die Sterne den Blick spinnend — oder auch auf seine Hände, die mit den ihrigen spielten, Finger um Finger besehend von der schwieligen, jungen Arbeitshand, niederblickend und verlegen lachend, wie als wenn sie fortfliegen und nicht bleiben könnte, so innerlich verwundert und unbegreiflich war ihr Alles im Lichte der Sommernacht vorgekommen. Und was Saleck geredet, war klug und sinnig. Das war nun klar. Einer, wie die Gesunden, die roh wurden, und die lüstern und laut einherstürmten, war er nicht. Er gefiel ihr — so dürftig sein Ansehen, so sehr sein Kopf auch in den Schultern saß, so feucht und fiebrig seine Hände schienen, heiß und kränklich — seine Augen sprachen so lebendig und froh und hatten sich in Mathildes helle, frische, steinige Blicke so fragend eingebohrt, — daß sie nicht anders als nur schweigend und still und in Scham und Sinnen und in kaum geahnter, stummer Erwiderung seine Hingabe angenommen. Sie war spät durch die Straßen gegangen. Daß er sie begleitete, als sie aus dem Schatten der Promenadenbäume heraustraten, wollte sie nicht. Es war ihr ganz plötzlich eingefallen, daß sie nach Hause müßte.

„Nee — ich muß heem — nu muß ich — nu muß ich.“ Und sie hatte sich aus seinen Armen schnell gelöst, daß die heiße Stelle, wo seine Hand um ihre Brust gelegen, nun ganz kühl wurde und sie das Tuch fester um sich zog.

„Und Du bleibst,“ sagte sie bestimmt. Es war wie ein Erwachen. Die Welt kam ihr wieder vor die Augen.

Der Traum, in dem sie geschwommen war im stillen Sinnen und Erstaunen — nun wich er. Sie zog das Tuch fester und richtete sich auf. Saleck sah sie im Hellen stehen und fand kein Wort. Sie hatte ihn fast unsanft geweckt. „Du bleibst — ich geh nu heem."

„Wenn sehn mir ins denn?" sagte er, „warum gihst De denn?"

„O", sagte sie zögernd, „ei der Woche kumm ich nee."

„Warum sull ich Dich denn ni bis zum Hause führen?"

„Ich will ni", und der kleine Schmächtige hielt sie zurück.

„Nee, nee — ich will ni — 's braucht's Kees wissen —".

„Madel", sagte er, „asu willste fort?" und er nahm und hielt sie am Handgelenk fest, und dann küßte er ihre Hand zärtlich, wie ein feiner Liebhaber, und plötzlich so inbrünstig, daß er ihr wehe that. Sie machte sich los und begann eilig zu laufen.

„Uf de Mittwuch", rief er, ihr nacheilend — und erwartete eine Antwort. Aber Mathilde war von fernen Schritten wie aufgeschreckt und war nicht zu halten, war längst um die Straßenecke und in das kleine Nebengäßchen eingebogen, in das ein altes Gitterfenster eines Fleischerladens wie ein Erker hineinragte, und vor dem eine scheckige Katze saß und heimlich über die Straße verschwand. Und Mathilde war nun in Unruhe. Wie sie in ihr Haus eintrat, fand sie es offen und im Haus-

flur tastete der Schlosser, der betrunken war und Unverständliches lallte, dreist nach ihr langte, wie sie in Angst an ihm vorbeistob in ihr Seitentreppchen, und dann höhnisch ihr nachrief: „Aha, aha, hust Dr au a Vergnigen gemacht, Madel, bist au Eene vu da Wilden! Hahaha.“ Mathilde schnitt es wie mit Messern. Sie war fast zu Tod erschrocken und in ihrer Angst hatte sie die Thüre wie toll aufgerissen, daß jetzt die eine Narbige, die Dunkle, sich im Bette aufrichtete — die andere war noch nicht heimgekommen — und ganz erschrocken und verstört, als wenn sie ein Unheil sähe, in den Mondschein starrte, der um die Thür lag, wie Mathilde in plötzlicher Angst, und als wenn ihr ein Böser folgte, die Thür in's Schloß riß und von innen verriegelte.

„O“, sagte und stöhnte die Böhmische schlaftrunken. „Was? — wer? — wer ist denn? — Himmel — sag doch —“

„Stille, ich bin's“, sagte leise Mathilde noch fiebernd, „Maiwald steht betrunken im Hause, er kam mir nach“, und sie stand und lauschte. Aber es blieb Alles still. Man hörte nur Trappen und vor sich Hinlachen und Murren, die Treppen krachten. Er stieg in den oberen Stock unter's Dach. Man hörte weiter die dumpfen Tritte und dumpfes Sprechen, was wie heimlicher Streit klang, sonst blieb es im Hause still. Und Mondschein fiel vom aufgehenden vollen Mond am Horizont bis zur Thür, wo Mathilde immer noch stand und sich nicht fortbewegte — und die Dunkle legte sich in's Bett zurück, daß man die Betten rauschen und das Bettstroh kni-

stern hörte — versuchte noch einmal zu lachen, wollte auch fragen, wo Mathilde herkäme, aber Alles erstarb und blieb still — sodaß Mathilde nur in den Mondstrahl starrte — immer noch — und sich kaum besann, so schwer war ihr von der Nacht, so unklar und in Angst mischten sich die Gefühle — und so seltsam kam auch aus dem Licht das hingebende, zärtliche Gesicht und griffen nach ihr die heißen Hände — daß sie sich nicht ermannen konnte. Daß sie auffuhr und an's Fenster trat — und wieder stand — und über die Gasse sah, wo auch der Mond in Flecken hell lag — und sich nichts regte. Und Mathilde erfüllte es plötzlich wie Schmach und Glück zugleich. Sie sann zurück. Sie dachte, daß es niemand wissen durfte. Es gellte ihr das Lachen des Schlossers nach. Und sie erhob sich zornig fast — und warf ihr Tuch auf ihren Korb — fast in Erbitterung — sie sah die Dunkle liegen und hörte ihr lautes, röchelndes Atmen. Sie wurde so erregt, daß sie ihr Kleid aufriß und vor sich hinsprach — neu an das Fenster ging — und sie stand am Fenster und atmete hinaus, wie sie es aufgerissen. Es war ihr zum Springen. Sie war unzufrieden. Sie löste ihr Haar, das verwildert war und fühlte am Kopfe noch die Stelle, wo sie ihm an der Schulter gelegen — und lachte fast erbittert — weil es ihr lächerlich erschien — und sie begriff nichts recht. Nur das Lachen und die erstorbenen Fragen der Narbigen kamen in ihr neu auf; und sie machte sich Gram. Sie dachte — jetzt bin ich auch eine von denen — und schalt sich — und es kam der Wunsch

— fortzukommen aus diesem Hause und aus diesem Gehätscheltsein von den Alten, die ihr plötzlich ganz dunkel und unheimlich drohend erschienen — und es war ein Auf und Nieder. Nichts kam zur Klarheit in ihr. Alles war trüb im Mondenlicht, das auf ihre bloßen Füße fiel. Sie nahm ihr Kleid und warf es in die Ecke, daß es vom Stuhle glitt. Sie haßte plötzlich sich und die reinliche Pracht, und eine Last wie ehedem fühlte sie in sich gähren und aufquellen und sich um ihre Seele legen, daß sie wieder auf dem Schube hockte und ihren Kopf in ihre Hände nahm und zu weinen anfing, mit einem stillen, inbrünstigen, schmerzhaften, unbegreiflichen Weinen, um etwas, was ihr Los war und um etwas, was sie nicht fliehen konnte — daß die Alte im Bette sagte: „Kind, Kind.“ Mathilde war wie aus Erz — ihre Thränen versiegten. Sie that, als hätte sie nur dagesessen. Sie nahm einen Ton an, als wäre sie arglos und sie erhob sich und ging geschäftig hin und her; nahm das Kleid auf und das Tuch — legte es sorglich in den Schub — und sorglich legte sie nun Stück um Stück hinein — weil die Schlafende sich neu aufgerichtet und lange unklar sie angestarrt und sie gefragt hatte: „Was ist Kind?“

„Was soll denn sein“, sagte Mathilde mit Aerger und innerer Abneigung.

„Du kummst spät“, sagte sie. „Nun Mädele, ist nicht schön in die Hallen? — Ich bin wie zerschlagen“, fügte sie müde lachend hinzu. Mathilde stand da und verhielt sich den heimlichen Trotz. „Hast Du auch Mannsbild

gefunden? Wie spät ist?" fragte die im Bette und sah noch immer nach ihr. „Ju, ju, ich ha auch a Mannsbild gefunden", lachte Mathilde plötzlich, höhnisch auf sich und auf die Schlaftrunkene — „dreie is —". Und sie sah hart und steinern aus, wie sie dastand, kräftig und jung — ein Bild so frisch und so unbegreiflich traurig und in sich aufgewühlt — und sie legte ihre Hand an die Stirn, die heiß war — und öffnete noch einmal das Fenster, um in den Mond und in die Luft zu sehen, wo Silberwolken blinkten, und dann lag sie und fühlte jede Stelle, die der kleine Schmächtige berührt an Brust und Hüften und sank in Halbträume, und fühlte es wie Krallen, und es drückte sie unbarmherzig — und Einer, dem der Kopf ganz in den Schultern saß, verwandelte sich zu einem Zwerge, der sie packte und ihr wehthat und alles Hoffen erdrückte: „— O — o — o — o — a — a —!" Sie erwachte und lag mit offenen Augen bis zum Morgen.

Sechstes Kapitel.

Mathilde's heimliches Zögern.

Seltsam, wenn eine starke Seele in Elend und Verkommenheit aufwächst, wie sie sich umschalt mit Verachtung und Angst und Mißtrauen. Sie will aufkommen in's Licht, und um sie herum ist nur eine elende Rauchstube, in der Flüche und Haß und Hohn in der kohligen Luft zittern. Sie muß sich wappnen. Sie kennt nicht die stille, freie, heitere Sonnenluft, wo eine Berganemone weich und silberglänzend und rein aufkeimt — nur diese kleine Welt voll Moder und dumpfer Gefühle auf der elenden Lehmdiele unter Blicken, in denen Jeder dem Andern sagt: „Geh mir aus dem Strich!" Sie muß sich gar wappnen mit allen Härten gegen Jeden und auch gegen das Trübe, das in's Auge fällt, daß sie nicht ganz nur noch Haß und Dunkel sieht, und wenn sie einmal kindlich frei und ahnungsweit gehofft und gefühlt hat, daß sie nicht denkt — „es war ein kin-

disches Wünschen und eitle Träume und Schäume — die Welt ist Rauch und Haß" — und nicht in Mißtrauen und heimlicher Angst sich ganz verzehrt und verschließt.

Wenn Mathilde so dachte, — sie hatte oft in rauchige Luft und klingenden Haß und Groll gesehen. Ihr konnte wohl Liebe wie ein eitles Blendwerk scheinen. Wenn sie jetzt schritt, schien sie härter als je. Wenn sie morgens ausging, sah sie barsch und groß aus, — kräftig, und niemand konnte sie in ihrer schnellen, sicheren Bewegung zögern machen — niemand konnte eine lichtere Linie des kindlichen Lebens, das in ihr verschalt lag, in ihre Mienen locken. Es war ihr unbehaglich auch im Hause. Den jungen Schlosser floh sie fast. Und verschlossen war sie nun wie im Dorfe. Sie war grob gegen die Narbigen. Wenn sie etwas brachten, das sah sie absichtlich nicht an und that gleichgültig und kalt und achtete es nicht. Und im Hause die Leute waren ihr alle zuwider. Das war ihr Mißtrauen. Das Mißtrauen war nicht grundlos. Man fand thatsächlich, wie der Sommer gekommen war, und der Schlosser eine höhnische Geschichte mit zweifelhaften Blicken auf die Sechzehnjährige geworfen seinem Weibe erzählt hatte, die unter den jungen Weibern im Hause umging, daß sich diese junge Strunze etwas viel herausnähme. Man fand sie unausstehlich. Man dachte allerhand über sie, wenn die Weiber unten am Brunnentroge mit ihren Kannen standen und schwatzten. Und auch die Gemüsefrau am Ende der Gasse im kleinen Laden, der widerwärtig aufdring-

lich nach Aepfeln und Rüben roch, die behauptete: „ein solches hochmütiges Weibsbild hätte sie noch niemals gesehen.“ Man war auch hier übereingekommen, nun sich Mathilde daheim ganz und gar zurückhielt, sie für Eine zu halten, die es heimlich triebe, und der man ihre Mienen noch unausstehlicher und mit der Zuthat von niederträchtigen Anschuldigungen zurückgeben müßte.

Aber Mathilde ging in die Fabrik wie immer. Es war zum Lachen, wie tüchtig und ungestört sie arbeitete, willig und kindlich, im Werkmeister und Portier fast Götter sehend, die blindlings über ihren ganzen Tag geboten. Wie sie eifrig war, daß sie rot und frisch glänzte; wie sie nur Arbeit war, daß in solcher Zeit kein Sinn in ihren Zügen lag, als nur dieses eine Thun des Fädenhaschens am Webstuhle, wenn der oder jener fiel und ihn neu verschlingen und immer wieder, immer wieder — einen Tag um den andern — eine Woche um die andere — und so aus Winter durch Frühling hindurch, in den Sommer und Herbst hinein, eifrig hingegeben, ob es da draußen im Sonnenlicht Flocken gab, die an die Scheiben tanzten, oder Blütenbäume in den Gärten geduftet hatten, sie sah ihren Fäden zu, Stunde um Stunde, Tag um Tag, Woche um Woche. Und hatte da Pflicht und Spannung — daß der Tag erfüllt war und ihr in der Woche kaum Sinn und Liebe übrig blieb. Und müde wurde sie. Man kann es begreifen. Sie machte Ueberstundenarbeit. Sie hatte immer Geld. Sie sandte auch den Eltern und Geschwistern. Und es war ihr lieb,

daß sie nicht denken und denken brauchte, weil ihr Qualen kamen und sie sich nicht ganz zurecht fand. Aber wenn sie so stand und die Fäden fing, war sie fast lustig anzusehen. Mancher, der vorüberging, dachte, daß sie lachte. Und daß sie fast mit den Fäden ein Spiel trieb, wie die Fäden mit ihr. Und sie war sauber und reinlich gekleidet und eine Gestalt wie aus Stahl, jung und schmiegsam und stark in Armen und Gelenken, frisch und entschlossen. Sie sah fast nie auf und wußte kaum, wer sie beobachtete, oder wer ihr zugesehen. Und so lange sie so stand und vigilierte, war wie aus den Mienen, auch aus der Seele alle Unruhe und Mißtrauen und Groll ausgelöscht. Da lachte die Seele wirklich. „Hahaha" — man denkt nicht, daß wenn die Hand der Jungen die Fäden knüpfte, über ihre Seele nur das leise Streicheln ging von Ahnungen, die ungedacht waren und kamen, wie der Frühlingswind, wenn der einsame See still liegt, wie ein Kind im weichen Ruhebett.

Und wenn sie heimkam, niemand hatte es monatelang erfahren, warum sie so mißtrauisch aussah, sobald sie aus dem Thore der Fabrik heimeilte. Es quälte sie, daß sie ein Verhältnis mit Saleck angefangen. Wenn sie dann hineilte und an *ihn* dachte, peinigte sie der Gedanke an ihn, und sie sagte es niemandem. Und nur Sonnabend Abends gab sie Einkäufe vor. Die alten Wäscherinnen, die um sie waren in der Feierzeit, schalten sie und wollten dahinter kommen, schließlich war sie grob und wollte grob sein, um sie los zu werden. Sie dachte

längst daran, aus ihrem Stübel auszuziehen, vielleicht in ein eigenes. Und die Alten zankten und wurden auch rüde. Sie fanden es undankbar, wie das Kind sich benahm. Keine durfte mehr wagen, ihr zu nahe zu kommen. Mathilde mußte Mahnungen und dann Vorwürfe hören und bald auch grobe Verdächtigungen, da sie mit der Sprache zurückhielt. Und im Hause ging das Reden um, das die Wäscherinnen mit der jungen Schlossersfrau mitmachten. Mathilde hütete sich wie eine Krähe, wenn ein Mann mit der Flinte kommt. Nur Sonnabend Abends ging es also, daß sie mit Saleck zusammenkam, und in der Zwischenzeit außer der Arbeit war sie auf der Hut. Auch vor sich sogar, denn sie empfand manchmal, als wenn sie halb träumte — und sah ihn huckig und schmächtig — und konnte nicht froh werden.

Nun dann, Sonnabend — Sommers — ging sie, wohin sie ihn bestellt hatte. Und weil sie dachte, jemand könnte sie belauern, machte sie Umwege und verschwand in Ecken und Winkeln und lief auch noch in den oder jenen Laden; sie kaufte ihm kleine Geschenke ein, Cigarren — und auch süße Früchte, wenn sie billig waren, und stand dann heimlich vor ihm. Da waren alle Skrupel weg — da hatte sie ihn gern — da legte sie immer auch wieder den Kopf an ihn — da sah der Kopf Salecks mit großen, grauen Augen auf sie nieder und schien voll Güte und Glück und schien zu wachen über sie — und sie empfand es unbegreiflich sanft, daß er zufrieden war mit dem zärt-

lichen Berühren, daß er eine Stunde nur sprachlos froh sein konnte mit ihr, daß er neben ihr saß und immer wieder ihre Finger zählte, — einen jeden nach dem andern, einen jeden liebevoll betrachtend, so schwielig er war, so voll grauer Linien von der ewigen Arbeit, so glatt glänzend dort, wo immer der Faden durcheilte — und sie hatte ihn gern und fühlte, daß sie nicht loskommen konnte aus den Armen der Güte, daß sie bei ihm bleiben mußte, daß er schmächtig und kränklich war, aber eine feine, sehnsüchtige Erfüllung im Auge sprach: „Begreife nur, Du Frische, da drinnen sitzt Einer, der auch das Leben liebt, auch wenn der Kopf tief in den Schultern sitzt!" Und sie empfand es so stark mit ihrer gesunden Jugend, so ein heißes Gefühl kam auf in ihr, so voll des Dranges, Glück und Zartheit zu erwidern, daß sie ihn an dem einen Abend inbrünstig umarmt hatte, zum ersten Male in ihrem Leben, so inbrünstig, so besinnungslos, so fast unbeholfen und wild in ihrer Jugendkraft, daß der Mann ihre Hände in seinen Seiten fühlte wie eiserne Klammern, und daß er fast ängstlich dabei ausgesehen. Kindlich und verlegen war sie dann. Es war ihr dann nur, als wenn alle Not ausgelöscht, alle Skrupel, alle heimliche Scheu, die sie plagte, wenn sie fern von ihm war. Sie war dann den Abend auch gar heiter, lachte und neckte ihn, nannte ihn Zwerglein und gab ihm Kosenamen, die ihr einfielen, und die sie noch niemals im Munde gefühlt. Es kam ihr komisch vor, wenn sie zärtlich seine Hand nahm und sagte: „Wie

e' Kauz siehst Du aus, so huckig gihst Du." Sie wußte gar nicht, daß er nur lachte, weil sie lachte, und daß ihm das Wort nicht wohlthat. Aber sie war an dem Abend ganz ausgelassen, sie neckte ihn und spielte mit ihm, und er liebte sie und brannte für sie und wehrte sich gegen nichts, was aus ihren frischen, lachenden Augen kam. Nur wie er es durchaus verlangte, daß sie offen mit ihm gehen sollte, gab es einen kleinen Streit. Er verlangte es. Und sie sagte rundweg „Nee!" Und er verlangte es wieder, und sie machte Ausreden. Sie wurde auch ernst, und es glitt Härte einen Augenblick durch ihre Seele. Aber sie verscheuchte sie selbst, weil sie allein waren draußen im Felde, weit und breit niemand, nur unter Halmen, die sich um sie neigten, und nur unter'm Sternenscheine, der die ganze weite Welt, sie im Glücke mit umspannte, und sie lachte und sagte: sie hätte sich was ausgedacht und kam nun mit ihrem Plane: „Hör amol, Joseph, Du bist doch a Vernünftiger und kannst warten. A su lange ich bei da Menschen wohne, giht's ni."

„Nu, da nimm an Stube für Dich, oder wenn mir ins a Stiebel zusammen nahmen?"

„Nee, nee", es kam wieder die Härte. Das Gesicht wurde fast leidend einen Augenblick. „Nee", sagte sie, „das mag ich ni", und er nahm eine Aehre vom Halme und kitzelte sie am Halse, daß sie noch versonnen, aber freundlich erklärte: „A Stiebel nehm ich mir, Jeses, erst muß ich sehn, wie das ableeft, und wie ich vo da Leuten lus-

kumme. Wenn ich alleene wohne, könn' mir sehn!" Dabei hatte es an diesem Abend sein Bewenden. An Sorgen und Denken war Mathilde an sich nicht gewöhnt. Aus Gedanken herauszukommen, wenn sie aufgewühlt waren, war ihr nicht leicht. So war auch trotz Neckereien Salecks, trotzdem er ihr goldene Gespinste in die Luft schrieb, an diesem Abend ein ewiges Wiederkehren in's ernste Ermessen — sodaß sie selbst alles Liebkosen vollends vergaß und schließlich stumm wurde — und Saleck sie auch mit seiner demütigen, innigen Geberde, wie er ihre Hand an seine Augen legte und sie niedergebeugt geküßt hatte, die Hand und den Hals und die Brust unter'm leinenen Jäckchen, gar nicht mehr recht erwecken konnte.

Siebentes Kapitel.

Haleck und Simoneit messen sich.

In der Schänkstube in der Nähe der Fabrik saßen Arbeiter und lärmten. Es war im August. Regen troff nieder in die Straßen, daß die Gassen Rinnsale waren und man über Pfützen schreiten mußte. In der Nähe der Fabrik, die etwas außerhalb lag, waren die Wege nicht gepflastert, sodaß die nun im Strome heimkehrenden Arbeiter durch dicken Schmutz wateten. Ein junger, starker Mensch mit einem vollen Barte saß in der Schänke an einem Tische und löffelte versunken eine Suppe, unterdessen der Wirt an den Tisch der Lärmenden Bier trug. An diesem Abend ging es toll zu. Es raschelten die Rinnen, und Rauschen erfüllte auch die Schänkstube, und außerdem mußte was los sein. Der Wirt stutzte und lief vor die Thür, um nachzusehen. An der Ecke schien ein Auflauf: „Ich erschlag' Dich — ich erwürg' Dich — Du Räuberkerl!“ schrie plötzlich eine heisere, glühende Stimme

— während andere schon dazwischen riefen. Der Schrei übertönte unerwartet das Getöse des Regens. Der Wirt war hinausgetreten, und die Rufe waren plötzlich laut in die Stube gedrungen, sodaß alles gleich verstummte. Alle Insassen traten sofort hinaus. Richtig — unten an der Ecke, wo man in den freien Platz vor der Fabrik einbog, gab es eine Menschenmenge von Fabrikarbeitern und Arbeiterinnen, während einige ältere Arbeitsmänner verlegen lachend, fast an der Schänkthür vorbeigingen und sagten: „Der verwachsene Joseph is a Aast, wenn der angreift.“ Und man sah nun — der Wirt und die getrunken hatten, gingen Schritt um Schritt näher, aber sie hielten immer noch zurück, weil sie sonst fürchteten, mitten hinein verwickelt zu werden, — daß Zwei sich in wilden Zornflammen auf Tod und Leben am Boden balgten. Die jungen Arbeiterinnen standen rings herum lachend und höhnend. Auch der junge Bärtige war, nachdem er die Suppe langsam ausgelöffelt, mit energischen Schritten aufgestanden und nahe gekommen. In der Mitte neben den Kämpfenden stand Mathilde — leichenblaß und wie ein Raubtier zum Sprunge bereit, daß Keiner nahe kam, und nur das Gegurgle der sich Würgenden, die wie die Teufel einander anblitzten und anfachten, ohne rechte Worte zu finden, hörbar war. „Was ist denn passiert?“

„Hahaha, — d'r Krumme — d'r Krumme — gibt mit der“, lachten einige junge, freche, abgenutzte Mädchengesichter. „Nee, mit 'm sulchen Bucklichen möcht ich's ni halen —“ schrien andere.

Mathilde fühlte, daß sie alle voll Hohn waren, die um sie standen — sie stand wie eine Bildsäule und wußte nicht — nur die höhnischen Redensarten flogen in der Luft gegen sie und trafen sie, und es war, als wenn sie in den Krummen hineingekrochen wäre mit ihrer Kraft, daß der geschmeidige, kräftige, dunkle Simoneit nun ganz in seiner Gewalt schien und sich gar nicht mehr entwinden konnte. Und der Krumme hielt fest und wie eine Siegesfreude blitzte es in den Mienen seines Auges — hell wie der Tiger blickt, wenn er sich fühlt und weiß, daß er wie eine Freiheit im Blute hat. Und Mathilde stand und sah sich nicht um — nur gerade vor sich, in die Luft hinein — stark und von einer unnennbaren Härte, und es war auch, als ob sie fast fanatisch lauschte auf die Röchellaute, daß der junge Arbeiter, der näher kam, und auch einige andere, die dabei gestanden, nun hinzusprangen zu den Kämpfenden, die im Schmutze sich wälzten, und sie zu trennen versuchten. „Trennen!" — riefen auch Einige in der Umgebung. Jawohl, wenn sich ein Marder eingebissen, ist schwer trennen. Es wälzte sich hin und her — und Mathildes Augen entsprang ein Quell von Thränen, bitter und heiß. Sie wußte es jetzt wieder, daß dieser Freche sie hatte anrühren und heimlich zum Hohn hatte zwingen wollen. Sie war ihm, die auf einsamen Wegen hatte heimeilen wollen, mit knapper Not entgangen. Er hatte sie aus einem Hinterhalt unversehends ergriffen, und hatte wie ein wildes Tier ihr fast ein Stück Jacke vom Leibe gerissen. Nun war

sie ihm entgangen und hatte nicht geschrieen, nicht um Hülfe gerufen — sie war selbst stark genug gewesen, um sich zu wehren. Sie hatte ihm einen Stein an den Kopf geschlagen, den sie zu packen bekommen beim Ringen an der einsamen Parkmauer und war dann davon geeilt. Zu Joseph geeilt. Zu allen, die sich jetzt auf die Straße ergossen zur Feierabendstunde. Und hatte nicht gezögert, sich vor allen in des Huckigen Schutz zu begeben, und auf jenen Frechen, der ihr dreist zu folgen wagte, mit entsetzenerfüllter Miene hinzuweisen.

Und Joseph hatte ihn am Erdboden und würgte ihn und wollte ihm an's Leben. Er sah nichts als den vor sich, der damals die Wette gemacht und geprahlt hatte. Nun wollte er ihm an's Leben. Und das Röcheln wurde so laut, und das Atmen Beider so stoßend und unheimlich, daß Ruhe, fast Totenruhe herrschte, und alle plötzlich wie von unsagbarer Dumpfheit gefangen standen. Mathilde überwand ihre Thränen und machte sich Bahn, um einige Schritte zu thun, ohne sich umzusehen. Es war ihr, als hätte sie ein Recht, daß Jener dort lag und röchelte, und als wenn sie sogar stolz wäre, daß der krumme, kleine Kerl sich wie ein Marder in sein Opfer eingebissen, und sie lachte plötzlich verachtend — da wagte sich auch das Höhnen der Andern noch einmal auf — bis der bärtige Mann, der in der Schänke allein gesessen, die Kämpfenden rücksichtslos und mit einem so eisernen Maße von Kraft auseinander riß, daß der Krumme dastand wie

ein Wahnwitziger, sinnlos um sich blickend, Schaum vor dem Munde — am Halse blutend und mit den Augen Jeden ansprühend und sinnlos vergraben, den Schmutz anfühlend, der ihn über und über bedeckte — und dann die Beiden — Mathilde und er, nachdem sie noch einen harten Blick gewechselt, unter Gezeter und Gejohle heimgingen. Zuerst Schritt um Schritt und noch verfolgt von Höhnenden, und dann, wie sie um die Ecke waren, eilig und schamhaft. Und der Geschlagene konnte sich nicht recht erheben, weil er aus der Nase blutete und sagte nur immer: „So ein tück'scher Hund — nee Jeses, ich ha's ock verpaßt" — sagte er nur immer wieder, wie er sich endlich erhoben hatte und ihn noch Einige umstanden und lachten: „Den hätt' ich kalt gemacht!" Und wie Einer höhnte —. „Ach nee — gleeb ock ni a su was — vor dam fürcht ich mich ni — dar kriegt's noch — dar kriegt's noch." Womit er Schritt um Schritt in die Kneipe einbog, um sich zu stärken und zu reinigen.

Achtes Kapitel.

Mathilde geht nun offen mit ihm.

„Nu gih ich mit Dir", hatte Mathilde gesagt, als sie am Abend jenes Tages am Hause stand und ihn ansah, wie er bleich und noch fast atemlos erschien, und wie sie ihm im Hausflur die Blutspuren am Halse wegrieb, daß er ungestört heimkonnte. Und so war es. Jener Angriff Simoneit's, dessen Namen sie jetzt kannte, hatte ihr aufgethan, was für Menschen sie umgaben, und in welchen ewigen Gefahren sie als ganz einsames, junges Frauenzimmer lebte. Und sie ging mit ihm. Wenn sie morgens in die Fabrik wollte, kam er pünktlich vor's Haus, wenn sie die Treppen niederging, er mit dem Kopf ein wenig in den Schultern und sie groß und jung, er auch bleich und mit einem Angesicht, aus dem nur Sinnigkeit und Sanftheit Ausschau hielt — ob zwar jetzt in der Fabrik alle wußten und alle heimlich und laut sagten, daß er wie ein böses Raubtier einem an den Hals

komme, wenn man seine Wut weckte und einem gar das Blut wie ein Vampir aus den Adern saugen könnte. Und man ließ sie unbehelligt. Sie gingen mitsammen, er ein Schutz für Mathilde, weil sie wußte, daß ihre Kraft, seit er an ihr mit ganzer Inbrunst hing, in ihn überging, wenn sie nur bei ihm stand — und er, gesonnt durch das schöne, kräftige, gesunde, unberührte Bauernkind, das kaum erwachsen einherschritt, sicher und hart und tüchtig. Niemand wagte sie nun zu stören. Auch die jungen Arbeiterinnen sahen sie mit heimlichem Respekt — und die jungen Arbeitsmänner, oder gar die alten, sagten höchstens: „Kannst lachen, Joseph", wenn sie mit dem Krummen einmal beim Arbeiten, oder über den Fabrikhof schreitend, ein Wort wechselten. Jetzt kam Saleck auch und saß bei Mathilde. Mathilde litt es gern. Wenn am Sonntage die Wäscherinnen hinaus waren, durfte er zu ihr. In Mathilde hatte jener Abend einen Stolz erzeugt, der sich über alles heimliche und neckische Sorgen breitete, und sie litt gern, wenn er bei ihr saß. Auch war Alles, was die Leute von Saleck sonst redeten, durchaus nur thörichtes Geschwätz. Er war unbedingt der Einzige unter Allen, der ein stilles, in sich gesunkenes Leben führte, und der nicht nur immer in der Destille und beim Schankwirt seine Feierstunden zu verklären suchte. Er war ein stiller Mensch, auch gleich, nachdem sein Jähzorn sich gelegt und er seinen Atem wiedergewonnen hatte. Wieder wie immer war er still und sanft und mochte gar nicht an jenen Streit mehr

erinnert sein. Er hockte jetzt oben am Fensterschlitze und plauderte oder las wohl auch manchmal Mathilde mit innerer Teilnahme, die er für alles Geschriebene empfand, etwas vor, wenn er dachte, daß sie es interessieren könnte. Mathilde hörte ihm gern zu. Sie mochte es gern, daß in seiner sanften Stimme etwas still, wie zitternd mitsprach, was nicht aus den Worten, was aus seiner Seele kam. Und wenn er ihr auch Geschichten vorplauderte — er war ganz sinnig von seiner alten Großmutter her, die ihm immer alles Mögliche erzählt hatte — da wunderte sie sich fast, daß alle die Geschichten von den schönen liebenden Frauen, von Melusine und von der Gänsehirtin am Brunnen in dem kleinen, krummen Kerle verborgen lagen, so fein und so zärtlich, und daß er liebe Worte fand, sie hinauszugeben. Und sie lachte, weil sie es gar nicht gewöhnt war, daß Einer nun gar ihr, die groß und stark herangewachsen war, noch solche Lügen erzählen mochte, wie sie es nannte, und womit sie gar nichts Böses und Abfälliges, nur ihr ganzes Unvermögen bekunden wollte, daß sie in dieser ganzen weiten Welt seit ihrem eigenen Anbeginn, weder im Gemeindehaus, noch im Dorfe oder gar in der Fabrik und der Stadt solche Melusinen und Gänsehirtinnen und gar auch die Prinzen hätte finden können. Komisch kam sie sich immer vor. Sie machte sich über sich und über ihn lustig, wenn sie zugehört hatte, wie ein Kind neugierig, wenn sie sich schließlich ganz vergaß.

Und die Wäscherinnen waren unterdessen ganz abge-

fühlt. Was zuerst ganz Güte und Liebe gewesen war, war längst in's Gleichgültige und Gehässige umgeschlagen. Sie fingen an, Mathilde zu plagen, fanden es gemein, ein Mannsbild mit in die Stube zu bringen, und waren gar nicht scheu, es offen zu sagen, noch gar was für eins. Grade weil Mathilde streng und grob alles gemeine Leben haßte, als wäre es für sie eine Hölle auf Erden, grade, weil sie sich zuerst ahnungslos nur für sich gehalten und in ihrer stillen Gemeinschaft mit dem kränklichen Saleck ihre wenigen Feierstunden hinbrachte, hielten die Alten nicht zurück mit ihrem Hohne. Saleck hatte es sogar schon mehrmals selbst zu hören bekommen, und immer merkte er Mathilde an, wie ihr das Blut in die Wangen brannte und daß sie sich stolz aufrichtete, wie eine, die man unschuldig geißelt.

Aber sie hielt still. Noch dazu, daß ihr das ganze Haus in jener Lage, die mit dem Streit und Auflauf gekommen war, ganz gleichgültig schien. Die stummen Sorgen hin und her, die heimlichen Bedenken waren ausgelöscht seitdem. Ihre Gemeinschaft mit Saleck stand jetzt fest. Es hätte gar keinen Sinn gehabt, noch darüber hin und her zu grübeln. So war es: er war kränklich und zart und war ein wenig verwachsen. Sie sah es kaum noch. Es war so. Was ging es die Andern an. Sie war abgefunden. So schwieg sie, wenn die Wäscherinnen sie höhnten und verlachten. „Du wärst fir Feine gut genug", sagte einmal Eine zu ihr. „Ich gleeb's, ju, ju, wenn ich mich wegschmiß", sagte Mathilde noch höhnischer. Es war zwischen ihnen

zu Ende. Die Böhmischen fragten im Grunde gar nicht mehr nach ihr. Sie sahen sie nur dann und wann noch heimlich an, daß sie frisch und stark und rosig erschien, daß ihr das goldene Gesträhne, wenn sie aus ihrem Bett fuhr, hudelig um die freie Stirn hing, daß sie Augen hatte, hell wie blinkende Steine, daß sie sicher war, wie Eine, der man nicht nahen durfte, wenn man im Moder lebte; daß sie unbefleckt geblieben, so sehr sie im dumpfen Moder aufgewachsen und von Gemeinheit und wilder, verzehrender Sinnesart und obhutlosem Sichhinwerfen in alle Pfützen und Lüste noch jetzt umgeben war. Denn grade das war es, was Mathilde immer wieder stark machte, daß sie stark war aus dem rauchigen Vaterhause her, wo sie sich zu wappnen hatte lernen müssen. Und daß sie auch längst erkannt hatte, daß es die reinen Dielen mit Sand und die rein gewaschenen Treppen im Hause allein noch nicht machen — daß man mit reinlichen und saüberen M e n s c h e n leben muß, die immer nur schwer zu finden sind.

Und in dieser Zeit war in Mathilde ein seltsames, unbarmherziges Gefühl, wenn sie allein war außer der Arbeit. Sie dachte an daheim mit Groll. Sie schrieb nicht mehr. Sie dachte, daheim ging es auch zu, wie im Saufhaus, es kamen ihr Szenen in den Sinn und sie schrieb nicht. Sie war lebendig im Haß, und haßte den Mann, der mit der Mutter lebte, und schrieb nicht. Sie konnte sich nicht mehr entschließen monatelang. Es war auch gekommen nach dem Angriff Simoneits, und

nachdem Saleck ihm am Boden fast die Gurgel zugedrückt. Wie einer Schlange, dachte sie und ihr Blut ging in Haß, und viele Male, wenn sie sich so ihren Träumen überlassen, war es ihr dann eine Weile gewesen, als ob der Heintke unten gelegen und zum Erdrosseln reif gewesen wäre. Und Szenen im Gemeindehause kamen ihr wieder in den Sinn, aufdringlich und quälerisch und verschwammen mit ihren eigenen Erlebnissen, die sie schreckten. Und in den Stunden dachte sie an Saleck, wie an einen Retter. Sie floh zu seinem sanften Gesicht, das sie sich dann vorstellte, still und unbegehrlich, und ließ zutrauliche Worte aufmarschieren, um sich alles böse Schauen auszulöschen: Worte aus seinen Geschichten — und sein hohes Lachen, das ganz kraftlos klang, aber doch sanft und unbegehrlich und aller Rohheit fern, kindlich und herzlich.

Und immer ging es so aus, wenn sie einmal wieder den Versuch machte, einen Brief heimzusenden. Es fiel ihr dabei einmal ein, wie der Vater die Mutter in einer Nacht, wo sie längst als Kind geschlafen, plötzlich wütend aus dem Bett gerissen, geschlagen und gebalgt hatte, und dazu die Beiden so wütend sich angeschrien und angeheult, daß die Gemeindestube bald voll Menschen gestanden, die auch zuerst mehr Neugier und Freude am Ereignis, als der Wunsch nach Ruhe und Ordnung hereingetrieben, bis endlich der Hallmannbauer, ein Riese, der benachbart wohnte, mit einem Strick gekommen war, Beiden,

Vater und Mutter, mit dem Strick tüchtig zugesetzt und sie aus der sinnlosen und gemeinen Wut zur Besinnung gebracht hatte. Sie, die Aelteste, hatte am Boden gelegen und gezittert — sie zitterte und bebte noch jetzt in Gedanken und haßte ihre Jugend und dachte und fühlte noch, wie die Kinder im Bett und die Großmutter jämmerlich weinten, und sie wußte sich nicht zu lassen, daß sie den Briefbogen in die Ecke warf, das „Geliebte Eltern" wieder zornig zerriß, und nur das Geld zusammennahm, — ihren Namen auf die Postanweisung schreibend, groß und leserlich: Mathilde — das war sie, das wollte sie bleiben — unbescholten — das wollte sie bleiben, auch wenn ihre Mutter war wie die Böhmischen, und die jungen Kerle in der Fabrik wie Heintke, Tiere, die auf nichts ausgingen, als ihr die Kleider vom Leibe zu reißen und sie sich dienstbar zu machen. Sie dachte wieder an Saleck, und fand Kraft und Ruhe wieder. Sie dachte an dem Abend sogar: „Er ist schwach, aber ich bin kräftig und gesund. Auch ich kann ihm ein Schutz sein." Das gab ihr Sicherheit und Ruhe wieder und ein Gefühl, als wäre sie froh, nichts Anderes zu sein, als sie selber — so wenig — ein armes, einsames Fabrikmädel — aber sie selber — stark und gesund — und da für einen Schwachen und für Einen, der gut und sauber und kindlich ist — und stolz auf sie und ihre Kraft — und ihre unbeugsame Härte — und sie nahm sich alle ihre Wünsche neu zu Herzen, daß sie gern mit ihm leben wollte —

gern — und für ihn sorgen, wenn er auch kein Held wäre im Aeußeren, und daß sie arbeiten wollte, ihr eigen Leben verdienen, daß sie für Alle sorgen wollte, selbst für die, die daheim im Rauche und in Haß und Flüchen lebten.

Neuntes Kapitel.

Mathildes Abschied von den Böhmischen.

„Gib mich die Kette noch, die ich Dich gegeben, wie Du kamst, Kind“, sagte die dunkle Narbige.

Und Mathilde öffnete noch einmal ihren Schub, ehe ihn der Dienstmann holen sollte. Sie kniete davor, sie weinte. Es hatte ein Zusetzen gegeben im ganzen Hause. Denn Alle empfanden es fast wie eine Beleidigung: Alle empfanden, als wenn die stolze, harte Miene, die immer mehr in Mathilde in jenem Hause aufgewachsen war, ihnen und dem Leben im Schnapsgeruch und unter lotterigen Mannsleuten, die Nachts betrunken heimkamen und mit ihren Weibern stritten, gegolten hätte. Als wenn Mathilde mit ihrem Hinausausdemhaus offen und unverschleiert sagen wollte: „Ich bin nur froh, daß ich fortkomme, ich verachte Euch.“ Und alle hatten sich zusammengethan, da es Sonntag ganz früh im Herbst war. Die Weiber standen auf den Treppen und raunten und

sagten untereinander: „So ein Luder — die kann's ni aushalen." Und die Böhmischen traten hinzu, entrüstet und sagten: „Diese undankbare Kröte, was hab ich nicht gegeben Alles diesem Kinde. Nun hat sie eingeheimst — nun ist sie grob und will allein sein." Und sie waren hineingerannt, und es hatte einen Streit gegeben, denn die Böhmischen sagten auch Gemeines, sie verdächtigten sie. „Willst wohl allein sein, — wie die Bezahlten" — sagte die Dunkle, und der Schlosser sah in die offene Thür und schrie lachend: „Ju, ju — die is ei a besten Juhren, mit der gefällt's Jedem, hahaha." Sie war in einer unsinnigen Aufregung, Mathilde und weinte; und es waren wieder die Thränen, die heiß und unbändig und unbegreiflich rannen, als wenn sie plötzlich über Alles weinte, was sie umgab, und was sie zu leben bestimmt war. Sie hatte ihre Sachen sorgfältig eingepackt, ohne groß darauf zu sehen. Sie kniete am Schube und auch an ihrem Korbe, denn sie hatte schon manches gute Stück. Aber Alles schwamm in Thränen, wie unsicher, und sie hatte kein Stück mehr recht angesehen. Es war ihr Alles gleichgültig, und wie wenn eine Folterstunde vorüber müßte, so hielt sie sich, ohne ein Wort hinzuzuthun, und hastete. Im Grunde hätte sie allen an die Gurgel springen mögen, aber was um Himmels willen wäre es gewesen. Und man hörte den Schlosser noch einmal auf der Treppe lachen: „Wenn se alleene wohnt, verdient se au' mehr", sodaß es bis in die Stube klang, und sie an diesem Tage sich gar nicht mehr raffen konnte. „Nur hinaus —

nur hinaus.“ Es kam ihr die Nacht im Gemeindehause ein, wo sie auch gedacht hatte: „Nur hinaus! hinaus! aus der Schande und dem Unleben.“ Und sie weinte und hastete, wobei die Narbigen zornig im Zimmer umhergingen und die eigenen Sachen kontrollierten und zählten, wie um ihr zu zeigen, daß sie ja nichts etwa ihnen noch entwenden sollte.

„Was haben wir dem Dinge alles in'n Rachen gestoppt“, sagte die Eine und sah verächtlich wieder auf die Knieende. Der Herbst war schön und im Hofe der Kirschbaum sah aus wie ein Bouquet aus Carmoisin.

„Alles! — Was sind wir dumm“, gab die Andere zurück.

„Hier habt'r Euern Dreck“, sagte Mathilde, und jetzt waren ihre Mienen auch trocken. Und sie begann einige Sachen wieder aus dem Koffer hervorzuwühlen und sie ihnen verächtlich auf's Bett zu werfen.

„Das Kleid, was soll uns das“, sagte die Dunkle, „ich brauche nichts von Dich!“

„Ich au ni, — ich verdien mir genung — ich brauch au nischt.“

Aber die andere Narbige ging, und sah und befühlte es.

„Du läßt's liegen“, sagte die Dunkle und die Böhmischen schwiegen eine Weile, obgleich Verachtung aus ihren Leibern ausging und innere Wut, daß sie die Junge im Stolze so übertraf. „Du läßt es liegen“, sagte dann die Dunkle noch einmal, als es die Andere doch noch besehen und befühlen wollte.

„Lußt's liegen oder nee, mir gehiert's ni meh", sagte Mathilde und kramte und wühlte weiter. Sie brachte auch zwei Hemden heraus.

„Das ha ich au vo Euch, hie!" und sie warf es auf den Tisch — „und hie, — die Strimpe, die ha ich au vo Euch — und das Büchel — nee — das kann ich Euch ni gahn — ich war Euch ees keefen. Ich hab was nei geschrieben."

„Ich brauche nichts von Dich!" sagte noch einmal die Dunkle.

Aber Mathilde ließ sich nicht stören. Sie hatte in der That Vieles von den Böhmischen. Und sie kramte und sie wühlte Alles herbei, kleine, liebe Dinge aus dem Schube, einen kleinen Spiegel, den ihr die Dunkle mit lustigen Worten und in Liebe geschenkt, daß sich die Alte plötzlich an Alles erinnerte, wie es gewesen war, und wie sie an dem kräftigen, kernigen Mädel wirklich gehangen, — und sie begann auf einmal in Wut zu weinen und zu schreien, daß Mathilde eine Undankbare wäre, daß sie sie gehalten hätte wie ein Kind, daß sie ihr Alles gern gegeben hätte und mit Liebe, und daß es gar nicht hübsch wäre — wenn sie sie nun plötzlich um eines solchen krummen Kerles willen mißachtete; und sie fing an, in sie auch sogleich fast hündisch hineinzubitten: „Ueberleg' Dir doch, Kind — der Kerl wird Dich nicht erhalten!"

„Mich braucht kees erhalten", sagte Mathilde. „Was ich brauch, verdien ich."

Und die Dunkle bat und fragte wieder: „Warum willst Du denn furt?“

„Mach Dich nicht lächerlich“, sagte die Andere steif, die nicht so weich und zerrissen war, „das Mädel wird Dich zu Gefallen hier bleiben! Die — die müßte nicht Hochmut haben bis hierher.“

„Nee, ich bleibe au ni — und wenn Ihr thut, wie die Verwirrten“, sagte Mathilde ganz rücksichtslos und sie warf noch eine kleine Schachtel auf den Tisch, in der eine niedliche Brosche lag.

„So“, sagte jetzt sofort die dunkle Narbige, die eben noch geweint hatte — „so? — also, Du bleibst nicht, und wenn ich auch noch so verwirrt thu — Du“ — und sie war ganz nahe an sie herangetreten und ihre Augen fingen an, Haß zu sprühen.

„Kumm mir ni nahnde“, sagte Mathilde gelassen.

„Kumm mir ni nahnde“, fieberte die Dunkle.

„Luß sie — gutt, wenn sie furt ist“, sagte nun die Andere.

„Gib unsre Sachen heraus!“ schrie jetzt auf einmal die Dunkle, „gib unsre Sachen heraus!“ — schrie sie noch einmal und war in sinnloser Erregung zur Thür gerannt, als wenn sie plötzlich noch Hülfe brauchte — und es guckten auch gleich einige Frauen herein, die im Hause gelauscht hatten. Und sie schrie noch einmal, wie Mathilde über dem Korbe gebückt gesessen und überlegt hatte, — „gib Alles, es ist noch nicht Alles! — Hier seht einmal — das — das“ — und sie hob Stück für Stück, um

es denen draußen zu zeigen und schrie dazu — „seht das — das — das — das Alles hat dieses Luder von uns und verachtet uns, dieses Weibsstück.“ Und sie nahm das Kleid, das sie den Frauen draußen an der Thür hinhielt, daß sie es befühlen konnten, und daß sie gewichtige Gesichter machten, erstaunt und zustimmend, was der Narbigen noch mehr Mut gab. „Gib die Sachen heraus — Alles!“ — schrie sie noch einmal wütend Mathilde an, die immer noch sann: „Ich wiß nee.“

„Du weißt nicht. Sie weiß nicht — die Tück'sche weiß nicht, was sie sich nehmen will. Gib auch die Kette!“ schrie sie.

„Jeses, die Kette — richtig — hie —“ Mathilde wühlte.

„Und den Ring!“ schrie die Dunkle.

Mathilde war fast verlegen, so that es ihr leid, daß sie sich nicht gleich erinnert hatte, und es mischte sich auch ein Gefühl der Verwunderung hinzu, wieviel ihr die Narbigen zuerst gegeben und liebevoll beigestanden, und es war ihr, als wenn etwas Freundliches in ihr aufleuchte, daß sie jetzt von neuem bitterlich zu weinen anfing und ihren Ring abstreifte und hinlegte. Und wie Mathilde noch einmal weinte, wurde es stille. Denn auch den Andern war es peinlich, daß die Weiber noch immer hereinsahen, neugierig und dreist, und die Dunkle sagte:

„Es ist Alles, — lußt sie in Ruh.“

„Ich will nischt mit nahma vo Euch“ — weinte Mathilde und sah ihre Sachen an.

„Es ist Alles — lußt sie in Ruh.“

Und die Dunkle begann ruhig zu werden, und die Böhmischen sahen einander an, die eine mit Zorn fast, daß die Dunkle ganz schwieg, und daß die Weiber in der Thür auch sofort sich langsam zu rühren und zu verschwinden begannen. Es war eine Stille eingetreten. Mathilde weinte — der Dienstmann polterte die Treppe empor, und Mathilde sagte noch einmal, indem sie sich die Nase putzte und erschrocken umsah:

„Sagt, ob ich noch was ha'!“

„Es ist Alles —“ sagte die Dunkle wütend, aber verhalten.

Und Mathilde schloß den Korb und den Schub und blickte sich noch einmal um und sah nur noch, daß die Dunkle sich vor der Andern fürchtete und nichts zu sagen, auch keinen verächtlichen Blick mehr nach ihr zu werfen wagte. Und sie half dem Packträger den Korb auf die Schulter heben und griff selbst am Schube an, um ihn die Treppe mit hinunter zu tragen. So zog sie, verfolgt von manchem Auge, um unklarer Gefühle willen, die ihr Hinausfliehen erregte, um Neid, weil sie frei und hart lebte, um Eifersucht, weil sie reinlich und jung und voll Kraft war. Es war Sonntag Morgen, es trieben sich Hemdärmliche lässig auf den Treppen herum, standen im Hausflur und sahen nach ihr, die hinaustrat, von Saleck erwartet.

Zweites Buch.

Zehntes Kapitel.

Sie wohnt bei frommen Alten.

Das Stübel, das sie gemietet hatte, lag ziemlich entfernt von der Fabrik. Sie mußte zwanzig Minuten laufen. Es lag in einem Neubau im Nachbardorfe, oben unter Dach. Das Haus war reinlich, und sie empfand ein Vergnügen, dort drin im schmalen Stübel ganz allein zu wohnen. Ein Schauer überlief sie, wenn sie dachte, daß sie nicht gemerkt hatte, mit wem sie es in ihrer alten Wohnung zu thun gehabt. Hier oben in der kleinen Dachwohnung, den Blick frei über die Felder, daß nur die Fabrik von der Ferne noch dämmerte, das gefiel ihr. Und Saleck gefiel es auch. Saleck hatte schon seit Frühling hier in dem kleinen Orte gewohnt. Er wußte, wie gut es that, wenn man erst noch einsam durch die Felder gehen konnte, unbehelligt von seinesgleichen, sich umblicken konnte weit in der Runde. Nun gar Sommer gewesen, zwischen reifem Korn auf blumi-

gem Raine hinschreiten, wenn die Lerche im Aether sich aufschwingt und ihr Lied jubelt. Er wußte, wie gut es that, so hinschreiten, ehe man in das große Thor eintritt und das Ungeheuer Fabrik Einen aufnimmt, mit all' den schweißigen, geschäftigen und ganz nur von liebloser Aufmerksamkeit erfüllten Arbeitsgesichtern. Nun sah sie es und erlebte es an jedem Morgen neu, wenn sie Beide hinüberzogen, während herbstliche Nebel in Wiesen, und Schemen um den Fluß spannen. Daß sie sich an jedem Spinnengewebe freuten, wie an einem diamantenbesäten Netze. Und an jedem Sonnenstrahl, der blitzend und zückend sich durch die dunklen Tannen stahl, die, ein kleiner Hain auf ihrem Wege, sie einige Minuten begleiteten. O — Mathilde hatte früher so etwas gar nicht gesehen. Sie hatte gar nicht gesehen, wie schön die Welt ist. Sie hatte niemals ein Spinnennetz angesehen. „Pfui — an Spinne!" schrieen die Leute im Armenhaus. Sie dachte gar nicht, was für ein Wunderwerk da bereitet war. Wie aus Silber lagen sie in den Tannenzweigen, eins neben dem andern, kleine und große — und in dem tauigen Grase glänzten sie. „Sieh ock", sagte Saleck und wies auf diese Schleier aus Silberfäden, in denen die blinkenden, blau und rot funkelnden Tautropfen wie Diamanten hingen — daß Mathilde gar nicht übele Lust bekam, wie ein Kind zu spielen, sich selbst, was sie niemals im Leben gedacht hätte, zu schmücken. Aber die Tautropfen fielen nieder, und die feinen Silbernetze waren nicht für ihre derbe Arbeitshand, und sie war fast

erschrocken, und dann wurde sie ausgelassen und sprengte das Nasse ihm in seine Augen, daß er auch lachte. So gingen sie.

In der Fabrik waren jetzt die Leute daran gewöhnt, daß sie miteinander kamen. Und wenn sich höhnische Worte und Blicke hervorwagten — es machte ihnen gar nichts, sie waren fleißig, und Werkmeister und Herren achteten sie, weil sie willig waren und still und nicht von der Arbeit aufblickten, um zu verdienen. Mathilde wie immer, denn es war ihre Art, daß sie versank in das, was sie that, und Saleck, weil er Mathilde liebte und an's Sparen dachte. So war auch er nun ein ganz besonderer Arbeitsmann. Sie gingen und kamen, es war eine gute Zeit für sie, und wohnten drüben in dem kleinen Nachbardorf, sie oben in der Dachwohnung bei ein paar alten Leuten. Und wenn Feierabend kam, und Mathilde sich sauber gewaschen hatte, trat der kleine Huckige bei ihr ein, ohne ein Wort fast, sie wußte es schon. Er saß dann immer in ihrem Zimmerchen, und sie sorgte für ihn. Sie machte auf ihrem kleinen Eisenofen an der Thür die Abendsuppe, und er hatte aus den Läden etwas eingekauft und steckte ihr beim Eintreten unversehens eine Süßigkeit in ihren frischen Mund, während sie emsig in's Brodeln des Wassers oder in's Aufwallen der Suppe hineinstarrte. Es war still und traulich. Sie wehrte sich gleich, weil sie erschrocken war, sie dachte, er wolle sie necken oder sie küssen. Und das litt sie nur selten. Aber eine Süßigkeit, da lachte sie und verzehrte sie mit gutem

Gesichte, wobei sie ihm einen Blick zuwarfte und lange auf ihm ruhen ließ.

Und wie Weihnachten näher kam, hörten sie oben in ihrer Dachstube manchmal Weihnachtsgesänge. Seltsame alte Stimmen kamen aus dem Nebenraum. Sie wohnte bei einem alten Paar, das sie Beide kaum kannten. Es waren alte Tischlersleute. Fromme Leute mußten es sein. Mathilde machte sich eine ganz steife, fast unheimliche Vorstellung, wie es Saleck sagte. Sie dachte fast, als wenn sie Scheu haben müßte vor ihnen. „Fromme" — nun ja, fromm war ihr im Leben nicht groß vorgekommen. Der Heintke im Gemeindehause und die Mutter, die sich mit der alten Schwiegermutter ewig zankte, die wußten nichts davon. Auch in der Fabrik kam nichts Frommes weiter vor. Weder unter den Jungen noch Alten, weder unter den Werkmeistern noch unter denen, die als Herren oder als Portier hindurchgingen. Alle dachten nur, wie sorge ich am besten, daß viel gearbeitet und noch mehr verdient wird. Von Frommheit war da gar nicht die Rede. Mathilde hatte eine ganz drückende Vorstellung. Sie dachte schließlich, daß fromm die Leute wären, die wie der Pastor gegen Unsitte und Rohheit sprächen, oder die wie der Kantor mit ernstem Gesichte und vorwurfsvollen Worten schalten, wenn man ein paar Sprüche aus der Bibel nicht wörtlich herbeten, oder gar den Anfang eines Gesangbuchverses nicht finden konnte. So ungefähr fiel es Mathilde ein, wie Saleck sagte, daß die Leute fromm wären, bei denen sie Quartier hatte. Die beiden Alten aber waren wirklich

fromm, das konnte man an der stillen Feier hören, die in das Stübel aus der benachbarten Dachwohnung herüberklang, wie Weihnachten sich nahte. Man mußte an ganz versunkene selige Mienen denken. Und wenn der dunkle, zitternde Baß verklang und sich die sanfte Stimme der Frau hinzudrängte, da wurden Mathilde fast die Augen naß, so war sie im Augenblick überrascht und hingenommen. Und fast verlegen, wenn es Saleck zufällig gesehen hatte. Fromme Leute. Es war ihr plötzlich ein reines Staunen. —

Und die alte Frau, die klein und behaglich und gütig war, war auch einmal zu ihr hereingekommen, einmal und noch einmal und hatte mit Mathilde freundliche Worte gemacht. Sie hatte sie gelobt, daß es immer ordentlich und still in ihrem Stübel wäre: „Wir sind Alte und haben die Jugend gern", hatte sie gesagt, „und es freut uns, daß Sie arbeitsam und fleißig sind, und Friede und Stille bei Ihnen wohnt." Mathilde war ganz verlegen geworden, wie es die Alte sagte, daß sie erst nachträglich sich erinnerte, wie die ergraute Frau im reinlichen Häubchen hinzugesetzt: „Mein Mann kann nur noch auf dem Sopha sitzen, er ist schon fünfundachtzig Jahre alt." Das hatte Mathilde nie erfahren, daß man sie um der Arbeitsamkeit willen lobte. Sie war ganz verlegen. Sie stand ganz andächtig vor der alten Tischlersfrau, vor der alten Frau Weber, und dachte im Stillen auch daran, daß es dieselbe Alte wäre, die immer in den Baß einfiel mit so lauter, zarter, hoher Stimme, daß sie Thränen bekam und konnte gar nicht recht denken, daß

solche Andacht und solche Freude unter den grauen Scheiteln und unter den tiefen Runzeln wohnen könnte. Dann war ihr den ganzen Abend weihevoll. Und wie Saleck kam, erzählte sie es ihm fast aufgeregt, und sagte jetzt auch, es sind fromme Leute, wobei sie schon viel mehr begriff, ganz nur voll Liebe es sagte, mit einer sanften Entzückung, die sie gar nicht vorher gekannt hatte, auch Alles erzählte und wiederholte, was Frau Weber ihr flüchtig angedeutet: Daß Webers Kinder alle in der Ferne wären, daß der Mann nur noch auf dem Sopha sitzen könnte, aber im Leben fleißig und sparsam gelebt und gesund geblieben wäre, bis zum fast fünfundachtzigsten Jahre, wobei sie vor allem nicht vergaß, zu sagen, daß die Alte ihr den hellen Scheitel gestreichelt, gesagt hätte, daß sie die Jugend liebte, und daß sie sich gar freuten, Beide — auch der Alte — wie stille, arbeitsame Leute sie, Mathilde und der Krumme wären. Ein seltsames Bewegen und Erregen war plötzlich in Mathilde gekommen, als wenn sie auf einmal wie einen Vater und eine Mutter fühlte, die sie gar nicht gekannt, und die sie heimlich liebevoll, fast durch die Wände sähen und ihr zuhorchten. Und sie begriff nun noch mehr, wenn sie fromm sagte, wenn sie von frommen Leuten sprach und hatte ihren Pastor, der immer Worte und Regeln gab, die man lernen mußte, und gar ihren Lehrer, der mit dem Rohrstock in der Hand erwartete, daß man sie hersagen und nicht stottern oder stammeln müßte, ganz vergessen.

Elftes Kapitel.

Das Weihnachtsfest.

Nun war Weihnachten gekommen. Nun waren allerhand Verkaufsbuden in der Stadt am Markt aufgeschlagen, woran auch Mathilde neugierig und staunend stand. Nun ließ sie nicht locker Abends, wenn sie aus der Fabrik entlassen waren, Saleck am Arme festzuhalten, bis er mit ihr durch die Straßen ging, die wie ein Festhaus erleuchtet waren, und im Schneeflockenfall selbst Strahlen und Glanz warfen. Nun stand sie und hatte großes, kindliches Staunen in ihren hellen Augen, wenn sie die blitzenden Kleinodien unten im Schaufenster des Juweliers anstarrte, oder vor den zarten Schleierroben stand, die der Konfektionär über Stöcke gezogen und in voller Figur in's Schaufenster gestellt hatte, von allen Seiten beleuchtet und glitzernd wie mit Tau besät. Sie lachte und freute sich, weil ihr auch die Spinnennetze einfielen, die in freier Wiese und am Waldrande

gelegen — und „noch tausendmal schiener waren", sagte sie. Und dann standen sie auch vor dem billigen Laden, und Saleck horchte, ob sich Mathilde nicht irgendwie verraten wollte. Denn er war ganz nur sie in Allem. Und er wollte sie jetzt aushorchen, um ihr daheim im Stübel ein Tischchen zu decken.

„Hahaha, 'n Sonnenschirm wie den" — es war tiefer Winter. Wie Mathilde grade auf den Sonnenschirm kam, begriff er nicht. Es mochte ihr dünken, daß es besonders wertvolle Leute wären, die Zeit hatten, die Sonne abzuhalten, daß sie nicht die Haut zu sehr brenne. Sie dachte wohl auch an den feinen Wagen des Direktors, in dem junge Fräuleins in losen, heiteren Gewändern und mit seidenen, bunten Spitzenschirmen zurückgelehnt aus dem Parkthor ausgefahren waren. Einen Sonnenschirm schien sie zu wollen, und Saleck war heimlich glücklich, daß er es wußte. Er nahm sich extra eine Freistunde vom Portier und kaufte ihn heimlich und ließ ihn dann in sein Stübel schicken. Ganz selbstbewußt sagte er: „Wenn ich noch nicht daheim bin, soll ihn die Wirtin in Empfang nehmen." So ging es einigemale, wenn sie nun ihren Feierabend unter den Schaufensterschimmern in der Stadt umgingen, Schritt um Schritt in der Menge, gar nicht aus dem Staunen kommend, da und dort auch einen kindlichen Freudenruf ausstoßend.

Und heut war der Freitag — vor dem Feste — der letzte Tag, denn auf Freitag fiel der heilige Abend. Die Fabrikherren hatten allen einen halben Tag Arbeit

geschenkt und hatten schon um Mittag Schluß gemacht. Alles strömte heute aus den Thoren heraus mit einem ganz anderen Gesichte. Mein Gott — wie ein heiteres Gefühl doch so viel Glück und Leuchten in die Augen und Wangen der Menschen bringen kann. Man sah fast gar keine Sorge mehr, gar keine Rohheit in jungen Gesichtern, die sonst frech und höhnisch miteinander sich trafen und mit gemeinen Worten nach einander warfen; gar kein Scheelsehen, wenn jetzt Mathilde froh und frei herbeischritt, und keinen Spottblick auf den Buckigen, der neben ihr ging, fast mit kürzeren Schritten. Gar nichts merkte man, daß die Arbeit eintönig und ermüdend gewesen, aus der sie kamen, als wenn Alle eingeladen wären, festlich zu sein — und Freund und Bruder wären — und nichts sich befehdete und beleidigte in ihren Seelen. Selbst der Portier gab Allen einen freundlichen Gruß. Die Werkmeister standen schmunzelnd noch im Hofe und reichten gar alten Arbeitern die Cigarren zum Anzünden und riefen sich Glückworte zu, daß das Fest sollte ein Freudenfest sein. — Und der Herr kam auch und konnte nicht genug den Hut lüften vor Jedermann, der vorbeischritt, und wie der Portier ihm zusprang, that er es auch, als wenn er sagen wollte: „O wie gerne — wie schön ist es“ — und hatte ein freundliches Lachen im Gesicht, das jener ebenso erwiderte. Es war wirklich wie Weihnachten.

Mathilde war schon am Mittag heimgekommen und hatte Saleck ausdrücklich gesagt, daß er erst gegen Abend

kommen dürfte. Sie wollte sich einmal gründlich reinigen. Sich und ihre Sachen in's Reine bringen, wenn nun Feiertage kämen. Und auch das Stübel reinigen, daß sie dann abends bei dem brodelnden Topfe sitzen könnten, und die gewaschene Ofenbank und der weiße Tisch, Alles um sie auch reden sollte: heut ist ein Fest. An Weiteres hatte sie nicht gedacht. Daß dann Saleck kommen und ihr alles Mögliche bringen würde, „o, nee mit keener Silbe!" — Zu wünschen war sie wohl kaum gewöhnt. Wenn sie ein Erstaunen hatte laut werden lassen, war es noch lange kein Wunsch gewesen — gar noch einer, der sich erfüllen sollte. Sie lachte ganz aus dem Grunde im Wesen, wie sie auch aus dem Wesensgrunde weinen konnte. Es war fast ein Leiden ihr Lachen, wie sie Saleck einen Augenblick, ja fast schließlich einen ganz unaushaltbaren Augenblick hinausgeschickt, um ihr Tischchen aufzubauen, worum er Reiser gelegt, und sie dann erstaunt eintrat —: als wenn sie einen Augenblick in ein Paradies hineinsähe, wo Alles zu liegen schien, was ihr Herz begehren könnte — ein feiner Schirm sogar, ein Schirm und ein paar ganz feine Schlafschuhe, bunt innerlich und weich, „für Füßchen", sagte sie ein über das andere Mal ganz ernst. — Und sie lachte, wie sie es anschaute, ohne es zu berühren, ganz erschrocken, fast so krampfhaft auf einmal, daß es ihr wie ein Bleichgewordensein plötzlich einen Strom von Thränen hervorpreßte, solche Wunderthränen, solche Freudenthränen. O, sie liebte Saleck, — sie liebte ihn. Solche Thränen waren ihr nie

aus den Augen gesprungen. Und sie stand und starrte und umarmte ihn leise, fast wußte er nicht mehr, ob es im Leide war. Und sie trocknete sich die Thränen schnell und ging weg an den Herd und wagte nichts zu nehmen — bis ihre Bewegung langsam schwand. Dann erst schalt sie ihn leise und war zärtlich und sah alles nach einander an und begriff noch immer wieder nicht, daß Jemand ihr das brachte.

Und wie sie so stumm vor einander saßen, im Glück, kam Frau Weber, reinlich und sorglich gekleidet, und fragte, ob sie nicht hinüber kommen möchten, Beide — denn Vater Weber hätte es gern, sie wären im Leben fromm gewesen und wollten heute mit den Jungen Weihnacht feiern. Da erhoben sie sich, so andächtig und feierlich wie nie im Leben. Es war fast ein Zittern in ihrer Brust, daß Mathilde sich hinter Saleck drückte und nicht recht atmen konnte, wie sie eintraten — wo der Alte — ein mächtiges graues Haupt noch voll von Haaren und einem grauen Kranz voll straffer Borsten um Wangen und Kehle, sonst runzlich — aber in seinen Augen auch jene Feierfreude, die in Allen rätselhaft durch's ganze Land glänzte — wo der alte Mann, der sich nicht mehr erheben konnte, ihnen entgegen lachte, sie einzuladen.

„Kommen Sie", sagte er. Mathilde trat ganz schüchtern ein — und Saleck sagte nur steif: „Schön guten Abend — stören wir nicht?"

„O", sagte der Alte lachend — „ich bin fast fünfundachtzig, aber es ist ja Weihnachten — es ist ja heiliger Abend."

Und Frau Weber rückte dem Alten die Lampe nahe vor's Gesicht, der gleich ein großes Glas vor's Auge genommen und ernst in's Bibelbuch hineingesehen — sodaß Saleck und Mathilde auch ohne weitere Worte begriffen hatten, worum es sich handelte; und während sie zögernd Platz genommen, und Frau Weber einen kleinen Lichterbaum entzündete, der auf dem Schube zu strahlen begann, klangen des alten Weber Worte laut und mit zitternder Freude:

„Es begab sich aber zu der Zeit, daß ein Gebot vom Kaiser Augustus ausging, daß alle Welt geschätzet würde. Und diese Schatzung war die allererste, und geschah zu der Zeit, da Cyrenius Landpfleger in Syrien war. Und Jedermann ging, daß er sich schätzen ließe, ein Jeglicher in seine Stadt. Da machte sich auch auf Joseph aus Galiläa, aus der Stadt Nazareth, in das jüdische Land, zur Stadt Davids, die da heißt Bethlehem, darum, daß er von dem Hause und Geschlechte Davids war, auf daß er sich schätzen ließe mit Maria, seiner Verlobten. Die war schwanger. Und als sie daselbst waren, kam die Zeit, daß sie gebären sollte. Und sie gebar ihren ersten Sohn, und wickelte ihn in Windeln, und legte ihn in eine Krippe, denn sie hatten sonst keinen Raum in der Herberge. Und es waren Hirten in derselben Gegend auf dem Felde bei den Hürden und hielten ihre Nachtwachen bei ihrer Heerde. Und siehe, des Herrn Engel trat zu ihnen, und die Klarheit des Herrn leuchtete um sie, und sie fürchteten sich sehr. Und der Engel sprach zu ihnen: Fürchtet euch nicht, siehe, ich verkündige euch große Freude, die allem Volke widerfahren wird; denn euch ist heute ein Heiland geboren, welcher ist Christus der Herr in der Stadt Davids. Und dies ist das Zeichen für euch, ihr werdet finden ein Kind in Windeln gewickelt, und in einer Krippe liegend. Und alsobald war da bei dem Engel die Menge der himmlischen Heerschaaren, die lobten Gott, und sprachen: Ehre sei Gott in der Höhe, und Friede auf Erden, und den Menschen ein Wohlgefallen."

Mathilde bebte. Sie wußte gar nicht, daß sie jemals diese Geschichte gehört hatte — solch ein Wunderbares klang eindringlich darin, solch eine Kraft lag in den Gesichten, wie da die Hirten schlafen im weiten, einsamen Felde unter ihrer schlafenden Herde. Und aus der Nacht und dem Dunkel ein einziger Strahl herniederbricht zu den wenigen Wächtern, und ein Engel durch die Wolken licht herniedersteigt, der ihnen, den armen Hirten verkündend sagt: „Fürchtet Euch nicht. Ich verkündige Euch große Freude." Und Mathilde war es, als ob sie alles um sich her vergessen hätte, und ihre Seele befreit würde von aller Furcht. Eine solche Hoheit umfloß sie aus jenen zitternden Freudenworten, die im Raume klangen, wo nur Frau Weber mit gefalteten Händen saß, wie mit weiten Augen in Licht sehend, und Saleck saß, der jede Silbe hastig von des alten mächtigen Tischlers Lippen sog, — der tief und voll zu reden fortfuhr. Er hatte jetzt die Bibel beiseite geschoben und begann, freie Worte zu machen, die klangen, als wenn sie von weit herkämen und nicht allein aus seinem Munde und Herzen, aus Tausenden und Millionen — durch alle Zeiten der Menschheit hindurch — und er sagte — immer noch, als wenn ein Funkeln Glückes und Staunens und seliger Dank aus seinen Augen und Mund empor ging, obwohl gar kein Lächeln seine Züge umspielte: „Das ist das Wunder, daß Christus ein Christkind ward. — Wie wundersam, daß Christus ein Kind ward, im Stalle geboren, und ein Stern aus der Höhe darüber leuchtete. Die Kind-

schaft Christi ist das wahre Wunder — und ewig auch daraus die Verheißung, daß wir zu Kindern werden müssen, um zu Gott zurückzukommen, daß ewig Gott zum Kinde wird. Alle Verheißung liegt im Kinde. Die Anbetung des Kindes: welche Schrecken erfassen mich, wenn ich an eine Familie denke, die in den Oeden des Lebens hoffnungslos und heimatlos einhergeht, gescheucht und verarmt, zur Herberge in einem Stalle, und die nun anbetend kniet vor einem Kinde, über dem ein Stern aus der Höhe leuchtet. Es ist ein Fluch, wenn wir hart werden, starr werden, und wenn wir nicht immer wieder einmal werden wie die Kinder . . ." Und er wiederholte es und Alle empfanden das Wunder, daß wir noch immer an der Krippe stehen, wo ein armes Kind aus der Wiege blickt, die ewige Hoffnung. Und Mathilde begriff es ganz, was sie niemals begriffen. Es durchschauerte sie. Und Saleck dachte an Mathilde und sah, wie sie dasaß, als wenn tausendmal der Himmel geöffnet wäre und Hoffnungen, die sie nie gesehen, sich aufgethan. Ihr Herz war zum Springen. Sie lauschte demütig, und ihr Herz war zum Springen; und sah den Alten an und sog auch wie Saleck seine Worte vom Munde, — bis er schwieg — und Alle lange schwiegen. Und „Stille Nacht" erklang aus den verwelkten Lippen, worein auch wieder die zitternde, hohe Stimme der Alten einfiel, — fromm und zufrieden, daß selbst Saleck ganz erschüttert einzustimmen wagte, und Mathilde bebend sang, ohne noch zu weinen — und dann Beide sich demütig, wie vor

einem Vater und einer Mutter beugten und dankten, mit fast erstickten Worten.

Auch in Mathildes Träume klang es nach, daß sie im Traume so inbrünstig weinte vor Staunen und Freude, bis sie von ihren Thränen erwachte und — noch immer die Musik der himmlischen Heerscharen und die Verkündigung an die armen, einsamen Hirten im Grunde — froh und jubelnd in's Dunkle, Einsame emporsah. Denn da in der Tiefe auch des Armen leben alle Verkündigungen.

Zwölftes Kapitel.

Wie sie sich Mutter fühlt.

Dann ging der Winter weiter und der Frühling kam — und Mathilde und Saleck arbeiteten und lebten still für sich, und freundlich und ehrfürchtig mit den Wirten, die sie dann und wann sahen — und von denen sie nun den frommen Gesang, der durch ihre Wände klang, ganz und voll begriffen. Mathilde wußte jetzt, daß sie wie Mutter und Vater wären — daß sie für das Gute und Hohe im Menschen sorgten — meinte sie ganz bedächtig — denn sie würde jenes heiligen Abends Erhebung gar nie im Leben vergessen. Und wie der Sommer vorbeigegangen, und die Felder wieder Stoppeln waren, über die im Reif die Sommerfäden spannen, daß Mathilde beim Gehen plötzlich stehen bleiben mußte, um sie sich lachend aus dem Munde zu reiben, und die Apfelbäume rote Früchte glänzen ließen aus manchem Garten im Dorfe, da war es schließlich doch geschehen.

Jeder mußte sehen, daß es wie eine Trübe in Mathildes Augen glänzte, wie eine sorgliche Frage in ihr sich stumm aussprach, scheu und ängstlich, ob die Menschen da draußen es wohl bemerken könnten, was vorgegangen? Man sollte es gar nicht denken, wie Mathilde plötzlich scheu war. Wie sie bleich und großäugig aussah und fragend und verloren. Wie sie, die kräftige, stolze Bauerndirne, die im Neste wohl ihre Kindlein gepflegt hätte, wie eine Adlermutter so stark und sicher — nun einherging — sorglich und peinlich achtend, ob es Jemand merken könnte, daß sie auch zu „Denen" gehörte. Sie schritt morgens und abends fleißig, wie immer einher — aber scheu — nun war es einige Wochen auch in der Arbeit nur ein halbes Thun noch. Wenn sie sonst stand und Alles vergaß, allen Kummer, alles Hin und Her, daß er ein kleiner Krummer, und ob sie ihn wohl gern haben könnte, weil er der einzige Sanfte und Saubere wäre — Alles kam jetzt wieder, und noch mehr drängte sich in ihrer Seele zusammen, daß sie die Leinenfäden hundertmal versäumte, daß Jeder, auch der Werkmeister schließlich bemerkte, wie unaufmerksam sie geworden, wie versonnen und grabend sie dastand, wie ihre Augen groß und verwahrlost dreinschauten, und daß sie fast nicht mehr in Ordnung und Ruhe bleiben konnte, wenn auch nur Einer hinzutrat und ihr zusah — so daß, wenn sie jetzt das Webe zur Revision brachte, sie auch Scheltworte zu hören bekam und weniger Lohn.

Und es ging in ihr, wie ein heißer Blutstrom auf

und nieder. Sie wurde rot und heiß, wenn sie nur Jemand ansah. Sie fühlte es heimlich, als wenn sie eine Angst und Sehnsucht trüge, die sie verzehren müßte von Grund aus. Es waren furchtbare Wochen heimlicher Sorge und innerer Vorwürfe zuerst — daheim und in der Fabrik. Die Welt war ihr lange nicht in Gram nahe gekommen. Wenn sie es dachte, drängte es sich erstickend in ihr auf, noch dazu, weil sie in allem Kummer ganz verschlossen war. Sie lag in ihrem Bette die halbe Nacht und fühlte, als wenn sie einen Ausweg suchen, hinauslaufen und herumirren müßte, wo sie ganz unbekannt wäre, um es zu verbergen. Sie hatte es in der ersten Zeit auch Saleck vollkommen verschwiegen, obwohl ihm ihr ängstliches, scheues, in sich versunkenes Wesen auffiel. Sie hatte sich, wie sie einmal Sonnabends an einem heißen Septembertage heimgekommen, nachdem sie zuerst im Freien im Felde gesessen, seinen Liebkosungen doch hingegeben, so arglos und zuthunlich wie er war, so liebevoll und zutraulich, wie sie ihn nun lange kannte. Nun war heimlich Gram daraus erwachsen. Nun zerriß sie es, sie wußte nun, daß sie ein Kind trug. Mein Himmel, wenn es in der Fabrik ruchbar wird? Sie sah mit Angst, wie sie voller wurde und engte sich, um es zu verbergen — die erste Zeit — und es kam ihr vergeblich in den Sinn, was der alte Weber am Weihnachtsabend von der Anbetung des Kindes gesagt hatte. Wer konnte sie vor dem Hohne schützen, der sich über sie ergießen würde? — Sie war eines Abends in solchem Kummer und Gram,

als Saleck in's Zimmer trat, daß sie es nicht mehr zurückhielt.

Aber Saleck war plötzlich wie aufgerichtet; nein, man kann sagen, daß man in diesem Augenblick gar nicht sah, daß er eine huckige Gestalt besaß. Er war ganz groß und lang und feierlich — und dann lachte er plötzlich und kicherte mit seiner feinen Stimme — und wurde ganz böse und ernstlich zu ihr, indem er ihr sagte: „Nee, Mathilde, Du werst Dich doch ni sorgen! Um was denn? Du! — ich dächte, Du wißtest's — i ch sorge fir Dich. — Und die Andern! Was gihn ins die Andern an!" sagte er, und man fühlte es wohl, daß er auf Keinen gut zu sprechen sein würde, der mit Hohn kommen wollte. Ach ja, ja! Sie schauderte doch im Voraus, wenn sie herumlaufen würde, daß es alle sähen, und es drängte sich noch immer in ihr auf, daß sie Saleck an diesem Abend nicht beruhigen konnte: alle die Worte, die höhnisch kommen würden, und die sie leibhaftig hörte und das Lachen der Mädchen, die sich heimlich den Krummen denken und sie laut — davon sagte sie nichts — mit dem Huckigen höhnen würden. — Aber, sie war ein Bauernkind. Kräftiges Bauernblut machte das träge Blut der Mutter tüchtig und trotzig in ihr. Und sie kam heim und ging, und wie sie kam und ging, kamen und gingen die Winterwochen, und es war traulich oben, wenn Saleck stumm dasaß, und sich heimlich kindlich freute, daß sie sein Weib wäre — und sie ertrug es. — Und schließlich dachte sie auch: „Was geht's die Andern an!" — Und sie sah,

ihn an, daß er sie stolz betrachtete — der kleine Mann mit den Schultern im Nacken; daß er zu ihr aufblickte, der ja auch fast dreißig Jahre und seinem Wesen nach ganz ein Vater war; — daß er sie liebkoste mit solchem zarten Gefühl; daß er fast glückselig an ihrer Fülle hing, die hervorquoll; daß er es gar nicht erwarten konnte — sodaß sie in seiner Gegenwart Alles ertrug, allmählig auch kindlich und heiter auf ihre schwere Leiblichkeit niederzusehen wagte und ihre Mienen wieder bestimmten Glanz und Frische annahmen.

Denn der Winter war außerdem jetzt frisch geworden. Er färbte auch, was bleich werden wollte, wenn sie hinüber schritten durch Eis und Schnee mit Feuerröte und machte, was darnieder lag, frisch und weckte es, daß es thätig und gesund und voll Kraft einherging. Ja, es war nur die Zeit, wo Mathilde zum ersten Male vor dem Geschehen gestanden und sich geschämt hatte. Diese Zeit ging vorüber und sie wuchs wieder groß und trotzig, als das Kind in ihr wuchs, und es kein Geheimnis mehr bleiben konnte. Sie dachte auch: „Was geht es die Andern an? Er liebt mich und er wird dem Kind ein Vater sein.“ Jetzt ging sie wie Eine, die eine Mutter war von Grund aus, alles von Grund aus — klar und reinlich. Gar keine Nebengedanken gingen mehr auf in ihr. Klar und reinlich. Den Hohn hatte sie gefürchtet. Der Hohn ergoß sich. Die Arbeiter ließen ihren Blick auf ihrer vollen Brust und ihrem runden Leibe ruhen. Sie ertrug es. Sie lachten und stießen sich, wenn sie vorbei-

ging. Und die Mädels höhnten sie wirklich und kamen mit Fingern auf den Krummen — und Eine schrie ihr zu: „'S werd au' a Krummer!" Sie ertrug es. Sie war zum Leiden geboren in der Welt von Anfang an. Und sie empfand, daß sie nichts traf, und litt es stumm, weil es Hohn und Gemeinheit war. Sie wußte, daß er sie liebte, und er ein guter Vater sein würde. Und sie ging, wie eine Mutter gehen muß — nicht sorglich — stark und mit festen Schritten, es war ihr keine Last mehr, wie es einmal sichtbar war. Sie schritt still und stark einher — sie achtete auf niemand. Und nicht einmal abwehrend und ablehnend hart — nein, als wäre die Mutter in ihr ganz erwacht — fast versöhnlich und sanft schien sie geworden — die Junge, die jetzt wiederkam und ging — während das neue Leben in ihr wuchs — und wieder mit Jungkraft die Fäden fing am Webstuhle und gute Arbeit und guten Lohn gewann. O — man kann es gar nicht denken, daß es in wenigen Monaten war, bis sie sich dem Glücke gar reich entgegendrängte. Sie kam jetzt heim mit Ungeduld, wenn die Wirtin schon ihren kleinen Eisenofen gefeuert hatte. Und dann kam auch er. Wie zu einer lieben Frau trat er ein; so geordnet und fein und ganz nur mit Achtung und Liebe umgab er sie. Einmal brachte er ihr ein Kinderbild, das er in einem Schaufenster gesehen hatte: ein kleines, liebes Bild — ein Engelkopf mit blonden Locken und wie Einer, der zum Posaunenblasen aus Wolken mit lachenden Augen und in hellem Himmel gemacht schien. Und nun lachten Beide.

„Wenn er ock nee schwarz aussiht?“ sagte Mathilde ängstlich lachend.

„Nee, nee“, sagte Saleck und küßte Mathilde in's Gesicht, irgendwohin auf die Backe, weil sie hastig war und gar nicht recht darauf achtete und sich nur wieder in das Bild hineinsann.

„Nee, nee“, sagte er, „er muß aussahn wie Du“ — und er nahm ihre blonden Strähne und sagte: „Guldhaare muß er han — und a su stark und frisch wie Du, is ni wuhr?“ — „Du kannst's gleeben“, setzte er zuversichtlich hinzu — während er stille für sich in sich hineinkicherte und sie dann lange ansah, wie sie sich in das Bild immer wieder hineinträumte.

O, es waren stille, wahre Lebensstunden für Mathilde gekommen — nun sie Mutter war — und Sinnen und Träumen war in's Helle gerichtet. Denn sie war stark, und wie es stark in ihr wuchs, dachte sie auch, daß sie Kraft trug und gesundes Leben. Sie war Eine, wie aus dem Boden aufgewachsen, um eine gute Mutter zu sein, voll Stolz und aus Liebe.

Und Saleck erfüllte es wie eine unbegreifliche Hoheit, daß er sie behandelte wie eine Kerze, die licht emporbrannte, wie ein Opferlicht, das kein Zug um seinen hellen Schein und um sein Zücken und Strecken aufwärts in den Raum bringen dürfte. Er ging um sie herum, wie ein Dienender. Er war zu Allem bereit. Wasser trug er ihr hinauf unter's Dach, er mußte es aus dem Hofe holen. Es lag weit draußen das neue Haus,

in dem kleinen Dorfe. Sein Stübel lag in ihrer Nähe. Er trug Alles hinauf, was sie brauchte. Er war nun unten fast immer geschäftig und in Eile. Er dachte auch immer nur an sie. Er konnte es gar nicht erwarten, daß der Frühling käme — und sie ihm ein Kind schenkte. Es lag ihm im Blute, das junge, neue Leben erwarten, das ohne Makel käme, weil sie, die Gesunde und Unbefleckte, ihn angenommen. Es berauschte ihn. Er redete es vor sich hin. Und sah sie im Geist wie einen Engel in der Wiege liegen. Er sparte nun Alles, und kaufte Leinewand und Barchendstücke, die er ihr heimbrachte, um das Kind zu hüllen. Und einmal auch sah er beim Trödler eine alte Wiege stehen, die ließ er hinauf unter's Dach schaffen. Es waren Liebesleute, die eine neue Zeit erwarteten, Beide in Hoffnung, und in Kraft, die von ihr ausging.

Dreizehntes Kapitel.

Saleck's Krankheit.

Frau Weber selber machte ein Gesicht voll tiefer Sorge, runzelte die Stirn hoch und sah lange vor sich hin, wie Vater Weber, der immer nur breit in seinem Sopha saß, sie gefragt hatte. Sie war eben aus Mathildes Stübchen herübergekommen, wo Saleck schwer krank lag. Mathilde hatte in sein in Kissen vergrabenes Gesicht gestarrt, — mit Mutter Weber zusammen, sie hatten fast sprachlos die Umschläge erneuert, und dann hatte Mathilde nur innerlich, fast stumm hinausgemurmelt: „Wird 'r denn wieder?" — „In Gottes Hand", hatte Frau Weber abgerissen gesagt, wie sie nun wieder den bleichen Huckigen, der mit geschlossenen Augen stöhnte, lange angesehen. Und Frau Weber sagte zum Alten, der auch lange schwieg: „Ja, wer weiß, ob ihn Gott erhält!" — und sie dachte an Mathilde, die nicht von dem Krankenbette kam. Man hätte es ihr nicht angesehen, was für

eine Sorge unter der Kraft und der scheinbaren Kälte wohnte, wenn sie so heimlich um das Krankenbett herumging. Frau Weber sah es in Gedanken noch einmal, wie Mathilde, die starke, kräftige, junge Mathilde, die den Krummen umarmen konnte, daß er fast dachte, sie zerbräche ihn, und die jetzt gar in ihrer runden und schwer machenden Fülle etwas behaglich und mühsam geworden war, um's Krankenbett nicht ging — schwebte — Tag und Nacht, sorglich und wachend, und der Krumme in Pflege lag wie nie.

Alle Träume waren in Mathilde ausgelöscht. Mathilde erfüllte kein Denken. Sie konnte nicht vor und nicht zurück. Sie war jetzt in der Schule der Liebe, die sie gleich klar und voll und in's Blut hinein lehrte, daß unser Leben auf- und niederschwankt in Freuden und Leiden, in Aussicht und in Dunkel, und daß ein Jeder von uns einmal auch ein Pfleger sein und sein ganzes Wesen nur in sorglich stumme, von heimlicher Angst getriebene, und von leiser Hoffnung immer neu erhellte, liebende und wachende Handreichungen verwandeln muß. Für Mathilde war jetzt die Zeit gekommen. Sie hatte es nicht anders gelernt, als von dem seltenen Lehrmeister, der in ihr saß und in ihr sprach, daß sie nun war wie eine ganz zarte, liebende Schwester, und die Sorge sich eingrub, daß ihre Augen ganz hohl blickten, nur die leise Hoffnung in Stunden einmal hervorbrach wie aus hellen Kinderaugen, wenn Frau Weber zu ihr kam und ihr ein Wort voll Güte zuflüsterte. Sie hatte es

sonst von niemand gelernt. Wenn eins im Gemeindehause krank lag, da gab es nicht viel Federlesen. Der Zank dauerte fort. Und Jeder war unzufrieden. Und zu pflegen hätte fast Allen etwas geschienen, worüber ein Jedes lachen gemußt. „Albernheet, was full ins denn a Krankes. Die Gesunden han nischt zu fressen!" sagte die Heintken. — Und es wurde nur gethan, was das Allernotwendigste war; und auch das mit rücksichtslosen, lauten, groben Worten. Man hatte keine Zeit, sich in den Andern hineinzufühlen, nun gar noch, wenn er Schmerzen hatte. Wer gesund war, war gesund und gleichgültig, hungerte einmal und noch einmal und benutzte den letzten Groschen, um sich einen Tag Vergessen einzutränken, soff und torkelte und zankte dann, ganz noch vollends ohne Möglichkeit, zu verstehen, was Schmerzen und Leiden in der Welt darstellen. Denn Freude und Leiden sind aus einem Grunde und kommen beide aus Tiefen, die uns Kraft geben und unsere Wege mit lebendigem Sinn bedecken, wie der Frühling mit Blumen. Nicht Jedem ist geschenkt, in Gründe zu tauchen. Nicht Jeder ist gewürdigt, aus der Tiefe zu schöpfen, nicht in Freuden, nicht im Leiden.

Aber Mathilde war eine. Man hörte es, wie sie weinen konnte. Man sah es, wie sie pflegte. Die schwerfällige kräftige, junge Mutter, wie ihre Augen eingefallen waren und ihr Blick wachend, als würde sie den Mut haben, Gott selber zu verscheuchen, wenn er an's Bett Saleck's treten und seinen Atem gar ganz nehmen wollte. Und

zudem war eine unbegreifliche, hohe Ruhe in ihr, die Frau Weber selbst ganz seltsam berührte. Sie hatte nicht geweint. Keinen Augenblick. Auch nicht, wie einer zu ihr gekommen war durch den langen Arbeitssaal mit den weiten, hohen Fenstern und ihr zugeraunt hatte, daß Saleck ohnmächtig umgefallen wäre und heimgeschafft würde. Sie war wie steinern gewesen, aber sie hatte sich kaum besonnen. Alles im Stich gelassen, was dalag, ihre Tasche und ihre Frühstückskanne und ihr Tuch, und war zum Portier gelaufen, wo man auch den Kranken eben durchgetragen, hatte Urlaub genommen und war ihm sofort in ungemessener und ganz unbedachter Entschlossenheit in's Feld hinein gefolgt, hatte gesehen und geschwiegen, hatte mit angegriffen, sofort Anordnungen gegeben, daß man den Kranken zu ihr bringe, war voraus zu Frau Weber gekommen, es anzumelden, die auch gleich mit gesorgt hatte, und nun ging das schon vier Tage.

Und sie weinte nicht eine Thräne. Nur die Angst sah aus ihren Augen heraus, die ganz rätselstumm immer nur nach Seufzer und Stöhnen ausblickten, und ihre Hände, die sonst schwielig waren, und nicht weich wie Lilienhände, die man in Milch badet, waren doch nur sanftes Bewegen und Liebe und Güte — und leise, fast als wenn die Seele darin auch in zitternder Angst lebte, in jedem Finger ihrer kräftigen Hand — wand sie zögernd die Schläfen mit nassen Tüchern um, sie so rückhaltend und zagend berührend, wenn sie seine dunklen Haare aus der Stirne strich, daß mancher Finger wie erstarrt in die

Höhe stand und zauderte, mit anzugreifen — fast zierlich und in ungedachter Anmut.

Der Fabrikarzt kam heute gegen Abend wieder. Er sagte nicht viel. Daß es ernst wäre, hatte er gleich beim erstenmale gesagt. Sonst war er kurz und überlegte, während er den Puls fühlte, und sah wohl auch Mathilde an und gab eine Hoffnung, wenn erst der fünfte, wohl auch gar der siebente Tag vorüber wäre. Er nannte es eine Krise. Mathilde wußte nicht, was das wäre. Aber sie hatte an dem Abend eine ganz unbegreifliche Angst vor etwas, was doch noch kommen könnte. Wie der Doktor hinaus war, saß sie am Ofen, und es fiel über sie herein, daß sie beinahe plötzlich aufgeschrien hätte. Der Gedanke, daß Saleck sterben könnte, war ihr nicht gekommen. Wie er kam, brannte er sie. Sie begann in sich zu schluchzen — nein — nein — sie ertrug es gar nicht — und sprang auf und sah ihn an, ob er bleicher geworden, hörte seinem Atem zu, war plötzlich so hart und in innerem Trotze so emporgerichtet, so dem Angstgedanken zugekehrt mit aller Wachsamkeit und Bereitschaft, daß wenn Gott selbst an's Bett gekommen und ihm, dem Saleck seinen Lebensatem hätte nehmen wollen, sie nicht gewankt und gezaudert hätte. Sie stand lange — verträumte sich und vergaß das Wort. Sie wußte nicht, was es bedeutete — was der Arzt im Grunde gemeint hätte, und sie wollte auf der Hut sein.

Frau Weber kam noch einmal vor der Nacht und brachte Mathilde eine Suppe und bat sie zu

essen. Mathilde nahm die Suppe, ohne eine Miene zu ändern — begann zu löffeln — lautlos — und vergaß zu danken. Sie versank in's Vorausschauen, während sie lautlos Löffel um Löffel einnahm. Frau Weber stand allein am Bett, als wenn sich Mathilde gar nicht um sie und ihn kümmerte. Sie trat zu Mathilde. Aber Mathilde sah sie nicht an, aß und schlürfte — und sagte nichts, auch wie ihr Frau Weber über ihre hudeligen Haare strich, die im Lampenschein glänzten, fühlte sie es nicht. Sie erwachte nicht. Es kamen immer wieder innere Schrecken — und sie sah sie an — und wankte nicht. Und war versunken, und erwachte nicht. Wie Frau Weber hinüber zu dem Alten kam, der in der Sophaecke lehnte und im Dunkel, die Hände gefaltet, dasaß, hatte Mathilde nicht ein Wort gesagt. Es war dumpf im Stübel Mathildes gewesen. Die Alten empfanden jetzt ganz mit ihr. Sie sprachen auch 'kein Wort. Auch Frau Weber nicht, wie sie zum Alten eintrat. Und der alte Fünfundachtzigjährige empfand es aus ihrem Gange und ihrem Eintreten, aus ihrem Sinnen und Zaudern, wie die Lampe langsam auf den Tisch kam im Dämmer und zögernd sich hellte, daß der Tod unter ihrem Dache sich nahen wollte — und beide Alten lagen oft wach in ihren Betten die Nacht und beteten um's Leben.

Und drüben saß Mathilde über seinem Bette — die Lampe fast hinter dem Ofen verborgen, daß die Kante einen langen Schatten warf im engen Raume und sah hinein in sein Gesicht, gespannt; sie wankte nicht. Sie

sah hinein — wie ein Unbegreifliches lag es da, groß, ausgearbeitet in den Zügen und geistig, wie es ihr nie erschienen war, und die Atemzüge gingen und jagten bis zum Stöhnen und Röcheln und wurden unhörbar und matt — und ganz unhörbar, daß Mathilde lauschte, nach ihnen brennend lauschte, und ihn anstarrte, noch tiefer und geängstigter, bis sie doch wieder kamen, leise neu begannen und wieder ihre alte Hast gewannen. Sie war wie auf der ewigen Jagd, wie angeschmiedet an diese Atemlaute, die auch in ihr auf- und abgingen, wie Verzweifeln und Hoffen. Und Saleck erwachte einmal und sah sich wild und fremd um; ganz besinnungslos: „Da, da —", sagte er, „nee, stille, 's is was ei der Nähe — stille, was is denn das? — furt! — furt! — gihste! — wer is denn das? — Ich kann's nee sahn — gihste — suste erwürg ich Dich —"

„Juseph — Du — Du — i ch bin's ju — nee — leg Dich ock wieder — leg Dich ock wieder" — und er legte sich in ihren Armen von neuem in die Kissen und starrte sie ganz sinnlos an: „Ju, ju, ich kenn Dich — Du — bist — ju — der — Portier!"

„Juseph", sagte Mathilde noch einmal.

Da lachte er endlich, und es kam eine Ahnung Licht in seine Augen, daß er wie zufrieden sich umzudrehen versuchte, und nur vor sich murmelte: „Wu is denn — wu is denn de Mathilde?"

„Ich bin's!" schrie Mathilde fast — nein, nein, sie sagte es, daß es ein Schmetterling hätte sagen können,

oder ein lispelndes Frühlingsblatt im Winde, so leise und so entsetzt doch, daß es Salecks Ohr wie ein Vorwurf traf, ihn ganz weckte, daß er sich ihr ganz zuwandte und sie sah — sie auch gleich erkannte und lächelte — aber gleich darauf auch schon die Augen schloß, um von neuem hinzudämmern in Verwirrungen und Staunen und Hin und Her — ohne Sinn und Namen — und Auf und Ab, als wenn er losgebunden wäre aus allem Erdensein — hin- und herginge in Sternen und in tiefen und unermessenen Nächten. Daß Mathilde, die in Schweiß gebadet bei ihm saß, nur langsam wieder Ruhe gewann — und das Spiel von neuem einsetzte mit allen Schrecken. —

Aber am Morgen that Saleck plötzlich die Augen auf, als wenn er erwachte. Mathilde wußte nicht recht, ob sie noch sich auf den Füßen halten konnte. Er richtete sich auf, er sah sie an — und sagte laut und bestimmt: „Mathilde —"

„Jeses — Juseph", sagte sie aus ganz gierig leuchtenden Augen, denn die Frühlingssonne fiel herein durch eine Ritze des dunklen Vorhangs, der noch geschlossen war, und malte Kringel auf die Diele. „Jeses, Juseph —" und sie lief von der Ofenbank, wo sie ein nasses Tuch auswand, um es frisch auf seinen Kopf zu legen, zu ihm — und wollte ihm auch schon mit Entsetzen wieder zuspringen, weil er sich auf die andere Seite drehte, sie dachte gleich darnach, sie hätte sich getäuscht. Aber Saleck lachte sie an — er that alles in freier, sorglicher Bewegung und wandte sich um, griff ihre Hand und hob seine Hand

langsam zu ihrem Gesicht, das sich über ihn beugte, und sagte ganz bedächtig, aber bestimmt: „'S is besser — ich bin gerettet."

Wer kann begreifen, was das heißt „gerettet", wenn einer schon ganz versunken war in unbegreiflichen dumpfen Schmerzen und Schrecken.

„Gerettet" — Mathilde sagte nun, als wenn es ihr ganz klar gewesen: „Ju, ju — ach nee — Jusepb — Du bist gerettet! — ni wuhr? — Du bist gerettet!? — Du sterbst nee! — Du sterbst nee!" — und sie hatte fast auch ihr ganzes Pflegertum vergessen in ihrer Freude, so wollte sie ihn an der Hand nehmen und in die Höhe richten.

„A su weit is noch ni" — sagte er vorsichtig, auch mit Lachen noch ganz vorsichtig — und als wenn er die Genesung, die zart wie Eisblumen am Fenster sich jetzt in ihm zu ordnen anfing, mit einem Hauche trüben und verwischen könnte. „Ha ich Dich gedrückt, Jusepb", sagte Mathilde, „Jeses", und sie wagte nun gar nichts. Aber er sagte nur freundlich: „'S muß besser sein — ich fühl's" — daß Mathilde lange stand und dann zu Frau Weber lief, die auch hereintrat mit ihr, und wie sie zögernd Leises mit dem Kranken gesprochen, von Mathilde bis auf den Flur fast begierig verfolgt, gesagt hatte: „Nee, nee, — nu is er gerettet."

„Gerettet" — Mathilde stand lange auf dem Flur und hörte dann den Alten durch die Wände, leise und fast verhalten, sein Morgenlied singen, und sie ging auf den Zehen in ihr Stübel zurück. Ihre Hantierung am

Herde erstarb, ihr Gesicht war frei und groß, sie sah empor — von Sonnenlicht des Frühlingsmorgens heimlich getroffen, das sie wie eine schöne Heilige umfloß, so voll Dank und kindlicher Kraft und voll Aufgang war sie. „Es war die Krisis“, sagte sie dann, wie es der Doktor gesagt — und trat an's Bett und sagte, über Saleck sich beugend, noch einmal: „Nee, Juseph, Du sterbst mir nee.“

Vierzehntes Kapitel.

Mathilde sieht Einen aus der Heimat.

Mathilde hatte sich von der Pflege erholt, daß sie stark und gesund war, wie die Zeit gekommen, daß sie gebären sollte; daß sie auch in Kraft den Schmerz ertrug, der sie wenige Stunden zerriß, und daß sie ohne Not und nur mit Frau Webers Hülfe einen kräftigen Knaben geboren hatte.

Nun saß sie im Felde unter Bäumen, das Kind an der vollen Brust und war glücklich, daß sie allein leben durfte mit dem lustigen Kinde, das Salecks Entzücken war, der auch schon längst genesen, mit ihr oft am Raine draußen die Feierabende im Juni genoß. Saleck ging täglich in die Fabrik, nun allein. Er war sorglich und außer Maßen arbeitsam, und hätte um keinen Preis auch nur den Gedanken ertragen, daß sie, die Gesunde und Kräftige, nicht ihren anvertrauten Pflegling selbst an weicher Brust nähren und mit stiller Muttersorge um-

geben sollte. „Wenn der Junge a su weit is, daß er laufen kann", sagte er, „ni ehnder", und meinte, daß es dann Zeit sein würde, daran zu denken, ihn andern Menschen anzuvertrauen. Mathilde war also die schönen Junitage fast immer im Felde; sie saß da und strickte, oder wusch ihre Windeln am Raine — dort, wo ein Bach durch die Wiesen rann — stand da hell und schlank — ein weißes Tüchel um's Haar, das ihr viele Male in den Nacken glitt und ihre goldenen Haare frei wehen und flattern ließ. Sie stand fern von allem Lärm ganz in Einsamkeit, weil die Ackerarbeiten gethan waren, und man jetzt auf das Reifen des Korns und auf das Emporwachsen all der tausend lispelnden und zitternden Gräser und Blumen wartete. O, sie waren schon reichlich aufgewachsen, sie standen so hoch, daß das Kind in Decken in ihnen versank — und Mathilde wie ein Nest eindrückte, schon fast versunken auch hinter grünem Korn unter'm weiten, blauen Himmel. Und Mathilde wand aus Sauerampfer und Klee und aus Maßliebchen und Kamillen Kränze für ihr Kleines, dem sie es um die Stirn legte, nur einen Augenblick, weil es nichts davon begriff.

Und wenn Mathilde so saß, wußte sie nicht, wie sie hierher gekommen. Welches seltsame Geschick ihr einen solchen Sommermorgen in den Schoß geworfen, mit Blumen und wehenden, duftigen Lüften — sie mußte fast lachen, daß sie es war; daß sie gar auch die Mutter dieses Kindes war, das vor ihr lag und den unförmlich kleinen

Mund zum Schreien verzog — daß sie es sein sollte, die da plötzlich einem Kinde eine lautere Quelle geworden, an der es sog mit so gierigen Zügen — und sie begriff nichts — und war belustigt und lachte über sich und über den hellen, grünen Kornstreif, worüber eine Lerche im Licht wogte und hinein in weiße helle Wolken, die im Blauen vom Horizont auftauchten und im Zuge langsam herschwammen — still und zu Träumen ladend.

Auch eine Chaussee kam heran aus der Ferne, die näher an ihr vorbeiging, nicht nahe genug, daß der Staub sie traf, den vereinzelte Wagen aufwirbelten. Auch nicht nahe genug, um das Rattern einer Karre zu hören, die eine Landfrau im bunten Kopftuch vor sich herschob, obzwar Mathilde nach all' dem neugierig aussah, und es sie still belustigte.

Und wie sie auch einmal so saß, das Kind tränkend und sich erlabend an seinem kräftigen Saugen, das sie bis in's Blut fühlte, hörte sie plötzlich trommeln von der Ferne. Es war ihr zuerst die Feuerwehr eingefallen, oder sie dachte auch an die alten Krieger — die zum Kriegerfeste oder zur Reformation vom Gemeindeältesten geführt, daheim mit Trommeln auf der Dorfstraße und in's Kirchthor zogen; oder an's Kinderfest, wo ein paar Jungen aus Bauernhäusern dem Zuge vorausschritten mit stolzen Wirbeln, und woran sie niemals teilnehmen gedurft, einfach weil sie in ihren, von allem Frohsinn abstechenden Lumpen trotzig nicht hatte daran teilnehmen mögen. Auch weil man an solche Belustigungen im Ge-

meindehause nie hatte denken können. Aber wie sie zusah, war es eine lange, glitzernde, in sonnigen Staubwolken funkelnde Heerschlange, die sich nahte — und die näher und näher heranzog. Mathilde war so aufgeregt, und so neugierig, daß sie fast den Jungen mit Gewalt von der Brust nahm. Er schnappte ab wie ein kleiner Blutegel und schrie. Sie hörte es gar nicht, so sah sie aus, was es geben möchte. Es kam näher. Es war ein hörbares Dröhnen von vielen harten Tritten, die gleichmäßig die Staubwolke weiter trugen. Voran ritt Einer — und einige, vornehm Aussehende liefen hinter dem Tambourzug und den Pfeifen. Obwohl sie noch niemals Soldaten im Freien marschieren gesehen, wußte sie es gleich — und ließ den Jungen im Grase liegen. Sie war wirklich aufgeregt: eine ganze Kolonne mit Trommeln und Pfeifen und mit lustigen, dumpfen Tönen zwischen den Wirbeln, die ordentlich auch in sie wie elektrisierend einfuhren, daß sie das Summen der Bienen, das Schwirren in den Sommerwiesen, das Geschrei des Jungen im zitternden Grase —: daß sie den hellen Himmel mit den weißen Wolken und sich selber vergaß, bis sie von Neugier erfaßt, schauend und staunend, langsam Schritt für Schritt an dem grünen Kornfelde entlang fast bis zu den blühenden Ebereschkronen der Chaussee heran war. Ganz wagte sie es nicht. Und sie hatte auch eilig noch einmal zum Kinde zurückgesehen und gemerkt, daß es sich ganz beruhigt hatte und in Groll über die erzwungene Entsagung eingeschlafen war. So

stand sie zögernd mit nackten Füßen, die unter ihrem leichten, roten Rocke hervorschimmerten — und sah neugierig, wie ein gutes Kind selbst, hinüber — das blonde Haar ganz nachlässig flatternd, ob auch die pralle Sonne darauf schien, weil sie gar nicht mehr merken konnte, daß ihr das Kopftüchel halb auf der Schulter hing — und ließ den trappenden und klappenden, gleichmäßig einherschreitenden Zug heran und vorüber — hörte kaum, daß alle ihr zulachten — sie „Minna" und „Anna" und ausgelassen untereinander mit allerhand anderen Namen wie Bekannte anriefen, einer den Helm und der andere das Trinkgeschirr ihr zuschwenkte, auch die Offiziere ihr zulachten, ein Soldat aus der Kolonne laut schrie: „Kumm ock mite, Marie, Dich könn' mir grade brauchen", und andere sogar einen Gesang anstimmen wollten, der aber über dem Lachen und Rufen nur leicht aufwachte und gleich wieder versank. Daß jetzt aber Einer aus dem hintersten Gliede plötzlich ihr wirklich zuzunicken schien, wie ein Bekannter. „Mein Gott!" Daß sie seine Stimme auch wie bekannt hören konnte und fast ihren Ohren nicht traute, wie er ihr zurief: „Jeses, Mathilde" — und beim Weiterziehen noch einmal ganz überrascht zurück sich bog und immer wieder sich umwandte mit einigen Andern und winkte. „Guten Tag, Mathilde."

Sie hatte ihn gleich erkannt. Gleich — aber es war ihr gar nicht, als wenn es ihr gegolten. Sie hatte sich unwillkürlich umgesehen, ob noch jemand hinter ihr stünde. Dann hatte sie ihm doch

freundlich zugenickt, als wenn sie sagen wollte: Hahaha — Du bist es, der mich sonst gar nicht angesehen, nur einmal ein paar Ohrfeigen von mir besehen hat in der Schule, wie ich unter den Letzten im grauen Kittel arm und mißachtet saß, und Du gewagt hattest, mich anzurühren. Nun bist Du aber ein Schmucker geworden, nun gefällst Du mir! Und sie lachte ein über das andere Mal, wie sie endlich zögernd zu ihrem Kinde zurück ging, das still mit offenen Augen unter Blumen lag — mit ganz kleinen Augen, die sich zur Sonne noch nicht aufthun konnten, und sie lachte — und sie kostete sinnend, wie es doch anders geworden. Sie stand und träumte und sah immer wieder hinüber in die Ferne. Und es kam noch einmal über sie, als ob sie sich fragen müßte, wer ihr den hellen Sommertag und all' das Reinliche und Frische, das sie umgab, in den Schoß geworfen, und sie geriet in Zweifel, ob sie einmal auch mißachtet in der Schule gesessen hatte, und alle Neckereien der Soldaten fielen ihr nun ein, und sie lachte und dachte dann: „Ob das wirklich der Sohn vom Hallmann-Pauer war?" und sie konnte, auch wie sie daheim war, nicht ein Vergnügen aus der Seele verlieren. So komisch und drollig war es ihr vorgekommen, und auch wie eine unbestimmte Sehnsucht schien seitdem in ihr, so oft sie denken mußte, wie sie hingezogen im Sonnenlicht, blinkend und männlich — so ausgelassen — so mit festem Stampfen und Trappen, und der fröhliche Gesang aus der Ferne über die Felder herüberklang. Und sie sah junge, rote, schweißige

Gesichter ihr zulachen — die, wer weiß, woher kamen, um, wer weiß wohin, fortzumarschieren, unter Trommel- und Pfeifengetöne und unter den Ebereschkronen, die alle blühten.

Fünfzehntes Kapitel.

Wie Mathilde zum zweiten Male dem aus der Heimat begegnet.

Saleck hatte das Kind zu guten Leuten in Pflege gebracht, und Mathilde und er kamen immer nach ihm sehen, erst täglich, dann Mathilde seltener und auf kürzere und kürzere Zeit. Mathilde mußte sich die Minuten abstehlen. Sie ging wieder in die Fabrik, Saleck mit ihr, Seite an Seite. Aber sie mußte sich nun ganz vor ihm in Acht nehmen, so in Unrast war er und so gespannt und eifersüchtig auf jeden Blick, den ihr die Männer zuwarfen, und den sie wohl gar achtlos erwidert hatte. Es gab manchmal Szenen. Wenn er damit anfing, lachte sie über ihn, und fand, daß es drückend war, wenn er sie immer wie ein Schutzmann bei jeder Miene, die ihm nicht paßte, maltraitieren und auszanken wollte. Sie sagte, er wäre dumm und langweilig. Und zudem mochte sie gar nicht, daß sie Schritt um Schritt beobachtet war:

„Das macht ma' mit a Sträflingen", sagte sie. „A su weit bin ich noch nee." Sie konnte grob und geradezu sein. Zudem, weil Saleck so gar keinen Grund hatte, ihr zu mißtrauen. Sie war auf Alles eingegangen, was er gewollt hatte. Sie wohnten zusammen. Nun er eingewilligt hatte, daß sie in die Stadt zurückzögen, weil ihm der weite Weg über Land seit seiner Krankheit doch beschwerlicher wurde — hatte sie Alles gut gefunden, das kleine Stübel in der Nähe der Fabrik, sodaß er nur kurze Zeit hinzulaufen hatte, und auch daß sie gar durch eine fremde Stube unter Dach hindurch mußten, wo andre Fabrikleute wohnten. Aber schon, daß Mathilde jetzt die Fabrik besser zu gefallen schien, das ärgerte Saleck. Als wenn sie in der Einsamkeit schätzen gelernt hätte, wie es thut, wenn man Leben und Lärm und gesundes Handreichen und Bewegen um sich hat. Saleck war ungerecht gegen Mathilde. Es war gar nicht die Fabrik, die ihr jetzt Behagen machte. Aber das konnte der Krumme nicht begreifen. Er war immer zärtlich und ein wenig eng und kurz gewesen in dem, was er wünschen konnte. Er war auch schon ein Mann, der über Dreißig ging. Wenn er seinen Traum von Familienglück bedroht sah, hatte er wohl Recht, mißtrauisch zu werden, und ein Recht, nicht zu begreifen, was in Mathilde vorging. Mathilde wußte es übrigens durchaus auch nicht. Nur im Blute ging es um. Sie war Neunzehn und groß und wie Eine, die mit runden vollen Armen hinter einem Bauernhause in einen reich behangenen Apfelbaum hätte langen und reife

Aepfel herausbrechen können in der Fülle — lachend und toll aufgelegt, und der es nichts gemacht hätte, wenn auch aus der Krone einer ihr auf den hubeligen Kopf herniedergesaust wäre, daß ihr die Ohren minutenlang geklungen, und sie eine Hand auf die getroffene Stelle hätte legen müssen, den Schmerz zu stillen, während der Mund behaglich in den roten Apfel einbiß und die frischen, hellen Zähne leuchten ließ. Mathilde war ja auch ganz geordnet nun — ein ganz tüchtiger und lockender Mensch. Keiner konnte ihr ansehen, daß sie ein Kind geboren, sie war jünger und rosiger, als je, wie eine Jungfrau, so unberührt, und so überaus lustig sah sie jetzt aus. Als wenn die einsamen Tage nichts in ihr zuwege gebracht, als die Linien des Mißtrauens und Menschenhasses, die sie so ablehnend und barsch gemacht, ganz auszulöschen und eine natürliche, freie Klarheit und etwas Lebensfrohes in ihr aufzuwecken. Wenn sie kam, sahen sie alle an. Sie waren alle wie im Banne. Sie erkannten gleich, auch die Männer, daß etwas in ihr war, woran sich niemand mehr recht wagen dürfte — jetzt erst recht nicht — so reinlich und klar, und jungfräulich und heimlich lustig — und gar auch ein Zug wie frei und reif. Wer sie begehrte von allen, der ließ es sich doch nicht merken. Auch der Werkmeister nicht, der jung hereingekommen und dem sie unterstellt war. Auch Simoneit that, als wenn es nie eine grobe Rüpelei zwischen ihr und ihm gegeben. Es war ihm unangenehm, daran zu denken, jedesmal, wenn er sie ansah. Es wäre

ihm wer weiß was feil gewesen, wenn er sie hätte frei und offen und nicht mit jenem thörichten Vorwurf betrachten dürfen.

Und sie ging und kam mit dem Krummen, und jeder sah es und dachte, „wie klein und dürftig der neben ihr aussieht!" mit seinen kurzen Schritten, daß er ihr nur folgen konnte. Und sie mußte sich eine Minute abstehlen, um einmal wirklich allein zu sein.

Aber Saleck war auch nicht froh, obgleich er sich die Sorge gar nicht merken ließ, und nichts Rechtes sagen konnte, wenn sich Mathilde daheim, oder während sie dahin schritten, jedes Mißtrauen einfach verbat.

So war es gegangen bis in den Winter.

Es war dunkel, die Laternen um die Fabrik warfen einen trüben Schein im Wirbel, der um die Parkmauer jagte. Mathilde war hinausgegangen aus dem Arbeitssaal, in dem die Webstühle heftig hin und herschnappten und klappten, und hatte eine Stunde vor Schluß sich aufgemacht, um zum Kinde zu gehen, weil es wegen der Zähne kränkelte. Saleck, der in einem anderen Saale zu thun hatte, wußte es nicht. Sie war nur schnell zum Portier gelaufen und hatte sich beurlaubt. Dunkel trieben die Flocken, und Mathilde war wirklich aufgeregt. Sie wußte, daß es unweigerlich einen Zank geben müßte, wenn Saleck es sich auch nur vorstellte, daß sie allein und heimlich — so würde er es nennen — zum Kinde gelaufen und sich um ihn gar nicht bekümmert hätte. Für den Krummen war es eine schwere Zeit. Mathilde haftete an der Mauer

entlang, um schnell um das ganze Fabrikgelände herum in die Straße einzubiegen. Der Laternenschein war spärlich und der Schnee kam in dicken Flocken. Sie war bald ganz weiß und unkenntlich. Sie dachte an Saleck und an's Kind — obgleich ihr auch der Werkmeister einfiel, der sie mit ausgesuchter Freundlichkeit behandelte, und zärtliche Blicke in ihre Augen zu senken mehrmals schon gewagt hatte. Es war ihr ganz recht so. Sie brauchte sich dabei nichts vorzuwerfen. Mag er blicken, wie er will, was geht's mich an, dachte sie und bog in die Straße ein, worauf die kleinen Schaufenster auch ein wenig Licht mehr ausbreiteten. Da kam ihr ein beschneiter Soldat entgegen. Ein erster Blick genügte, um ihn kenntlich zu machen. Sie zögerte. Es waren Augenblicke nur. Als er wieder mit der gutmütigen Verwunderung im Blicke die Worte sagte, die er ihr damals aus dem Zuge zugerufen: „Ne Jeses, Mathilde, bist Du's?“ Mathilde war ganz ohnmächtig — es kam ihr vor, als wenn sie noch in den sonnigen Wiesen draußen stünd', als wenn sich eine Sehnsucht plötzlich erfüllte, als wenn sie Trommeln und Pfeifen hörte, die da hinzogen ganz in's Ungewisse, weil sie nie gedacht hätte, er könnte zurückkehren und vor ihr stehen. „Mein Gott, Ernst!“ — sie blieb stehen und mußte ihn ansehen. Es war ja Winter und einige Laternen warfen Strahlen in Dunkel und Schneetreiben. Sie waren bis an den Hals beide vollgeschüttet. Nur die Augen konnten sich ansehen. Und das innere Leuchten drang durch die Vermummung und die Schneehülle.

„Nee Jeses, Ernst“, hatte Mathilde noch einmal wie erschrocken und gelähmt ausgestoßen; daß sie lange vor einander standen, Ernst eine gar freundliche Miene annahm, ihre Hand längst warm in der seinen hielt, sie auch gar nicht los ließ, bis sie ihm alles erzählt hatte, wie es ihr ginge, und er sie mit ausgelassenem Blick, wie der eines frischen Bauernjungen in der Schule, der immer einen Streich im Augenlicht blinken läßt, ein über das andere Mal hatte hören lassen: „Bist Du aber a hibsch Madel worn.“

„Kannst's ju ni sahn“, lachte Mathilde nun ganz toll, „ich sah doch heute aus wie a Popelmann.“

Und in der Eile und Hast der Minuten, die sie Beide hatten, war ein Reden und Widerreden, daß sie Beide gar nicht aus dem Lachen kamen, und Beide noch immer die Hände verbunden hatten, ganz als könnten sie sich nicht loslassen. Sie versuchte es endlich ein paar Mal. Ihr war es plötzlich unangenehm. Es kam ihr auch das Kind in den Sinn. Und sie machte ein Gesicht wie im Gram. Aber Hallmann's Sohn sah das nicht, es schien ihm licht und gesund. Die Lampenhelle lag darin. Und die steinigen Augen waren kühn und weiter sah er nichts, wie er sagte: „Wißte — ich ha' mir immer gewünscht, Dich zu finden, seit ich Dich beim Marsche draußen auf a Feldern sah.“ Nun zögerte sie, wie er wünschte, daß er sie besuchen dürfe. „O Jeses, nee, Ernst, das werd wul nee gihn“, sagte sie und verzog ihre vollen Lippen und sah zu Boden, weil ihr jetzt

Saleck und das Kind deutlich in Gedanken kam. Und sie sagte ganz bestimmt: „Nee, Ernst, 's giht nee." „'S muß gihn", sagte er, „warum söllt das nee gihn?" — „Ich ha ju a su viel Arbeit! Wenn söllt denn das gihn?" fragte sie zögernd. „Nee, nee, kannst's gleeben, 's giht nee", sagte sie wieder. „Ich besich Dich doch a mol", lachte Ernst. „Um Gottes willen", entfuhr es ihr, „nu das uf keenen Fall!" „Nu sag mir ock, Madel", sagte er ganz phlegmatisch, „hust Du Eenen, gihst Du mit Eenem?" „Ju, ju, ich gih mit Eenem", sann sie ganz verlegen, „und 's is au ni zu ändern." Und er war kleinlaut geworden, daß es Mathilde leid that. Er hatte ihre Hand in dem Augenblick ganz fallen gelassen und überlegte mit versonnener Bauernmiene, freundlich, aber grabend: „Du gihst mit Eenem?" Aber Mathilde erschien plötzlich die Lage wie eine Pein. Sie fühlte, daß er daran war, zu sagen: „Mit was denn für Eenen?" und sie schnitt alle Ueberlegungen ab. Sie sagte: „Verheirat' bin ich nee mit'n." Das war ihr in der Angst und Verlegenheit so herausgeglitten, daß sie gleich danach eine Reue empfand. Aber trotzdem es sie fast schmerzte, was sie gesagt, konnte sie sich nicht zurückhalten. Sie war in einer ganz unbegreiflichen Aufregung. Sie sah die großen, frischen Augen Hallmanns, eines Soldaten, der im Mantel vor ihr stand, sie hörte die forsche Rede, und die feste Hand hatte er wieder um die ihre gelegt. Er lachte über ihr Wort und war von neuem so voll Leben zu ihr, wollte jetzt erst recht wissen, ob sie nicht kommen würde,

irgend wohin. „O, Jeses! Ich ha ock keene Zeit“, hatte sie ihm zögernd zugegeben. „Mittwuchs kann ich schun nachmittigs manchmal ei de Stadt“, sagte er, und sie fing stockend an, während sie die großen Flocken umtanzten, einen Tag und eine Stunde zu bereden, wo sie sich einmal wieder sehen und sprechen wollten.

Mathilde war ganz bleich und hatte auf nichts acht, als sie zum Kinde kam. Die alte Schneiderin und ihre junge Tochter merkten es, daß in ihr was vorging. Sie lachte nur, wie sie hörte, daß es gut ging mit dem Jungel, herzte und küßte es innig, aber ganz, als wenn alles nicht ihm und nicht ihnen gälte, was sie sagte und that; und bekam danach auch gleich einen Zug voll Gram in ihre Miene, den sie heimtrug. Wie Saleck ihr Vorwürfe zu machen anfing, daß sie ohne ihn fortgelaufen und unbegreiflich lange fortgeblieben wäre — es wäre halb Acht — da sah sie ganz demütig zu ihm hin und umarmte ihn und küßte ihn — und war still — daß er zufrieden wurde — daß er großmütig auch schwieg, wie ein guter Hausvater, wenn eines seiner Leute zur Besinnung gekommen. „Sei ock ni mißtrauisch, Juseph“, hatte Mathilde gesagt, wie sie sich wieder in ihre Rolle hineinfand. Aber wie sie sagen wollte: „Du hust ju keenen Grund“, blieb ihr das Wort im Halse stecken, daß sie schließlich über sich und die ganze Situation wie ausgelassen lachte.

Sechzehntes Kapitel.

Heimliche Unruhe.

Heute kam Mathilde ins Stübel und sah kaum, daß im Vorzimmer der Tisch voll Leute war, die im Tabaksqualm saßen und die Karten aufschlugen und lachten. Sie kam heim. — Es war Sonnabend um halb Neun und draußen herrschte Kälte. Sie war an der Ecke unten mit Hallmann zusammen gewesen. Aber sie war wie noch nie aufgeregt und wußte und begriff nicht, was sich in ihr zu regen begann. Sie hätte wirklich alles Mögliche noch aufgeben und hinwerfen mögen — und achtete nichts, so hatte es sie gezwungen und gelockt, mit Ernst zusammen zu sein und seine Hand in der ihren zu fühlen. Aber das Gewissen hatte ihr auch so rasend geschlagen, daß sie auf nichts mehr eingehen und um keinen Preis sich wieder mit ihm treffen gewollt. Sie hatte es ihm gesagt. Sie hatte in Furcht an Saleck gedacht. — Nun sie eintrat, dachte sie vor allem an Simoneit. Sie war

noch eine Weile unten auf der Brücke stehen geblieben, wo sie sich getrennt hatte von Hallmann und er auf die Kaserne zu in die Nacht verschwunden war. Nein — wirklich — sie war so heiß und toll gewesen, daß sie nicht aus und ein gewußt, — und immer erwogen, wie sie der Sache ein Ende machen könnte. Unten an der Brücke glitzerte Alles, die Straße war in hellem Blinken, und die Sterne lagen im schwarzen Himmelsgrunde hoch und hehr und groß wie Diamanten. Es war eine Nacht, wie aus Edelsteinen gefügt, daß jeder Schritt auf dem Erdboden hart klang und quarrend, als wenn man über ganz Erstarrtes hinwegging. Und Mathilde noch ganz im Kampfe, von dem Hallmann gar keine Ahnung verspürt, obwohl er um keinen Preis zugegeben hatte, daß es aus sein müßte. Sie hatten ja auch wieder ein neues Stelldichein verabredet — jetzt gar beim Schwager, der in der Stadt wohnte. Aber Mathilde hatte immer noch in der Nacht am Brückenbogen gestanden im inneren Kampfe, als es sich plötzlich ereignete. Sie hatte ihn gar nicht erkennen können. Die Laterne war zu fern, obwohl sie ihn hätte schon an der Stimme erkennen müssen, wenn sie nicht im sinnlosen Hin und Her, in gar nicht zu entwirrender Vorstellungsunrast gestanden hätte, daß sie zu Anfang nichts begriff. Und da that es ihr wohl, wie sie sah, daß es Simoneit war, nun sie sich plötzlich dem Menschen mit wahrem Zorn entziehen konnte, der sie wieder halten wollte, nicht mehr roh und gemein, nur brünstig und leidenschaftlich und mit einem

sinnlosen Gerede und Gestammle — nun sie ihn anlachen konnte, so hart und unbarmherzig, so in Freude, während ihr Gewissen in Schlaf sank, so frisch angeweht zum Kampfe und herausgefordert; nun sie sich wie eine Hohe, Starke einen Augenblick fühlen konnte und heimsprang und noch daheim die Starke und Entrüstete war — auch wie jetzt mit einem Korb Besorgungen am Arme Saleck in's Zimmer trat und den Korb fast hinstieß — nun sie ihm energisch erzählen konnte — sich über Simoneits Dreistigkeit, der sie wohl gar zu lieben schien, „hahaha", lustig machen konnte, daß sie sich gar nicht zugute gab.

Und sie war kräftig und zornig den ganzen Abend. Das war ihr nun angenehm, zornig zu sein. Es schien ihr wie eine eiserne Kette, daß sie sich fast schon gewöhnt hatte, mit dem Kränklichen gar nur zärtlich und ernst umzugehen. Nun hatte sie Grund — und sie lachte — ohne daß ihr das Gewissen widersprochen, und sagte bestimmt: „Ich will nee, daß es zwischen Euch wieder was gibt, dafür kann Enner nischt, wenn er a Anderes werklich liebt. Mir thun, als wenn nischte wär, au Du, und damit gutt."

Und in dem Krummen fand das Vorschlagen auch gleich Widerhall. Von jenem Streite wollte er längst nichts wieder wissen. Jetzt weniger als je, seit er krank gewesen. Und er war auch unsicher und sein Leben mit Mathilde nicht mehr im rechten Gleise. Entweder in Unruhe oder in Leidenschaft und immer mischte sich ein stilles Gefühl von Entsagung hinein und von Demütigung, daß er

krumm und schwächlich wäre, und sie blühender war als je. Und Mathilde war an diesem Abend für ihn immer mehr ein Rätsel. Sie fing an, den Ton des Zornes aufzugeben und in alle möglichen Redensarten hineinzufallen, die rein wie Verzweiflung klangen. Er begriff nicht. Sie sagte: „Man kann hie ni leben. Ich hätte soll'n daheeme bleiben, und nu bin ich wie angeschmiedet und kann ni furt von hier." Und der Krumme wurd böse zuerst, dann streichelte er sie, wie er sie oft gestreichelt hatte, und sie ließ es geschehen. Sie saß auf der Ofenbank und sah bleich aus, trotz ihrer Frische und Fülle und hatte nicht einen Bissen angerührt. „Daß Dich der Mensch a su ei Verwerrung bringt", sagte Saleck ganz gläubig. „O dar Mensch! 's is ni blus dar!" sagte sie, fast wie offen. Aber Saleck bezog es nur auf sie und sagte: „Was huste mir denn ni g'folgt, warum sein mir ni uff 'm Durfe geblieben. Was gihst De immer unter de Leute!" Es war in sie gefahren, daß sie hätte den ganzen kleinen Kerl wegwischen können aus ihrem Gedächtnis und dann, daß es ihr wieder fast die Seele brach, wenn er vor ihr stand, so demütig zuletzt; wenn sie sah, wie er mit einer Leidenschaft ohne Sinn und Gleichen an ihr hing, daß sie gleich anfing, in ein bitteres Weinen umzuschlagen, so rätselhaft und unheimlich, daß er es bis in's Wesen fühlte, es ihn mit zerriß, er sie ziellos tröstete, sie ziellos liebkoste, sie aufrichtete, vor ihr stehend vor der Ofenbank, bis sie aufsprang fast im Zorn — und alles wegwarf, ihn stehen ließ — lachte und sich

erst spät in den kleinen Hantierungen des Haushalts wiederfand. Ja — in Mathilde war wirklich ein zielloses Umgehen, daß Saleck nichts mehr zu sagen wagte. Daß nur stumme Sprache schließlich noch in heimlichem Hinblicken mit ängstlichen und scheuen Mienen im kleinen Raume herrschte — und sie einschliefen — zuerst ohne ein Auge innerlich zuzuthun — so seltsam, — daß sie, einen jeden von ihnen, derselbe Traum mit Gewalt plötzlich ergriff und beide wie mit einem Schreckensrufe auffuhren. Dann aber endlich so tief und schwer einschliefen, daß sie am Sonntag Morgen noch dumpf und schwer waren — und Worte ohne Glanz und Leben im Raume hin und her krochen.

Siebenzehntes Kapitel.

Salecks Nöthe.

Es war Fastnacht in der Stadt, wo jeder eine Laune auslassen und sich aus einem bestimmten oder unbestimmten Grunde irgend eine Lust machen wollte. Es war noch Winter, die Straßen waren schneefrei — aber es war kalt, und man sah, wenn man die Augen aus den engen Straßenschlünden emporhob, blinkende, winterklare Sterne. Einige Gestalten in Kostümen begegnete man unter geschäftigen Leuten, die vorbeieilten, und die Schaufenster waren noch erleuchtet. Es ging gegen Acht. Saleck war in großer Unrast heimgekommen, ohne Mathilde zu treffen. Er hatte es schon eine Stunde vor Ausgang aus dem Fabrikthor zufällig erfahren, daß sie die Fabrik zur Vesper verlassen und nicht zurückgekehrt war. Und er hatte gleich eine unbestimmte Sorge nicht los werden können. Er sah entsetzlich aus, der Krumme. Wenn man ihn fast wie ein Irrer vor sich hinmurmeln, bleich im Stra-

ßengewirr, im Scheine einer Laterne vorbeihasten sah, merkte man es ihm an, daß sein ganzer Traum von Familienglück, sein ganzer Stolz längst gewichen war. Er war heimgekommen und hatte Mathilde nicht gefunden. Er fragte seine Wirtsleute eigens, die nichts weiter zu sagen wußten, als daß Mathilde gegen Fünf heimgekommen, sich in ein besseres Kleid geworfen, gewaschen und gekämmt hätte, und dann schon gegen sechs Uhr wieder ausgegangen wäre. Saleck zitterte vor Aufregung, wie er es hörte, er war kreidebleich und hatte die Leute kaum angesehen, nur in sich hinein erwogen und gegraben, als wenn er nicht recht bei sich wäre, sich auf die zitternden Lippen gebissen und war auch sogleich wieder hinausgeeilt. Der erste Gedanke war, sie könnte doch zum Kinde gelaufen sein. Und er sah auf seine Uhr und warf die Thür hinter sich zu, alles offen zurücklassend in seiner Stube, was er sonst sorgfältig und ängstlich verschloß. Und nun hastete er durch die Straßen. Ein Gram erfüllte ihn. Er dachte, wenn ich sie nicht finde. Was ist zu thun? Und er sah Masken an sich vorüber eilen. Und lief atemlos, der kleine Huckige, den nun Kummer und Demütigung noch huckiger und demütiger zu machen anfing, so lange er mit sich allein war. Er lief eilig, wie einer, der mit einem Schritte zu langsam etwas verpassen könnte. Er machte sich Vorwürfe. „Mein Gott, warum lief ich nicht nach, wie sie es mir sagten, daß sie heimgelaufen!“ Mathilde kam ihm in den Sinn, er sah sie vor sich. Er fühlte ihre zerrissene Seele, deren

Gründe er nicht mehr durchschauen konnte. Es war Alles anders geworden. Noch am Abend vorher war Mathilde außer Maßen drollig und heiter gewesen, mit einer Heiterkeit, die er nie gekannt hatte, die ganz abstach von dem Ernst und der Härte, die sonst zu jedermann zunächst aus ihren steinigen Augen heraussah. O, eine ganz unheimliche Heiterkeit hatte es ihm geschienen, die ihm im Gemüte wie eine Last immer wieder aufkeimte, als wenn sie jetzt gar mit ihrem heutigen Gange Zusammenhang haben müßte. Er warf es sich vor, daß er aus kleinlichem Geiz nur nicht sogleich ihr nachgegangen, weil es ihm die Stunde Arbeitslohn gekostet haben würde. Und es fiel ihm von Neuem ein, wie der Abend vorher gewesen, welches dunkle Reden aus Mathilde gekommen war: „Ich war noch a Kind, wie Du mich nahmst. Ach Juſephla, wenn ich Dich nu verlassen müßte —"; und ihre Worte und dann ihr Lachen und auch, wie er sie in der Nacht, ohne daß sie es gemerkt hatte, angesehen, wie sie ihre Augen offen, emporstarrend, in Unruhe bis in den letzten Blutstropfen, dagelegen hatte, ausgenagt den Blick, daß er vor leerem Gram nicht mehr sich schließen brauchte — so innerlich ermüdet lebte und grämte er fort. Es war Saleck alles jetzt, wie um den Hals zu kommen. Mathilde war verschlossen wie immer. Sie sagte nichts klar. Er hatte versucht, dahinter zu kommen. Aber auch in der Fabrik die Männer lachten nur über Salecks gramvolles Aussehen. Sie höhnten nur. „Nu, ju, ju, Joseph, so a Madel wie Mathilde muß an

Andern han!" sagten sie, daß es Saleck in's Blut ging, als wenn man ihm Gift einträufelte. Wenn er nur dahinter käme, dachte er immer wieder. So kam er bis zum Hause, wo oben der Kleine bei guten Leuten in Pflege war, die er kannte; die ihm sogar ein bischen verwandt waren. Er hastete die Stiege empor. Es brannte nur ein kleines Lämpchen im Treppenfenster, und das Haus war altertümlich und ein wenig baufällig. Die Treppen machten Lärm, noch mehr, wie er auch noch die Dachstiege emporklomm, die ziemlich steil war. Saleck mußte, weil er immer noch hoffte, Mathilde beim Kinde zu finden, ein wenig anhalten und Atem schöpfen, weil es ihm wie ein Schreck durch die Glieder fuhr, daß er jetzt vor ihr stehen und ihr ihr Leben vorhalten müßte. Und er blieb oben am Treppenpfeiler stehen, den Hut in der Hand und sich die Stirne wischend, weil er ganz über die Maßen geeilt war und nicht hätte ein einziges Wort ausstoßen können. Ja — und Saleck stand und atmete tief und horchte hinein. Drinnen war es ganz still. Im Vorzimmer, das sonst immer lustig erfüllt war, schien niemand. Auch hier war Alles ausgeflogen, und aus der Tiefe kam ebenfalls kein Ton. Er wurde ruhiger und erbitterter zugleich; obwohl das nur ganz im Ungedachten geschah, und er sich selbst keine Rechenschaft gab. Auch war im übrigen seine Hoffnung durchaus nicht ganz erstorben. Er konnte es sich wohl denken, daß dahinten Mathilde saß, in sich gesunken, still und stumm und zerknirscht weinend am Bette des Kindes, das sie bisher mit der gleichen Liebe,

wie er ansah, und das sie wohl gar zur Besinnung bringen konnte. So etwas wenigstens redete sich nun Saleck vor, um ruhig eintreten zu können — ruhig und gefaßt und freundlich, sogar ein bischen überlegen wie ein guter Vater.

Aber wie er eintrat, war es auch im Stübel ganz still. Eine kleine Petroleumlampe brannte im engen Raume, in dem in einem Kinderbett neben zwei großen, die mit roten Laken bedeckt waren, das Kleine rosig atmete, ein Fäustchen vor dem Munde geballt — und in dem eine ältere Frau am Tische saß, das Stück Zeug, das sie nähte, trotz ihrer Brille sich ganz nah unter den Schirm haltend und fast über den Eintretenden erschreckend wie über ein Gespenst, das in ihre stillen Träume sich zu drängen versuchte. „Jeses", sagte sie, „kommst Du au' noch, Joseph?" und bemerkte auch gleich, daß es mit Saleck heute nicht ganz richtig war. „Is Mathilde ni hie bei Euch?" sagte er hastig. „Nee", sagte Frau Olbers, „die is längst wieder naus. Is sie ni daheeme?" Saleck überlegte. Er antwortete nicht. Er sah das Kind in der Wiege und sah es auch nicht, so stand er und sann und starrte in's Leere. — „Se war aber hier?" sagte er, ohne sie anzusehen, „wann?"

„Nu, um halb sieben kann's gewesen sein."

„Hast Du was gemerkt oder gehiert von ihr?"

„Nee", sagte die Frau zögernd, obgleich es ihr jetzt plötzlich ganz klar war, daß auch in Mathilde wie in Saleck heute etwas umgegangen, das sie so innerlich

bewegt und außer Maßen weich gemacht haben mußte. „Nee, Joseph", sagte sie, „nu Jeses — gewundert ha' ich mich woll au, daß se a su zeitig kam — wo kann sie denn hie sein?"

„Gewundert — Du hust Dich gewundert — über was denn? Hat se was gesagt?"

„Nee, nee", sagte wieder Frau Olbers bedächtig, „se hatte sich a su fein gemacht, ma konnte seine stille Freude ha'n." Das war nun grade nicht, was für Saleck's Stimmung paßte. „Fein gemacht." Es ging ihm wie ein Blitz durch alle Glieder. „Aha", sagte er, „fein gemacht — und heute is Fastnacht." „Ach — nee", sagte Frau Olbers, wie sie die Wirkung ihrer unbedachten Worte auf Saleck gesehen hatte, und wie sie sah, daß jetzt noch vollends Alles verdorben war: „Joseph, nee — ach, hör mich amol an, — ich muß Dir's uffen sagen."

„Was?" sagte er zornig sprühend und hart:

„Du kannst's nich schlimmer machen, als es is. Sag's!"

Und Frau Olbers begann zu erzählen, daß Mathilde zuerst im Zimmer gewesen, ehe sie hereintrat. Da hätte sie ein kindliches Geschrei gehört und wohl gemerkt, schon draußen, was es gäbe. Und wie sie hereingekommen, hätte Mathilde vor dem Bette ihres Kindes halb gekniet, das Kind in ihren Armen haltend und drückend, daß sie — Frau Olbers — nicht gewußt hätte, wollte sie es herzen oder erwürgen. — „Was?" sagte Saleck und stand ganz erstarrt. Aber Frau Olbers waren Saleck's innere

Aufregungen im Grunde so unverständlich wie die Mathildes. Und weil es ihr nach ihren Worten sofort klar war, daß sie auch damit ein falsches Licht auf Mathildes Zustand warf, versuchte sie Saleck aufzutauen mit guten Worten und sagte dann, daß Mathilde dagesessen, das Kindel geküßt und gestreichelt hätte, immer noch einmal, ordentlich sichtlich gekämpft hätte, ohne groß Worte zu machen, was ja nie ihre Art wäre — dann weggeeilt und wiedergekommen wäre, immer wieder zögernd auf der Treppe, daß die drin es wohl hätte hören können, wie sie bei jedem Schritte zurück nicht gewußt hätte, ob sie noch einmal hereinkommen oder einem andern Schicksal, das sie zog, sich und das Kind vergessend, zustürmen sollte. Und Saleck war so innerlich erschüttert, und still — er empfand alles, was in Mathilde längst genugsam heimlich sein Wesen getrieben, und setzte sich erschöpft in die Sophaecke und ließ es sich gefallen, daß Frau Olbers wiederum ihre stille Abendarbeit in aller Ruhe und beim Ticken des Seegers fortsetzte, die Nähterei vor sich, ihre Brille zurechtzog, und dabei sagte: „Jeses, die gute Mathilde, wie die heute war! Wie die um das Kind war! Und sich gar ni trennen konnte. Au' wie sie 's dritte Mal zurückkam. 'S hat mir reen 's Herz zerrissen."

„Das Aas!" schrie Saleck plötzlich auf, und schlug dabei wie ein Unsinniger sprühend auf den Tisch, daß es Frau Olbers ganz kalt in den Gliedern wurde, wie sie ihn ansah, seine kränklichen Züge sich leise, aber wild verzerrten, und er auch schon aufsprang und dabei stöh-

nend hervorstieß: „Die hat 'n Andern! Die hat 'n Andern!" Und ehe sie ihn auch nur halten konnte, war er schon unten auf die Straße hinausgeeilt, hin, wo die Tanzlokale lagen, wo sich heute die Welt ihre Fastnacht machte.

Achtzehntes Kapitel.

Unteroffiziers-Ball.

Mathilde war in einer ganz unbegreiflichen Lage. Wenn einer ihr nahen gewollt und sagen: Mädel — wie thöricht Du bist! Du hast Deinen Saleck, und hast ein lustiges, gesundes Kind, Du hast Deinen guten Verdienst, und Du könntest so schön und geordnet und in aller Anständigkeit leben — was thust Du?, der hätte wohl recht. Nur daß er nicht begriff, daß alle diese Worte kommen, wenn das Blut nicht zu heiß ist und die Visionen des Auges nicht in Verklärung stehen, daß man Ordnung und gute Worte und Achtung und Anstand nicht mehr wittert. Denn so war es jetzt mit Mathilde. Wer sie sah, sah ihr an, daß Gram eine Stätte hatte in ihr. Sie war Bauernblut. Sie empfand es wie einen Schmerz, daß sie Saleck sah, wie einen huckigen Kümmerer, dem es zuerst die Seele zerbrach, wie sie anders geworden, wie er merkte, daß Mathilde eine Sehnsucht erfüllte, die er

nicht begriff. Und der Gram lag in ihren steinigen Augen, daß sie nur wie feucht glänzten und einer Reumütigen Grund daraus hervorschimmerte. Aber aus diesen Augen, die aus dem Grunde aus Trauer und Reue ganz weich und verzweifelt schienen, ging auch eine Lebenslust, wenn sie sich endlich aus allen Zweifeln aufgerafft, Alles hinter sich geworfen, nur ihre hellen Visionen ansah; daß man dann begriff, daß jedes Wort abprallen müßte, wie von Diamantfelsen die tosenden Wellen oder an einer wahrhaft Liebenden ein noch so weises Mahnen: „Es wird Dein Unglück!" Mathilde war wirklich wie eine Unsinnige. Sie konnte ihrer nicht mehr Herr werden. Es war in ihr aufgegangen, wie eine Lawine und angeschwollen, so leidenschaftlich, daß sie nicht fragte, ob es sie schließlich verderben müßte. Und sie wagte alles. Sie wußte, welchen Haß der Huckige aufbrachte. Sie wußte, daß er nicht wissen würde, was er that, und sie wagte doch alles. Sie wußte oder wenigstens, ehe sie es wagte, sah sie in sich und es zerriß sie, daß sie treulos und gottlos hinwarf, was ihr im Grunde lieb und sogar ganz fest einmal ein ewiger Besitz geschienen, wie das Kind. Aber sie mußte es hinwerfen, so brannte ihr Verlangen zu Hallmann, dem jungen, gesunden, schmucken, weichen Bauernsohne, daß sie alles wagte, und wenn sie Saleck gar in seiner Wut erdrosseln, oder mit einem Revolver erschießen würde, wenn sie heimkäme. Da gab es keine Worte mehr, die das Blut stillen konnten. — Das ist das Wunder, was da einmal umrinnt und Gedanken

auslöscht und Träume aufweckt, das zeichnet mit der Hand der tiefsten Macht, deren Wesen uns oft ganz unbegreiflich ist, unsere Menschenwege und schmiedet sie wie in eiserne Schranken — was auch Ordnung und Anstand, Verdienst und Ruhe uns locken und verheißen und abmahnen mögen, daß wir sie schreiten müssen, schließlich verwundet und zernagt und verzehrt, und oft um unseres Lebens Zucht und Frucht gebracht, als gingen wir dann an der Hand Eines, der unbarmherzig wider unsern eigenen Lebenssinn uns leitet, uns zu seinem dunklen Sinne hinführend. Auch in Mathilde waren die Mächte lebendig, die sie nicht gekannt hatte. Und die sie nicht mehr bannen konnte. Wie sie daheim gewesen neben Saleck, sie hatte es ein paarmal gar nicht begreifen können, daß sie nicht ein schnelles Ende machte. Sie konnte nicht begreifen, daß sie ihm nicht alles einfach vor die Füße warf und hart sagte: „Ich ertrag es nicht!" Sie konnte gar nicht begreifen, daß sie immer wieder in den Wochen zu ihm zurückkehrte und immer noch wieder ein Spiel trieb mit ihm, ihm es halb zu verbergen. Ja aber, was sollte sie auch thun? Sie wohnte doch bei ihm. Und Hallmann war Soldat. Er war den Tag und die Nacht draußen in der Kaserne, und sie begegnete ihm nur auf Stunden. Flüchtig nur saßen sie dann draußen in der kleinen Schenke im Winkel, und er ließ sich Bier geben, und sie plauderten. Aber nur Stunden, in der ganzen Woche wenige! Sie mußte ja doch zurück. Sie konnte doch nicht obdachlos plötzlich herumirren und ihre Woh-

nung so Knall und Fall verlassen, das hätte ein Aufsehen ohne Gleichen in der Fabrik gegeben, und die Schale des Hohnes unbarmherzig über Saleck's Kummer ausgegossen. Deshalb gewann sie sich immer noch so weit wieder, um wenigstens von einem offenen Bruche zwischen ihm und ihr zurückzuschrecken. Nun hatte Mathilde Hallmanns Bitte nicht widerstanden und zugesagt, zum Unteroffiziersballe in die Kaserne zu kommen.

Daran hatte Saleck nicht gedacht. Er irrte unterdessen draußen in der Vorstadt von Tanzsaal zu Tanzsaal und sah sich um.

Und Mathilde hatte allen Gram hinter sich geworfen. Zum ersten Male fast getrieben und getragen von der Leidenschaft, die Hallmann in ihr aufgeweckt, war sie eingetreten in die etwas niedrigen, aber sonst reich mit Tannenreisern und Fahnen ausgeschmückten Kasernenräume. Soldaten waren überall. Die Unteroffiziere saßen im Vorzimmer, wo ein Buffet stand, und wodurch alle, die ankamen, schreiten mußten. Die Bierausgeber waren in Uniform, die Kellner waren in Uniform, alles fein und im bunten Glanze, daß es Mathilde ganz wirbelig schien. Wie sie durch den Buffetraum durchschritt, folgten ihr sofort alle Blicke. Sie war einfach, aber anständig gekleidet. Seltsam, daß sie darauf gekommen war, sich ein kleines Kränzel wie von Myrthen und ein paar bunte Nelken in's Haar zu legen, was ihrem Gesicht eine doppelte Frische gab. Eine volle Flechte blonder Haare hatte sie um ihren jungen Kopf gewunden. Sie hatte

alle Gewissensschmerzen sogleich ganz vergessen, und es that ihr wohl, daß die Unteroffiziere sie eifrig und gespannt in den Saal verfolgten, obgleich sie sich nicht umzusehen wagte. Und sie sah sich auch im Saale nicht um, als wenn sie wie eine ganz Keusche hinstarrte und fast ängstlich nur Schritt für Schritt that und nicht wußte, was kommen könnte. Nun war Hallmann herangetreten, aber sie war ganz steif und förmlich und ängstlich, lachte nicht und sprach, als wenn sie zögerte — und leise — und Hallmann, der sich ganz zu Hause fühlte, auch einen Unteroffizier noch gleich jovial heranzog, mußte über Mathilde lachen. „Das ist aber schien, Mathilde. Warum bist'n a su stille, Mathilde? Heute woll'n mir ins aber amol an Luft machen, das heeßt!" Und er lachte und nannte dem Unteroffizier ihren Namen, während er ihm großmütig dann eine Cigarre anbot, aber sie gleich wieder erschrocken einsteckte, als er von ihm hörte, daß man erst nach dem eigentlichen Schluß im Saale rauchen dürfe.

Und Mathilde zögerte noch immer. Sie wagte gar nicht zu sehen, wer da wäre. Rings standen Gruppen. Die Frauen sahen sich um nach ihr. Auch die Männer. Sie empfand es und blickte vor sich nieder. Bis sie es selbst merkte, daß sie wie eine Scheue stand und gleich den Blick hart und bestimmt zu erheben anfing, sich auch langsam umzublicken wagte und heimlich sich Rechenschaft gab, wer die Umstehenden wären. Und sie wurde immer freier. Es schien niemand da, der sie kannte. Es waren wohl Unteroffiziersfrauen; und einige kleine Schneiderinnen erkannte sie auch, die sie

beim Vorbeigehen nach der Fabrik manchmal hatte am Fenster sitzen gesehen. Und dann auch einige Bürgermädchen, denen sie nachgeblickt hatte, wenn sie im Laden einkaufen kamen mit Körben, oder wenn sie Sonntags am Arm eines Commis an ihr feierlich und mit ausgesuchtem Anstand vorbeischritten. Sie lief in der letzten Zeit nicht sehr anständig, ging es ihr eilig durch den Sinn. Sie hastete immer etwas, wenn sie auf der Straße war und blickte sich auch nicht groß um. Es war ihr, die daran gewöhnt war, im Arbeitskittel aus der Fabrik heimzulaufen, jetzt gewöhnlich gleichgültig, wie sie gekleidet war, und sie erwog, ob auch sie nun jemand erkennen würde in ihrem soliden bläulichen Wollkleide, wie sie scheu dastand. Und sie sah genau von Gruppe zu Gruppe, während Hallmanns Sohn neben ihr stand und heitere Unterhaltung teils zu dem Unteroffizier, teils mit einem Gefreiten in der Nähe zu machen suchte, der übrigens auch vor einem etwas zu schweigsamen und eingeschüchterten Mädchen stand, und Mathilde den Rücken kehrte. Und Mathilde sah nun Gesicht um Gesicht von den Frauen an. Sie waren alle nicht mehr jung. Und alle schienen *sie* angesehen zu haben, und dann wie gleichgültig fortzublicken, als wie in einiger Empörung, daß die Männer im Saale immer *sie* wieder auf's Korn nahmen. Hallmann brachte jetzt auch seinen Feldwebel herzu und zeigte ihm Mathilde, ganz strahlend — sodaß Mathilde fast beschämt war, und es in ihr zu rumoren begann, wie sie einen Augenblick sich vorstellte, daß plötzlich Saleck unvermerkt her-

eintreten könnte. Aber auch der Feldwebel, ein noch junger, frischer Mann mit einem roten Schnurrbart und sanfter Haut mit Sommersprossen, that sehr galant. Ihm gefiel sie auch. Er mühte sich, ganz ausgesucht den Eleganten zu spielen und noch dazu hier, wo er eine besondere Autorität war. Er war leutselig, daß einige Frauen sich heimlich drüben in der Ecke wunderten, wie lange er sich bei ihr und Hallmann aufhielt.

Das Fest hatte längst begonnen. Die Musik spielte und umbrauste Mathilde schon mit Windeseile. Sie begann sich noch freier zu fühlen, nun sie ganz sicher geworden, daß niemand da war, der sie kannte. Hallmann tanzte mit ihr wie rasend. Und die Unteroffiziere standen schon in der Saalthür, daß sie es merken mußte, und warteten darauf, wann sie einmal zu sitzen kam, um sie sofort im Wirbel fortzuführen. Es war gar nicht mehr zur Besinnung zu kommen. Keiner achtete groß mehr auf den Andern. Es war ein ganz wildes und fortreißendes Getümmel. Die Uniformen kamen und gingen und drehten sich mit bunten und weißen Mullkleidern allüberall in dunstiger Trübe, die wie Sonnendämmer über Allem lag und in dünnen Nebeln aufstieg. Mathildens Blut kochte, und sie schmiegte sich an Hallmann mit einer Inbrunst, daß er es merken mußte, und daß er ihr zärtliche Worte im Tanze zuzuflüstern begann. Es war ein ganz tolles Umgehen jetzt außen und im Blute. Und Hallmann drückte hundertmal ihre Hand, daß sie fast Schmerzen davon empfand, und daß sie wie aus Höhlen ihre hellen Augenblicke aussandte,

um ihn ohne Worte zu fragen, ob er sie auch so ohne Grenzen liebte, wie sie ihn. Und es war eine ziellose und grenzenlose Bewegung unter den Uniformen und unter den hellen Kleidern und den Mädchen- und Frauenköpfen unter Blumen. Eben wandte sich eine ganze Schar Augen aus Frauengesichtern in ihre Ecke, wo sie saß mit Hallmann Hand in Hand. Die Frauen alle hatten, ohne erst groß zu rechnen, gleich begriffen, daß sie es war, die am meisten und am leidenschaftlichsten umschwärmt war. Und alle begannen sich zu ärgern. „Das Frauenzimmer", hatte eine junge Sergeantenfrau, auf sie zeigend, gesagt, „ich glaube, die geht in de Fabrik." Es war eine gelinde Aufregung, daß Mathilde gar noch so jubelnd hintanzte, daß man ihr den Sieg anmerken konnte. Und sie tanzte wieder mit dem jungen, unverheirateten Feldwebel, der schon zu Anfang so leutselig und lachend zu ihr geredet und ewig bei ihr gestanden hatte.

Und in die ziellose Bewegung, aus der man dann und wann ein unruhiges Gesicht heller beleuchtet herausblicken sah, kam plötzlich eine ganze Veränderung. Alle Blicke wandten sich der Thür zu. Man schrie: „Richt' Euch!" Mathilde wußte nicht, was das bedeuten könnte. Sie war auf einmal tief erschrocken, und hatte danach gleich, als alle plötzlich wie erstarrt standen, der Tanz stockte und die Mienen der Leute, auch der Frauen, ganz ernst und feierlich geworden waren, nichts Anderes gedacht, als daß nun ein Gericht über sie hereinbrechen würde, so daß sie fast mit einem Blick voll Haß nach der

Thür gesehen, ganz gewappnet, wie keine Andere. Und Hallmann, der sie angesehen, war entzückt, wie stolz und kühn sie in diesem Augenblicke aussah. Er drückte ihr noch einmal wie im Krampfe die Hand, ehe er seine Stellung von neuem einnahm, und er wie alle wieder nach der Thür sah, wo nun Tritte, bestimmte herrische Tritte und Sporengeklimper hörbar wurden, und eine ganze Reihe Offiziere, ein ganz hoher, leicht vorgebeugter, vornehmer Herr und einige ältere ihn umringend, alles in blitzenden Uniformen und ein Kranz ganz jugendlicher, frischer Männer eintraten, die sich sofort lachend umblickten und die Reihen musterten, während der hohe, vorgebeugte Herr sich nur überlegen umsah, und wie kaum sein Zeichen und sein Wort „Rührt Euch!" verklungen war, auch schon von Fanfaren umbrandet, ein Hoch auf den Herrn Obersten rings im Saale schwanken und brausen fühlte.

Und nun ging es erst in Saus und Braus. Nun hörte man harte Männerstimmen überlegen lachen, und der Oberst guckte in die wirbelnden Paare. Einige junge Offiziere waren gleich in die Ecken geschritten, sich die hübschesten Frauenzimmer zu holen. Auch zu Mathilde war ein lustiger Oberleutnant gekommen, mit einem lachenden Kompliment, der bald mit ihr hinfegte, einer der Tollsten und Lebenslustigsten im Regiment. Und Hallmann stand da und sah ihm nach und freute sich — und Mathilde lag im Arm des Offiziers, so gelassen schon und so siegestrunken, daß sie sich selber wie ganz verzaubert erschien, als wenn sie in den Erdboden gesunken und in einen Elfenpalast gekom-

men wäre. Die Musik erfüllte sie bis an den Hals, daß Blut und Pulse tanzten in ihr und sie beim Rückkehren auf ihren Platz schon als ganz natürlich empfand, daß einige Frauengesichter sich ihr scheel zuwandten, die sich hatten mit Gemeinen und Gefreiten begnügen müssen. Und sie sah Hallmann an wie Eine, die in der Luft stand und nicht auf dem Erdboden, verliebt und selig — ganz nur in seine Augen sich einbohrend, ihm ohne Worte immer wieder sagend, „ich tanze mit Allen, siehst Du, und Alle suchen mich. Aber Keiner als Du — Dir gehöre ich, nur Dir gehöre ich.“ — Und ihr Blut drängte nach ihm so ohne Grenzen und Halt, daß sie gar nicht aussah, als hätte sie im Gemeindehaus gelebt und Mißtrauen und Haß gegen Menschen eingesogen aus der verworfenen Mutter Brust. Auch nicht wie eine, die einmal selbst wie ein erwachendes Kind draußen in der Sommerluft gestanden, im Glück nur den kleinen Schreihals an der Brust, rings nur summende Bienen im Klee und die weißen Wolken am Himmel, nein, als wenn sie jetzt dastand, nur reif und strahlend und lockend unter denen, die um sie waren, so sich sehnend in Siegesgefühl und Rausch, der sie belebte, daß sie auch Hallmanns Hand nur wieder suchte, ihm zuflüsterte, was ihn wie taumelig machte — und sie nur zu sinnen begann, wie sie mit ihm allein sein und seine Leidenschaft genießen könnte. Sie war wie fiebernd — sie lachte fast nicht mehr, es war auch in ihr fast eine schmerzhafte Hast, wie eine heimliche, nagende Lebensqual, eine Hoheit zugleich, die

emporbrannte — ein Vergessen derer, die um sie waren und auf die sie nur noch absichtslos und gleichgültig niedersah. Und es durchzuckte sie ohne Denken, daß das Leben gewagt sein will und gewagt sein muß, ehe ein Krallenarm sie zurückreißen könnte. Groß und sicher, wie in sich bestimmt, wußte sie jetzt, daß sie sich nie trennen könnte. Sie warf alles hinter sich. Auch dann, wie gegen drei Uhr in der Nacht Hallmann sie heimführte, und sie im Taumel an seinem Halse hing und er ihr Liebesschwüre zuflüsterte, brennend in unstillbarem Lebensdurst.

Neunzehntes Kapitel.

Saleck irrt herum.

Saleck war gegen Elf heimgekommen. Er hatte Mathilde nicht gefunden. Der Taumel in den Tanzlokalen und der Hohn einiger Kameraden brannten in ihm. Es war immer wiedergekommen, daß er dachte: Nun könnte sie zu Hause sein. Und obgleich ihm das Herz schlug, so schmerzhaft, und der Atem gar kein Ziel fand, sich auszuruhen, so hatte er sich immer vorgenommen, ihr Alles zu vergeben, wenn sie nur einmal wieder zur Besinnung kommen könnte. Aber die Stube daheim, durch die er mußte, war leer. Die Leute waren alle auf den Tanzböden. Im eigenen Stübel gähnte ihn auch die Leere an. Sie war noch nicht heimgekehrt. Wie er sah, daß er Schub und Schrank offen gelassen, schloß er bedächtig alles zu und sah in's Licht einen Augenblick hinaus. Es war eine Sternennacht, klar und eiskalt. Die Straßen unten lagen tief und in Totenruhe. Er hörte seine Ta-

schenuhr durch die Weste ticken. Und wie er so zum erstenmale zum Besinnen kam, kroch etwas auf in ihm, was er gar nicht selbst wußte: Aus seiner kleinen Gestalt der Ingrimm und der gedrückte Teil seines Wesens, der krumm im Fleische saß, der schwach war, zu schwach, in klarer Lebensform auszublühen, und der nun angerührt war wie ein heimliches Tier, das er fühlte, wie es ihm die Kehle drückte, wenn er nur an Mathilde dachte. Er war wieder hinausgetastet, ohne Licht zu machen. Ohne die alte Wirtin zu stören, die allein zurückgeblieben, die jetzt im Nebenzimmer sich im Bette umzudrehen schien. Er kroch wieder die Treppe tastend nieder, jeden Krach beim Treten, so gut er konnte, vermeidend und dann in's Freie. Und die kalte Eisluft und das kalte Sternenlicht fiel jetzt sichtbar über ihn, daß er sich ein paarmal wie aus seinen Schultern herauszuheben wagte und länger sich machte, um seinen Aufruhr innen zu übermannen. Und er kam, von kühler Luft tief vollgesogen, wieder in Ruhe, wie er weiter ging. Und er schritt hinaus aus dem Orte und umschlich die Fabrik. Er dachte, es könnte da draußen der Werkmeister sein, der immer Mathilde bevorzugte. Aber da draußen knackten nur einige Zweige in der kahlen, bereiften Buche an der Parkmauer, und es war keine Seele weit und breit. Alles lag stumm, nur die Fabrikscheiben und das Direktoren-Palais blinkte in die Nacht aus schwarzen Fenstern. Und er zögerte und fror — und ging dann wieder in die Stadt zurück. Wut kam über ihn. Er dachte plötzlich an Si-

moneit, der ein kräftiger und tüchtiger Schlosser war, groß gewachsen und dunkel wie ein Zigeuner. Ein Mann, den er immer gehaßt hatte, und gegen den er wieder sich aufbäumte, wie eine böse Schlange. Und Saleck schlich um's Haus Simoneits. Er dachte nicht anders als, vielleicht treffe ich ihn. Ihn und sie, dachte er, daß er mit blitzenden Blicken das ganze dunkle, kleine Haus ansah, alle Fenster ansah, die blinkten, ohne daß irgend aus einem eine Lichtspur schien, und dann auf die Hausthür spähte, ob jemand sich heimlich herausdrücken würde, ihn zu packen. Aber auch hier blieb alles in stummer Nacht — Alles. Er schlich die Parterre-Fenster entlang. Er suchte zu erspähen, ob wohl nur die Vorhänge das Licht abdämpften und drinnen sich welche heimlich vergnügten. Uebrigens wohnte Simoneit oben. Und Saleck trat von neuem zurück, wie er ratlos einen Augenblick an die Straßenecke gekommen war und ausgeschaut hatte, ob jemand herankäme — und begann bald in seiner sinnlosen Trübe von neuem die Fenster an Simoneits Hause abzulaufen mit Auge und Sinn — begann die Fenster zu zählen und ging dann weiter, wie wenn er etwas suchen müßte, mit Blicken, die auf den Erdboden sich hefteten, und war wie einer, der sich eine beliebige Beschäftigung suchen mußte, um nicht seine ganze Seele zu zersprengen. So kam er tändelnd mit den Ritzen des Trottoirs, die er fast sorgfältig, eine um die andere betrat und zählte, wieder in die Nähe seines Hauses.

Es war gegen Vier und die Nacht stumm und kalt.

Da hörte er ganz fern Tritte schallen. Tritte! Es mußte eine eilige Person sein. Eine Frauensperson. Wie er es erkannte, wußte man nicht. Es war noch ewig weit. Aber der kleine Huckige richtete sich auf, wie wenn er's am Hauche spürte wie ein Jagdhund — und dann duckte er sich wieder, als wenn er es an der Erschütterung des Bodens fühlen könnte. Er war sofort in sinnloser Erregung. Er lauerte, als wenn es Tod und Leben gälte, zu erkennen, wer es wäre? Es kam näher. Er duckte sich noch einmal und sprang in's Haus. Er wollte zuerst auf den Treppen bleiben und sie erwürgen. „Nein, nein." Denn das Fieber war so stark, daß er sich nicht in der Ecke drin halten konnte. Er hastete mit Schritten wie eine Spinne empor, mit seinen langen Beinen zwei Stufen nehmend, und so leise, daß man fast nichts davon hören konnte. Und er stand oben. Obgleich ihm auch in dem Vorzimmer, wo alles so dunkel war, der Gedanke kam: „Hier bleiben — erwürgen — zerbrechen — erdrosseln", so hielt es ihn auch hier nicht. Die Herzschläge schienen ihn fast zu treffen wie Rutenhiebe, daß er weiter in sein Zimmer schlich — auch diesmal war alles still — und ohne rechten Grund sich zu entkleiden anfing. Es war stumme Nacht. Seine Taschenuhr tickte laut auf dem Tische — er lauschte nach der Straße nieder, wo nun die Tritte Mathildes deutlich klangen, die die Thür öffnete und die Treppen lässig und laut emporkam. Er schlüpfte in's Bett, er that, als schliefe er, als sie eintrat. Er wagte nun nichts. Er sah

sie nur heimlich an — durch geschlossene Lider. Wie sie arglos das Licht zu entzünden begann und sich wie im Traume noch auskleidete. Das Kränzel war ihr vom Kopfe gefallen. Das Haar war zerwühlt. Sie sah aus hohlen Augen und warf einen Haßblick ihm zu. Sonst hatte sie kaum gesehen, ob er daheim war. Als wenn sie noch immer ganz allein wäre mit sich. Und sie legte ihr Mieder ab, daß sie bloß dastand und die Schultern und die Gestalt weiß leuchteten, und Saleck sie heimlich sah mit zerrissener Sucht im Blute und nichts wagte, wie sie von neuem ihn anstarrte, vor sich hinschaute, die Röcke fallen ließ und unter die Kissen sich barg — nein — noch einmal wieder aufsprang und im Hemde an's Fenster trat und hinausblickte und schauerte. Und Saleck nahm sich wieder vor, daß er ihr alles vergeben wollte — daß er nicht reden wollte — daß er alles vergessen wollte, nur wenn sie jetzt zur Besinnung käme; während er sie noch immer heimlich wie ein Schlafender ansah, lange starrte, bis sie stumm und starr und zerrissen selbst im Blick, und doch kühn und unbarmherzig zum Lichte an den Tisch kam, völlig versunken daran putzte, vor sich in die Flamme sah, sie versunken löschte, auch wieder ganz erstarrt im Dunkel der Nacht dastand und nicht wußte, was in ihr vorging, lässig und zögernd in's Bett kroch — und endlich schwer in Schlaf und unruhiges, tolles, ratloses Träumen einsank.

Drittes Buch.

Zwanzigstes Kapitel.

Der alte Hallmann war ein Riese.

Der alte Hallmann war ein Riese unter Zwergen in seinem Bauernhofe, ein Mann mit starker Stimme, die etwas heiser klang, aber bei aller Geschäftigkeit und der harten Arbeit, die er leisten konnte, hatte er doch immer einen Schalk im Blick und machte unter seinen Leuten alles mit Güte. Klug war er außer Maßen. Man denke, daß er einer der Wenigen im einsamen Gebirgsdorf war, der sein weites, steinigtes Gut, das an den Hängen aufwärts seine Felder breitete, noch mit gutem Vorteil zu bewirtschaften verstand. Das war einmal schon, weil er es durch eine zweite Heirat verstanden hatte, ein gut Stück braunen Ackers und grünen Waldstreifens seinem ursprünglichen Besitz zuzufügen, und dann — weil er es liebte, ärmliche, schwachmütige Kerle und Frauenzimmer in seinen Dienst zu nehmen, die nun zum Nutzen der Menschheit wenigstens was thun lernten. Ein wahrhaft

drolliges Bild, wenn man in seine niedrige Stube sah, wenn es Essenszeit war, und die kleine, runde und immer gutmütige zweite Frau, die mit dem ganzen Bewußtsein schaltete, des mächtigen Riesen Frau zu sein, eine Schüssel Kartoffeln, so groß wie für den Rindviehstall auf den Tisch schüttete, und er selbst oben, den Rücken gegen das Fenster, daß man sein Schattenbild auch draußen sehen konnte, schwerfällig und behaglich Platz nahm, und dann aus dem Stall und vom Miste allerhand wunderliche Geschöpfe, einer mit einem ganz kahlen Kopfe und einer Stimme wie eine zerbrochene Orgelflöte, jung und wie ein Stier so kräftig, und ein altes Frauenzimmer, die immer zerwühlte Haare hatte und schielte, und wenn sie sprach, stoßweise und grunzend und ewig lachend alles abthat, und ähnliches Gesindel, schmutzig und nach Dünger riechend, nach und nach an den Tisch anschoß. Es war eng in der Stube, wenn sie alle am langen Tisch saßen. Der Eine berührte fast die Ofenbank mit seinem Schemel, und es wurde gegessen mit einem Hunger und einer Kraft, als wenn man Heuschrecken in ein Feld einfallen und in einem Nu ganze, weite Ernten knackend verschwinden sieht, so biß und schrobte man hinein, ein Jeder für sich, und laut und eindringlich hörbar, und nur der mächtige Hallmann selbst erzählte und lachte dann und wann dazwischen, und die runde, kleine, ganz weiße Frau, die sich noch immer nicht setzte, bis ihr die Schemel vollends den Zugang zum Ofenrohr verbaut hatten, gab Anordnungen und nötigte. Wenn sie so saßen, kam manch-

mal, besonders im Winter, die Heintken aus dem Gemeindehause, sich ein Körbel Kartoffeln oder sonst etwas Eßbares erbetteln, auch nun, wo er, der Heintke längst wieder aus dem Gefängnis heimgekommen war, und sie ihn ruhig wieder angenommen hatte. „Was soll ma denn machen?“ war ihre ewige Rede gewesen, „'n Gescheitern krieg ich ni meh.“ Und sie stand an allen möglichen Thüren im Dorfe und bettelte, denn der Besenhandel begann erst in guter Jahreszeit Ertrag zu bringen, bis dahin mußte sie sehen, wo er und sie und die Schar Kinder blieben. Und so stand sie auch diesmal im Vorfrühling in der offenen Stubenthür bei Hallmanns und sah mit verlänglichem Blicke hinein an den langen Tisch in der niedrigen Stube, wo alles schrobte und aß, und murrte fast unverständlich hinein.

„Was hot's denn schon wieder?“ schrie Hallmann, „kommt ock ni immer betteln, wenn's draußen Arbeit gibt.“

„Hinte ga' ich nischt“, setzte die weißhaarige, dicke, kleine Frau gleichgültig hinzu und ließ die Heintken stehen, wo sie stand. „O mein Gott, mein Gott, du, du, wenn mir aber nischte zu essen han“, sagte die Heintken und änderte weder Platz noch Miene. „Ihr kinnt mit Kartuffeln stecka —“ sagte ruhig der Bauer. „Doas wär mir lieb“, gab die Heintken zurück, den Blick gierig auf die kauenden Münder und die großen Butterstücke gerichtet, die vor eines Jeden Platz lagen, daß er immer wieder für jeden Bissen abschneiden konnte. „Das wär'

mir lieb", wiederholte sie noch einmal, während der Bauer sann: „Uebermorne kinnt Ihr kumma."

„So, so — übermorne — kann's nee morne schon sein?"

„Nee", sagte Hallmann gelassen. Aber er hatte gesonnen und gedacht, und sah dann auch sein Weib an, die auf seinen Blick paßte, und auf einen unbestimmten Wink auch gleich hinlief und der Heintken ihren Beutel abnahm, den sie leer mit sich trug, um ein Säckel Kartoffeln, die sie reichlich unter der Ofenbank hatte, zu füllen und hinzureichen. Die Heintken zögerte noch, wie sie es in Empfang nahm, aber sie wagte nichts weiter zu sagen und ging Schritt für Schritt im Flure hin und draußen an den Fenstern vorbei, wobei ihr der große Bauer, dem graugelbe Haare um den Nacken hingen, wie einem alten Prälaten, kauend und gleichgültig nachblickte, noch wie sie zögernd in die Dorfstraße einbog und gegen das Gemeindehaus zu verschwand.

Es war um die Ostertage, und dem alten Hallmann kam ein Lachen an. Schon einigemale, ehe er sich zu Tisch gesetzt hatte. Er war lustig mit der Alten gewesen. „A rund Weibel ha ich, a schiener Mann bin ich", hatte er zur Mutter gepfiffen, und sie hatte ihm einen Klaps auf die große Riesenhand gegeben, als er sie um die Hüfte gefaßt, ehe die Leute kamen, und hatte lachend gesagt: „Gih ock!" als wie eine schmollende und heimlich drollige Verliebte. Nun als die Heintken die Dorfstraße hinunter verschwunden war, saß er wieder da, das Messer in

der Hand und in die Höh gestützt und begann zu lachen. Die Alte achtete es nicht. Die wunderlichen Wesen um ihn sahen ihn an und lachten auch. Er, der alte, mächtige Riese, der ihnen Nahrung und Arbeit gab, war eine Art Götze. Es steigerte sein Behagen, wie die alte Runzelige mit den zerwühlten Haaren plötzlich ausplatzte, und der Kahlköpfige in sich pfiff und meckerte. Uebrigens war er an solche Laute gewöhnt und achtete es nicht groß. Und er sah nur wieder die Mutter an, und dann wurde er ernst, und es kam Stille an den Tisch. Nun war Alles wieder in der alten Ordnung. Hallmann ging in Gedanken. Die Mutter wußte längst heimlich, um was sich das ganze Spiel in seinen Mienen gedreht hatte, warum er auch gleich gewinkt hatte, der Heintken ihren Bettelsack mit Kartoffeln zu füllen. Sie wußte es, aber sie sagte nichts und that, als wenn sie es nicht kümmerte.

Und der Bauer nahm nun einen Brief aus der Tasche und las und hielt ihn hin, daß die Frau ihn sehen mußte. Denn es ärgerte ihn fast, daß sie die Gleichgültige spielte. Und wie sie noch immer nichts sagte und auch nicht wissen wollte, warum der Brief geschrieben war, sagte er endlich: „Ernst kimmt.“ — „Ich ha mer's schon geducht“, sagte die Alte. Und in die Schar seltsamen, schwachmütigen Gesindes kam neu Lachen — und Einer sagte mit grunzendem Lachen und stotternd, ohne daß jemand auf ihn hörte: „A — a — a — Suldate . . . . a Suldate . . . kimmt!“ Und Alle um ihn freuten sich,

auch der Bauer lachte in sich hinein. Nur der Mutter war die Sache nicht so ganz lächerlich. Ernst war Vaters Stolz und Hoffnung. Die andern Kinder hatten schließlich dem Drucke, der von dem mächtigen Riesen ausging, wohl auch infolge des starken Lebensdranges, der aus ihm in seine Kinder gekommen war, und der sich austollen und austoben gemußt, weichen müssen, und waren im Streite längst hinausgegangen, ohne daß es Hallmann zuließ, daß sie wieder bei ihm einkehrten. Nur Ernst war sein Stolz, der Jüngste der ersten Frau. Und im Streite mit ihm zog auch die zweite Frau immer den Kürzeren. Da war nichts zu machen. Hallmann liebte ihn. Hallmann war vernarrt. Hallmann sah Ernst alles nach. Er setzte sich noch für ihn ein, wenn er gegen den Lehrer, so stark wie er mit dreizehn, vierzehn Jahren war, einmal die Hand erhoben und zu drohen gewagt hatte. Ernst war Vaters Ebenbild. Nur an sich leichter eingeschüchtert und im ganzen unter Vaters Macht geduckter und gutmütiger. Wer es gegen Ernst versah, der kam gegen den Vater, nun gar jetzt, wo der Junge als Soldat, sich bückend fast, schon mehrmals in's enge Stübel eingegangen war.

„Ihr macht an Guirlande", sagte nun der Bauer zu seinem Gesinde, das ihn plötzlich verklärt anstaunte und so seltsam und heimlich lächelte, als wenn schon diese Ahnung festlichen Schmuckes in den geistig Armen einen Schein von Licht brächte und Feuer entzündete. „Macht's ock nee zu tolle", sagte Frau

Hallmann, als sie noch ein Brot zum Tische brachte. Aber der alte Riese war ganz nur in übermütigen Gedanken, daß er es kaum hörte, so war er innerlich hingenommen vom heimlichen Bilde des Sohnes, daß er lachend vor sich hinkaute, sich gar nicht umsah, nur dann ganz versonnen hinhörte, wie der kahlköpfige Trobbel unten am Tische noch einmal herausplatzte: „A — a — a Suldate — a Sul — Suldate — kimmt — zu — zu — ins" — und alle wieder lachten und pfiffen und mekerten, und schließlich der Bauer auch sagte: „Ju, ju — dr Suldate kimmt — Mutter — d'r Suldate kimmt."

Einundzwanzigstes Kapitel.

Mathilde fährt Ernst auf Urlaub nach.

Mathilde kannte in der Liebe zu Hallmanns Sohn keine Grenzen. Wer sie sah, wunderte sich. Es war in sie gekommen wie eine höhere Macht, daß sie Tag und Nacht an ihn dachte und jede Gelegenheit wahrnahm und aussann, wo sie ihn auch nur von ferne sehen und ihm zuwinken konnte. Es war schier eine wilde und unzähmbare Fülle von heißen Gefühlen, die aufkochten in ihr, wenn sie sich auch nur sein gutes, frisches Gesicht vorstellte, ganz von der kräftigen Gestalt und dem energischen Schreiten zu schweigen, das ihm nun in der Kaserne noch vollends Schliff und Frische gegeben. Und sie kümmerte sich um nichts, was sich auch ihrem Verlangen nach ihm in den Weg stellte. Es hatte eine Aufregung gegeben zwischen ihr und dem Krummen, daß sie dachte, den Huckigen würde der Schlag treffen, und er war fast ohnmächtig mit einer Art Krampf des Her-

zens umgeschlagen. Das nützte alles nichts. Sie war wie besessen. Ernst lag ihr im Sinn, und sie hätte sich umbringen, aber nicht abbringen lassen. Das stand fest. Der Huckige, ehe er es gewußt, weil sie aus Mitleid mit ihm noch immer hingezögert hatte, wollte immer wieder auch sich drein geben, ihr nicht den Rückweg zu sich ganz verbauen. Denn wie sie an Hallmann, nicht mit der gesunden Kraft, aber mit einer sinnlos verzehrenden Wut und Rache fast, hing er an ihr. Aber alles war nichts gegen ihr einziges Gefühl, wie es jetzt einmal sich frei gemacht, und aufgeblitzt war an Ernst's Nähe; und sie sann und dachte nichts, als nur ihn, und sein männliches, gütiges und kindliches Wesen voll Gesundheit, und wußte ja auch, daß Ernst nach ihr trachtete, und nichts anderes Tag und Nacht.

Und es hatte von neuem Aufregungen gegeben nach dem Feste und in Wochen nachher immer wieder, bis es nicht Sinn und Art mehr besaß; bis die Wirtsleute sich auf des Huckigen Seite geschlagen und ihm verächtlich und laut geraten hatten — und auch die Leute in der Vorderstube vor ihnen — sie laufen zu lassen; bis er ihr noch einmal auch das Kindel vorgehalten und sie gar in ihrer inneren Unrast und ihrem sinnbethörten Verlangen hinausgeschrieen hatte: „Nimm Du's, Du hust mir's abgequält — Dein's is 's!“ Nun war auch der Huckige klar geworden, es gab keinen Weg zu einander mehr, und er hatte sich endlich drein gegeben.

Sie war ausgezogen. Sie kümmerte sich um nie-

mand, nur daß sie wieder in die Arbeit ging, hart und tüchtig schaffte und Tag und Nacht keinen andern Gedanken hatte, als an ihn, der ihr zudem die Heirat versprochen, und der, wie sie in ihrer Verblendung dachte, auch seinen Schwur halten würde.

Mathilde war ganz unsinnig. Auch um's Kind kümmerte sie sich in Wahrheit nicht mehr. Es war plötzlich, als wenn sie wirklich so dächte, wie sie es Saleck in's Gesicht geschrieen hatte: „Es ist mir abgequält!“ Jetzt, wo sie über die Zwanzig, stark und tüchtig erschien, war sie unbekümmert um alles, als nur um den Mann, der eine Leidenschaft ohne Sinn und Grenzen plötzlich in ihr aufgeweckt hatte. Und sie dachte wieder an daheim. Ernst wollte zu Ostern auf Urlaub, und hatte den Gedanken bei ihren Fragen selbst angeregt, ob sie nicht auch hinkäme — heim in die Berge und in's kleine Dorf, aus dem sie wohl fünf volle Jahre schon geflohen war.

Wenn es ihr nun lockend schien, war sie gar unberaten. Man denke nur, daß sie immer die Tochter der Heintken blieb; die Stieftochter des vertrunkenen Heintke, der herumtorkelte, selbst wenn er einmal nüchtern war, den jeder Anständige einfach mißachtete. Wenn Mathilde das alles jetzt vergessen hatte, war es ganz wunderlich. Aber verständlich war es immer. Wenn sie auch mit keiner Silbe auf die Vorteile sann, die eine Heirat mit Hallmann für sie einschließen mußte. Wenn sie zu deutlichen Erwägungen, wie die, hinüber in eine Bäuerei zu

kommen aus dem Gemeindehaus heraus, gar keine Zeit fand, immer nur ihn im Geiste ansehend, ihn und seine Kraft und auch seine gutmütige und gesunde Bauernart — es lag im Grunde ein ganzes Netz von Hoffnungen und Aussichten, in das sich ihr Wesen verstrickte, sie hinaufziehend, sie so sinnlos und taumelig machend, wie sie geworden war, als Hallmann sie mit Liebe angesehen. Und wenn er sie so ansah, verstand man es auch. Sie waren nicht alle so tüchtig und lockend wie Mathilde. Sie hatte eine Anziehungskraft, wie wenn sie einen Harnisch trüge, wie eine Amazone, dabei so kindlich, wenn man erst einmal ihr Vertrauen und ihre Neigung genoß. Gar noch so hingegeben jetzt, wo sie um seinetwillen sich und alles in den Wind schlug.

Und ein Bauer ist ein Bauer. Seine Heimat ist sein Wert, er vergißt sie nicht. Er muß zurück in die Heimat. In der Stadt vergißt man, daß er Kraft hat, die Scholle zu pflügen und die reichen Goldgarben in der Sonne oder unter grollenden Gewitterwolken auf seinen Erntewagen hoch zu bringen. Er steht auf der Stadtstraße wie ein gutes Schaf, er weiß nicht rechts, nicht links. Als wenn ihn das Getümmel plötzlich blöd gemacht, und er in sich hinein sich unerwartet vor etwas Unheimlichem fürchten müßte. Wenn nun ein solcher ein Gesicht sieht, das ihn anlacht wie aus der Heimat, dann kommt ein Lebensverlangen in ihn. Und so war Ernst zu Mute gewesen, wie er die verschneite Mathilde gleich an dem Heimatblicke aus aller Vermummung erkannt hatte. Und was

sie zudem geworden, konnte er gleich unter der Vermummung erkennen. Was für Eine! So groß und lustig und eben so hingenommen vom heimatlichen Klange und von allem, was dem Menschen die Augen plötzlich ganz ahnungsvoll weitet.

Nun also, da sagte Ernst, er ginge hinauf auf Osterurlaub. Und er war auch gegangen. In der Bäuerei oben war eine Freude, daß man den ganzen Tag den Alten nur lachen hörte; daß der Alte schier vor Freuden geweint hatte, als der Sohn im Mantel und mit seinem Seitengewehr, sogar im Helm eingetreten war, sich sorglich bückend, und ernst thuend vor den Alten hingetreten, und sich soldatisch zur Stelle gemeldet hatte, als wenn er zu einem Offizier träte. So war er gekommen, und alle hatten vor Staunen nur dabei gestanden, auch die Mutter, die Hände gefaltet, und der Kahlköpfige, heimlich sein Seitengewehr betastend, bis es laut zuging und der Alte gleich zu trinken gebracht und selbst einen Schemel herzugeschoben, daß es dann ganz stille um den Soldaten geworden und er erzählen gemußt.

Und Mathilde hatte sich nicht halten können. Sie machte sich fein und fuhr heimlich nach — und erschien auch im Dorfe. Und der alte Hallmann hatte schon manchmal gestutzt, wenn Ernst auf den Unteroffiziersball zu reden kam und von Mathilde erzählen wollte. Aber er war zu stolz und hatte sich nichts merken lassen. Denn Mathilde war nur in die rauchige, alte Stube eingetreten, wo die Großmutter noch immer heulend und

mit fast verklebten Augen auf ihrem Schube hockte, wie vor fünf Jahren, und der Heintke sie anstarrte und verlegen sie immer wieder anglotzte, während die schiesige Heintken ihr gleich um den Hals fiel und sie küßte, daß Mathilde ganz demütige Elendigkeit plötzlich fühlte, wie sie jetzt dachte, daß Ernst sie liebte und sie doch hier in der Verkommenheit saß. Und sie wagte die ersten Tage gar nicht mehr hinauszugehen. Bis sie Ernst einmal am Abend das Gemeindehaus umschleichend fand. Da sprang sie hinaus und war nicht zu trösten, so elend und traurig kam sie sich vor, so schienen alle ihre Hoffnungen verronnen, und alle ihre Demütigungen sich über sie auszubreiten, daß sie Ernst fast nicht wieder anzurühren wagte, und er in Unruhe sich aufrichtete und ihr mit allerhand Schwüren schließlich sagte, wie er von ihr nicht lassen würde.

Aber daheim hatte er nicht zu reden gewagt — daheim war er doch im Banne des alten Riesen, der vielleicht beim plötzlichen Gedanken den Tisch in den Boden gestampft oder den Soldaten unversehends erwürgt hätte, so hätte es ihn treffen können. Und man hatte wohl geredet, wie Mathilde einmal an Hallmanns Gut vorbeigegangen war, wie gut und anständig sie ausgesehen. Aber der alte Bauer hatte keinerlei Miene gemacht, und der Sohn sah ihn nur heimlich an und wagte auch dabei kein Wort, und schließlich waren beide für sich abgereist; denn selbst sich zu treffen und mit einander zu fahren, ging nicht, weil der Alte den Sohn selber zur

Bahn fuhr und am Ende sichtlich jeden Gedanken vermied, der in ihm mißtrauisch aufstieg, ihn niederkämpfend, vertraulich und stolz noch immer zum Sohne — während Mathilde von der schieligen Heintken, die alle mißachteten, ihren nun auch wieder mitverachteten Weg zu Fuß durch's Dorf in's Thal einschlagen mußte. Es waren harte Tage voll Kampf und Unruhe, daheim und draußen, ein Gefühl, als wenn man sie geschlagen hätte und sie mit blutigen Striemen aus dem Dorfe liefe, war in ihr. Sie war nie im Leben so innig arm und elend gewesen.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Wie nun Mathilde heimlicher Kummer nagt.

Simoneit sprach jetzt öfters mit Saleck. Er wußte nun, daß Mathilde den Huckigen verlassen. Das hatte auf eine Weise, die gar nichts Aeußerliches hatte, beide versöhnt. Beide dachten jetzt gar nicht mehr an ihren Streit. Als wenn es nur Mathilde ihnen angethan, und nun auch, indem Mathilde beiden einfach den Rücken gekehrt, nur sie es wäre, an der man sich rächen könnte. Simoneit war ein junger Schlosser, ein gerader Kerl, und hübsch, nicht eine Spur von des huckigen Saleck engem, niedrigen und gehässigen Wesen, wo in dem die Rache angefacht war. Uebrigens muß gesagt werden, daß Saleck, so sehr er jetzt auch Mathilde haßte, seit er klar war, daß sie niemals mehr zu ihm zurückkehren würde, mit einer ganz außerordentlichen Liebe am Kinde hing, und Tag um Tag in seinen Feierstunden sann und sorgte,

es aufwachsen und aufblühen zu machen. Nun ja: das Kind war groß und kräftig, ein Stück Mathilde. Wirklich, sie hatte Saleck ein Bestes aus sich zurückgelassen, so lag es in seinem Bettchen wohlverwahrt, mit Locken, die golden um den Kopf hingen, und reckte seine weichen Fäustchen aus und riß Saleck am Barte, wenn er es auf seinen Armen hin und her im Zimmer trug — wenn er ihm Märsche pfiff und es schwenkte. O, Salecks Lust und Behagen und Versunkenheit dauerte oft stundenlang, wenn er gekommen war und den kleinen Joseph am Abend noch wach gefunden. Kein Wunder: Joseph, der Vater saß noch immer da wie ein kranker Geier, dem die Flügelknochen bis zum Kopfe gingen, das immer bleiche Gesicht saß noch tief in den Schultern und konnte in diesem Leben nicht mehr frei und auf schlankem Körper heraus wachsen. Sa saß er und mußte so bleiben, wenn nicht in der Totenruhe, die eines jeden Leib und Leben eine Ewigkeit einbettet, um sie einmal wieder irgendwo jung erwachen zu machen, ein Rat war. Saleck trug an seiner Verwachsung, als Mathilde ihn verlassen hatte, doppelt empfindlich. Und er herzte, wenn er an sie dachte, das Kind mit um so heißerer Freude und hundertmal nahm er es in seine Arme und schleppte es, daß er fast atemlos wurde, hin und her, so schwer und gesund wie der kleine Joseph schon geworden, und viele Male hob er ihm das lose Hemdchen von seinem frischen, nackten Leibe, daß er heimlich sähe, ob die Schäden seines Leibes mit aufwachsen und sich plötzlich gar unversehens an dem Knaben

hervordrängen wollten, und jedesmal ging er heim mit Vergnügen in der Seele, daß er ein so frisches, gesundes und außer Maßen kräftiges Blut und Leben sein nennen und für es sorgen dürfte, außer Maßen glücklich nun mit sich und dem Kinde — da er, wie Mathilde sofort klar empfunden, ein wirklicher Vater war, und Einer, dem die Sorge um's Kind tief in Blut und Bein eingeschrieben stand.

Aber Mathilde selber durfte nicht mehr kommen, auch wenn sie gewollt hätte. Er haßte sie, wie er das Kind liebte. Er haßte sie, wie Simoneit. Und beide waren jetzt versöhnt, wenn sie sich trafen. Simoneit war von ihr auch gedemütigt — und Saleck hatte ihn aufgeklärt, worum es sich handelte. Saleck hatte gar nicht hinter dem Berge gehalten, sobald er erfahren, daß ein Bauernsohn aus der Heimat, der bei den Soldaten in der Stadt diente, ihr Geliebter wäre.

Und Mathilde ging aus und ein in der Fabrik vor Simoneit's und Saleck's Augen und kümmerte sich um niemand. Sie hätten wohl ein Jeder gerne etwas gewagt und gethan, aber in deren Mienen lag es noch immer, was ihr helles, kaltes Auge sagte, als sie zum erstenmale in die Fabrik zurückgekehrt war nach ihrer Mutterschaft. Niemand wagte sich an sie. Sie war verschlossener und härter als je — und ihre Schritte, wenn sie kam, waren zielsicher und fest und eilig, und wenn sie ging, war sie eben so schnell den Blicken entschwunden. So kam es, daß man sie ganz in Ruhe ließ, und daß nur in mancher Seele heimliche

Wutgedanken stille brannten. Sie sah auch immer anständig aus. Ja, wenn sie zuerst, wie die Leidenschaft aus Hallmann's Sohn in ihr aufgekommen war, sich fast verwahrlost hatte und an nichts, als an ihn denken konnte; wenn sie nun kam — in den Frühlings- und Sommerwochen, sah sie aus wie in der ersten Zeit; ganz ausgesucht sauber, selbst wenn sie heimging im Arbeitskittel, ganz ausgesucht peinlich fegte sie nach der Arbeit jedes Stäubchen mit einer Bürste, die sie bei sich trug, aus ihren Kleidern, daß keiner mehr Staub und Schweiß des Tages an ihr erkennen sollte. Und so ging und kam sie und saß wieder daheim und sorgte, wie in der ersten Zeit, nur einsam im engen, kleinen Stübchen mit einem Fensterschlitz, wie da auch. Man fand sie nirgends. Es war jetzt eine seltsame Ruhe in ihr. Sie saß daheim und nähte und wusch in ihren Feierstunden, und nur dann und wann und selten kam Hallmanns Sohn, oder sie ging mit ihm am Sonntag Nachmittag über Land irgendwohin in's Feld, wo sie sich im Korn am Raine niederließen. Aber Mathilde sah bekümmert aus. Nur wenn er bei ihr war, war auch in ihrer Seele flüchtig ein stilles Lachen. Sonst war sie oft von Gedanken gequält, seit sie in dem Heimatdorfe gewesen, und von neuem ihre eigene Aufgangsstätte mit allem Grauen empfunden hatte. O — sie schämte sich. Sie mochte gar nicht daran denken. Es schnürte ihr die Seele zusammen. Die Schmach! Und sie sprach nie davon. Und ein Gram hatte sich in sie gesenkt. Ihre Leidenschaft war auf einmal ganz stille geworden. Nicht, daß

sie nicht gebrannt hätte, wie heiße Feuer. Wenn sie Hallmanns Sohn bei sich hatte, waren alle Bedenken und Skrupel ausgeblasen. Aber es war in ihr auch klar geworden, daß sie mit eiserner Gewalt sich zur Ordnung zurückbringen und tüchtig und thätig sich nur auf sich stellen müßte, wie es schon einmal gewesen war, um den Eindruck der Schmach auszulöschen. Und, wenn sie bei Hallmann war, traute sie ihm — so sehr sie den Gram empfand, heimlich in den vielen einsamen Stunden, als wenn sie schnurstraks in's Unglück liefe. Und so toll und leidenschaftlich im Anfang, so zurückhaltend und gemessen und fast in Trauer war sie, daß sie Ernst in ganz zartem Wesen erschien — daß er gar nicht wußte, so täppisch und gutmütig er sein konnte, wie er manchmal ihren Kummer aus den hellen, ernsten Augen dämpfen und stillen und das hingebende Licht darin entzünden sollte.

„Du werscht mich doch wegschmeißen", sagte sie traurig — als es der letzte Abend vor dem Ausmarsch ins Manöver war, daß Hallmanns Sohn bei ihr im Stübel saß. „Nee, hahaha, gleeb ock ni so was", sagte er vergnügt. Aber der Gedanke an daheim war nicht wegzuwischen, und sie begann zu weinen. Und da sie nicht auszusprechen wagte, was sie dachte, so hatte sie das Wort wie eine zu grelle Klarheit einfach ganz plötzlich versengt —— und da er ebenso plötzlich und ganz im Vollen der Kraft und der Härte, wie der manchmal sein konnte, wenn die Kinder nicht nach seinem Sinne sich richten wollten, seinen Vater, den alten Riesen vor sich sah, so war eine lange Stille im

Stübel umgegangen, die Ernst nur in eine Liebkosung verwandeln konnte, in ein stilles Umfangen mit sinnloser Hast und bäuerlicher Kraft, in ein Sichanschmiegen Mathildes, so ängstlich und mit den tiefen, ernsten Augen flehend um Schutz und Leben, daß Ernst und sie nicht Worte fanden, sich ganz im Gefühle und im Begehren nach einander verloren — bis sie spät und fast aus Träumen im Dunkel erwachten — sich besannen — und er dann mit der Frische seiner Stimme den alten Satz aufnahm: „Ach nee, Mathilde, was ich sag, sag ich, — Du kennst mich.“ Ein Stolz war sie ihm dann — sie war auch nicht traurig weiter. Sie dachte, mag's kommen wie es will — „Dir gehier ich“ und sie sah aus, wie Eine, die zum Leben und zum Sterben gleich mutig ist, und die nun alles von neuem hinter sich warf, so stark und blühend, so stolz und in ihren Erwartungen so begehrenswert, daß jeder, der sie sah, ihn begreifen mußte. Daß Ernst sich selbst fühlte, wie einem seltenen Geschicke angetraut, das aus ihr mit allem Lebensdrange emporrang — er, der gutmütige und ein wenig eingeschüchterte Sohn seines Vaters, den es dann erfaßte, als wäre er ganz schon der starke und rücksichtslose Bauersmann neben jener Trotzigen und Bereiten, die vor ihm stand. Und wenn er dann von ihr ging, gingen allerhand Wünsche und Vorsätze mit ihm. Sie war ihm ein Schutz. Sie lag ihm im Sinn. Er sah gar keine Frauenzimmer mehr. Wie er früher war, daß jede Schürze und jedes lange Haar ihn nach sich lockte, das war weggewischt. Er dachte nur an sie — er war dann verliebter als je — und

sie hatte ihm ein Licht angezündet, heller, wenn er sie verließ. Er kam auf der Treppe noch einmal zurück, wie sie ihm oben im Flur leuchtete, und flüsterte ihr, weil es Nacht war, noch einmal, daß sie seinen heißen Atem an Ohr und Hals fühlte, zu: „Du wißt, Mathilde, Dich oder Keene." Und er ging und nahm allerhand Dunkles mit — so groß und ringend und traurig, und doch so heiß und begehrenswert stand sie in seinem Sinne. Daß, wie er sich dann beim Eingang in die Kaserne gemeldet und in den langen Fluren, die im Halblicht lagen, die Schatten der Korridorwache wandeln sah, er fast immer dachte, er sähe Mathilde, oder Mathilde böge um die Ecken, und daß er, unter den schnarchenden, in weißen Flanell begrabenen Nasen des Schlafsaals nur langsam sich von seinen Gedanken losriß, um sich auszukleiden — einsam unter Hundert, die um ihn schon in Träumen lagen im Dämmerlicht —; auch wie er dann langgestreckt dalag und zur Decke starrte, Mathilde ihm wie eine scheue Heilige am Deckengrunde zu schweben schien, wie oben in der Dorfkirche — mit weinenden Augen — und so hehr und groß, daß er emporgerissen, wie aus Trunkenheit auffuhr, lange hinsann und auch im Traume ihre Sorgen und Qualen nicht vergaß.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Mathilde ist zum zweiten Male Mutter.

Man muß denken, was es heißt, wenn der Mensch, der von Maschinen und Lärm und harten, befehlenden Stimmen umgeben, einen Tag um den andern lebt, und der jung und von Blut und Leben und tausend dunklen Drängen und Wünschen erfüllt ist, die aufwachen, wenn die Maschinen und die Stimmen und der Lärm schweigen, was es heißt, wenn dann der Mensch ganz nur für sich allein steht. Wenn er dann einsam ist, sehnt er sich nach Einem, der ihm lieb ist, und hat nicht gelernt, groß Worte zu machen, da für ihn die tausend Räder und langen Riemen, die im Raume zittern, genug lärmen Tag um Tag, bis in seine Träume hinein, es ist ihm genug, daß Einer kommt und sich anschmiegt und er seinen Atem fühlt, und seinen Arm um sich gespannt, und sie sind in einem wahren Vergnügen, Leib und Seele, wenn sie auch nur spüren, daß Mensch zu Mensch und Seele zu Seele kam, aus keinem

Grunde, um zu befehlen und zum Lohn erarbeiten und aufpassen auf einander, oder um Gewinnst zu machen — nur weil sie sich heimlich froh und still fühlen miteinander. Es ist ein Schicksal. Man muß es verstehen, wenn Zweie so sich verschlingen und vor all' der rädernden und klappernden Selbstsucht, die eine Fabrik heißt, plötzlich auf Stunden losgebunden, im engen, dunklen Stübel sitzen und sich umschlungen halten, und nun auch Blut und Leben in Eins binden, im ziellosen Begehren des Lebens, das von Anbeginn in einen Jeden tief eingesenkt ist. Und es ist ein Schicksal, wenn in Verwahrlosung und Moder ein Guter, Tüchtiger aufwächst, wie ein goldenes Saatkorn auf dürrem Lande, oder auf einer Abfallstätte, und eine schlanke Aehre wird, reich in ihrem Blütenschmuck, voll zu reifen und Frucht und Brot zu werden, und alle gehen vorüber, und in keines Menschen Auge darf sie sich rühmen und stolz glänzen und ein echtes Gebilde der guten Saat erscheinen, alle sehen nur den Moderhaufen, wo die Sonnenschlanke aufgewachsen und sehen *sie* nicht. Und sie sollte nicht Frucht bringen, ihre Blüten verweht der Wind und verwischt ihre Spur. Es ist ein Schicksal.

Der Sommer war vergangen. Herbst spann über Stadt und Land. In der Fabrik gab es viel Arbeit und viele höhnische Gesichter. Saleck war bleich, aber Simoneit lachte mit dem Werkmeister. Es wollte allen so scheinen, als wenn Mathilde schon wieder ein Kind erwartete. Und Simoneit gab sich Mühe, Gemeines zu ersinnen. Wenn man sie nur heimlich gehöhnt hatte, jetzt thaten sie offen, was

ihnen einfiel. Es kam eine ganze Hatz zustande. Mathilde lief nun mehr als je unter aller Blicken herum. Schon wenn sie in das Fabrikthor kam, besah sie mit unverschämter Verachtung gleich der Portier. Und außerdem duldete man solche Verwahrlosung nicht. Jedem der Männer zwar, vom Direktor bis zum Werkmeister und bis zum Huckigen herunter — und sogar zum Laufburschen lag es im Blute, und Jeder wünschte wohl, daß ihm die blühende oder freche Jugend, die da aus und ein ging, ein lustiges Stelldichein gewähren möchte. Aber wenn es zu offenkundig erschien, mußte man einschreiten. Es war, als noch einige Wochen hin waren, ein ganzer Skandal, daß Mathilde von neuem in ründerer und ründerer Mutterfülle kam. Der Werkmeister fragte sie zunächst, indem er sie in die Ecke nahm, was das hieße, und that sich keinen Zwang an, die Dinge alle ganz frech beim rechten Namen zu nennen und zu lachen und grob und unflätig und verächtlich zu sein. Und dann kam gar der Direktor selber, fing sie ebenfalls an, auszufragen, und aufdringlich, als wenn er über Leib und Leben der Seinen ein wahres Recht und Gebot hätte, ihr von einem gemeinen Lebenswandel zu sprechen, den er nicht dulden könnte, und daß es nicht so fortginge, daß er solche Leute nicht brauchen könnte, obwohl, wie Mathilde wußte, eine der jungen Fabrikarbeiterinnen seine Geliebte gewesen, und ein Kind heimlich und gut versorgt, von ihm geboren hatte. Mathilde stand rund und gut da. Sie war eingeschüchtert und stumm. Sie hatte thränende Augen. Und was sie in ruhiger Besonnenheit gewiß

nicht über sich brachte, aber jetzt doch that, aus einer Angst, in der sie seit lange lebte, wenn Hallmann nicht bei ihr war, sie bat, — weil man sie fortschicken wollte. Und schließlich war man milde. Man rechnete ihr an, daß sie lange Jahre immer fleißig gewesen war, und sagte endlich, man wollte noch einmal sich abfinden damit. Es mochte schließlich dem Direktor und dem Werkmeister eingefallen sein, daß in ihren Zügen eine hohe, stille Art, ganz wider ihr sonstiges Hartsein sich plötzlich ausprägte, als wenn man sie unschuldig geißelte. Und es verfolgte auch den Direktor das Bild dieser schwangeren Frau, die trotzig nicht mehr, aber eingehüllt in Schleier von unerwartet aufblitzendem Gram aus hellen, feuchten Augen ihn angesehen, daß er noch einmal zurückkam und dem Werkmeister heimlich etwas zuflüsterte, und der junge Werkmeister, wie innerlich befriedigt, nachdem der Direktor hinaus war, sagte, daß es alle in dem weiten Saale hören mußten: „Der Herr Direktor verbietet, daß man Mathilde deswegen höhnt. Die Sache wäre abgemacht. Der Herr Direktor würde noch einmal darüber hinwegsehen, weil sie sonst eine besonders tüchtige Arbeiterin gewesen wäre.“ Und daß er zu Simoneit ausdrücklich hinunterlief und ihm heimlich erzählte, wie vorher der Direktor ihm: „Er sollte sich hüten, der Direktor würde einen Spott und Hohn nicht ertragen.“ Ach mein Gott, Mathilde kümmerte sich so herzlich wenig um all' das. Was aus ihren Augen den Direktor angeschaut, war, daß er sie geweckt hatte aus ziellosem Kummer. Hallmann's Sohn

war nicht mehr in der Stadt. Es war niemand, der sich kümmerte. Ja, wenn Hallmann's Sohn ein Kind in eine Bauerndirne gelegt und dort das Dorf es drängen und wachsen gesehen, da hätte der Alte wohl schnell die tragende Mutter in seinen Hof und Schutz genommen, und ein derbes Wort des Alten schließlich mit Lachen würde alles zu Ende bringen. Aber wie sollte sie hinein, sie, die zudem noch ein anderes Kind irgendwo hatte, wovon sie Ernst niemals zu reden gewagt. Das alles kam ihr Tag und Nacht nicht aus ihren Gedanken. Sie grämte sich und fing an, nur an ihre rauchigen Gemeindehausleute zu denken, so lag sie darnieder. Und fing an, sich den gewaltthätigen Bauer vorzustellen, ihn in die Luft hinmalend, und ihm nun schon, manchmal dann in dem ganzen Trotz ihrer eigenen Verachtung innerlich zu sagen, daß es bald keinen Sinn geben würde, als das Kind im Arme in den Fluß zu gehen und das Leben hinzuwerfen. Das war ihr klar.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Der alte Hallmann kommt dahinter.

Hallmanns Ernst war noch nicht lange daheim, als der Vater richtig dahinter gekommen. Die Beiden, der Vater mit seinem schweren Gange und seinem Maße, daß er sich immer in der Thüre bücken mußte, und daß er auf alle Andern etwas herabsah, grauen Hauptes, und runzelig im Gesicht, und mit einer Zahnlücke in seinen sonst großen glänzenden Zahnreihen, vierschrötig und mächtig, und der Sohn ebenso lang und energisch und noch im Drill, mit entschlossenen Handreichungen und sicherem Ausdruck, als könnte er noch vor jedem General paradieren, und als wenn er sich vor niemandem verstecken brauchte. Wenn sie sich ansahen, lag es in gleicher Höhe, auch die heimlichen Blicke, die der Vater in den Wochen nach ihm ausgesandt, und die der Sohn, ohne hinzusehen, ebenso heimlich gefühlt und doch gethan hatte, als wüßte er von nichts, und als könne es nie etwas geben.

Aber der Vater war schlauer als Ernst. Und Ernst war doch nur des Vaters Sohn, nicht der selber — denn sonst hätte er es in allem wie der Vater gemacht, als der seine Erste heiratete, gegen die die ganze Familie sich ohne Erfolg hatte stemmen wollen. Sonst wäre er hereingekommen, schon gleich mit der Soldatenmütze auf dem Kopfe und dem Stöckchen mit der Reserveschleife, und mit dem sicheren Tritte und hätte gerufen: „Ich bring' Euch Eene mite," ob es gleich Mathilde gewesen wäre, die Tochter aus der Heintken erstem Leben. Aber Ernst war nur des Vaters Sohn und nicht der Alte. Er war doch im Grunde eingeschüchtert. Er hatte nichts gewagt. Und hatte auch den fragenden Blicken und allem Aushorchen gegenüber nur den Schein von Ruhe gefunden, ohne recht zu wissen, wie sich die Sache endlich aufhellen ließe. Es war unbegreiflich, wie er nicht hatte gleich den Mutigen machen und mit der Thür in's Haus fallen können. Daß er nicht die Wochen heimlichen Spiels erst nötig gehabt. Das war jetzt nicht mehr gut zu machen. Als er eines Wintertages mit dem Fuhrwerk in den Hof einklingelte, merkte er gleich am Rücken des Alten im Stubenfenster, daß der mit ganz anderer Miene saß. Er ließ sich nicht stören, die Pferde auszuschirren und ihnen Futter in die Raufen zu hängen, ehe er hineintrat. Ihm war es unangenehm. Er dachte zunächst daran, daß er nun wie ein armer Sünder dastand. Ein gutmütiges Glück lag in seinen Augen trotzdem. Es mußte sich endlich zeigen, wohin es führte. Und er hatte die Geschirre nur an die mächtigen Querstangen im Stalle

aufgehoben, die schweren Kummete zuletzt und hatte im Dampfe und der Dunkelheit dann ganz vergessen, den Hafer zu schütten, daß die Pferde in das Heu der Raufen einschrobten, wie er hinaus in den Flur trat und nachsann. „Ernst —“ rief der Alte aus der Stube, ohne sich recht vom Platze zu rühren.

„Vater“, gab Ernst zurück und trat in die Stube, wo die Mutter am Herde hantierte, und eine kleine Rothaarige Scheite in das Ofenloch stopfte. Ernst war noch ganz in Ruhe und Hallmann scheinbar auch. Und Ernst blieb eine Weile phlegmatisch, in diesem Augenblick ganz wie der Alte selbst, am Thürrahmen stehen, und behielt die Mütze auf dem Kopfe, wie auch der Alte in der Mütze am Tische saß. Der Alte hatte ihn ebenso phlegmatisch eine Weile betrachtet. Und die Mutter sah ihn und den Vater über die Schulter an, als wenn es etwas geben könnte, in das sie sich lieber nicht hineinmischte. Nur die kleine Rothaarige war völlig gleichgiltig, auch als sie ein Schaff unter der Ofenbank hervorlangte und Wasser hineinzuschöpfen begann.

„Was is denn das?“ sagte jetzt Hallmann, indem sich ein Hauch von Bleiche in seine Mienen stahl, und er einen Brief aus seiner Tasche zog, den Ernst auch gleich erkannte.

„Wie kimmst Du denn zu dam Briefe?“ sagte Ernst, scheinbar ohne jede Erregung, und das gutmütige Glück lag in seinen Augen, daß der Vater einen Augenblick schwieg und ihn ansah. „Wie kimmst Du denn zu dam

Briefe?" wiederholte Ernst ganz gelassen und kindlich. „Dar is doch fir mich."

„Asu — asu!" sagte nur der Bauer — „der is fir Dich. Sag mir ock endlich amol vo wam?"

„Vo d'r Mathilde," sagte Ernst ganz lässig und hatte noch immer die gutmütigen Züge, die in's Lachen spielten.

„Vo d'r Mathilde?" lamentierte ganz erschrocken und wie aufgestört die weißhaarige, runde Alte und wollte an den Tisch kommen, um es auch genau zu sehen, und die kleine Rothaarige hätte in diesem Augenblick beinah den Schwengel aus der Hand gleiten lassen, mit dem sie eben eilfertig in die Kartoffelschalen stieß.

„Vo d'r Mathilde?" sagte der Alte ganz streng und sah Ernst an, daß das Lachen sofort aus seinen Mienen wich, und er das erste Mal streng sagte, wie es auch der Alte sagen konnte:

„Ju ju — nu sicher: Vo d'r Mathilde."

Und der Alte, wie die Mutter gar auch in den Brief zu sehen wagte, war grob und sagte: „Der Brief gieht niemanden was a."

„Niemanden", sagte er zur Mutter ausdrücklich, „auch Dich ni — ock mich — und Ernsta."

Ernst war es in diesem Augenblick unangenehm. Deswegen kam sein Lächeln wieder, als wenn er einen Ausweg suchte. Und er ärgerte sich plötzlich, daß er wie ein dummer Junge an der Thür stand, und daß er es nicht gleich klar gemacht.

„Ock mich und Dich giht's was a", sagte er unerwartet

ganz wild — „nu ju ju — überhaupt is die Sache schon ganz klar. —"

Aber so schnell ging es bei Hallmann nicht.

„Was is denn das fir an Mathilde?"

„Nu drieben die —" sagte Ernst bestimmt und harmlos.

„Ich war D'r amol was sagen," sagte Hallmann feierlich, hieb aber im nächsten Augenblick auch schon auf den Tisch, daß alle dachten, er zerschlüge ihn — und alles ringsum bleich wurde. Die Sonne fiel einen Blick herein, daß das Zittern der Teller und Schüsseln, die mit Teig und Rosinen dastanden, sichtbar wurde. Ernst sah den Alten. Er konnte nichts weiter machen, wenn der in seinem Aufwallen auch sinnlos geworden wäre. Aber der Alte hielt immer noch an sich. „Ich war D'r amol was sagen," begann sich der Alte jetzt ruhig zu fassen. „Vo da drieben kimmt kenner ei inse Haus, verstihst De mich!"

„Vo drieben söllte Ees ei inse Haus," sagte entrüstet die Alte, indem sie sich wie ganz im Unbegreiflichen nach Ernst umsah, und die kleine Rothaarige heimliches Lachen nicht unterdrücken konnte.

„Ich gleebe doch," sagte Ernst, aber das Blut schoß ihm zu Kopfe. Scham kam, wie er dastand. Er ertrug es einen Augenblick, dann wurde er weich und fühlte, daß sich Thränen in seine Stimme mischten:

„Das warn mir erst amol sahn, ob Mathilde nee ei's Haus kimmt. Ich bin au enner!"

„Hahaha," lachte der Alte, daß ihn die Mutter ganz erstaunt und furchtsam ansah, wie er verstört dreinblickte,

und jetzt die kleine Rothaarige froh war, daß sie einen Anlaß fand, hinauszuschlüpfen, um es heimlich denen im Stalle zu erzählen, was es gäbe.

Aber der Alte konnte Ernst nicht sehen, ohne nicht einen Schein von Stolz in sich zu fühlen — auch kam es ihm vor, wie von ehedem, wie dessen gutmütige Augen so feucht geworden, daß er nun dachte, er hätte ein Kind vor sich — und ganz eindringlich und behutsam sagte er, indem er an Ernst heranging und ihn am Handgelenk fassen wollte, wie in früherer Zeit: „Ernst, iberleg' D'r'sch."

Aber Ernst streifte seine Hand stark von der seinigen ab, daß der Vater die Kraft fühlte.

„Mag's kummen, wie's will, mir soll's egal sein. Daß a Madel ei'm Gemeenhaus geburen werd — kann keene Schande sein, wenn se suste a Mensch wie Mathilde is." Und Ernst wandte sich, ohne zu gehen.

„Im Himmels willen", klagte die Alte, „vo driben?"

Es war stille im Stübel. Der Alte sann. Ernst sah den Alten an und wartete und wollte ihm wieder nahe gehen.

„Hot se nee etwa schun ees vo Dir?" sagte der Alte und sah in den Brief.

„Freilich, Vater."

„Ich sa' nischte weiter —" Der Bauer zitterte mit der Stimme, und es drang auf ihn ein, daß er nur grade vor sich hin sah: „Iberleg' D'r'sch, — weiter sag ich nischte —", sagte er noch einmal, und seine Augen

brannten lichterloh in die nun mutigeren, jungen Augen Ernst's, der sie aber gleich wieder niederschlug, und während der Alte hin und her lief, um seine Aufwallung zu dämpfen, langsam Schritt für Schritt zur Thüre hinaus in den Stall zögerte — vor sich hin lachend in Ratlosigkeit und nicht wissend, mit dumpfem Gefühl, wohin es führen müßte.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Mathilde wartet auf Ernst's Brief.

Wer Mathilde begriffen, was in ihrem Blute saß seit ihren Kindertagen und damals, wie sie auszog, noch ein völliges Kind, mit einem Jäckchen, das viel zu eng ihr jungfräuliches, kräftiges Wesen ärmlich und kümmerlich machte, wer sie in ihrer kindlichen Absicht gesehen, erschrocken und von der Güte ganz gefangen, als Saleck sie an sich zog und ein Kind aufblühte in ihr, zuerst zum Schreck und dann ganz zum stolzen Behagen und zu einer Sommerseligkeit in Blumen und unter Bienen und bunten Käfern, wie sie gestanden für sich selbst, fast fremd und ein Rätsel, nur ganz das reine und freie Genießen, ahnungsfroh und ohne Sinn, wie wir die reine Bergluft saugen und uns nur plötzlich lachen fühlen — o — ja — der sah Mathilde nun fast nicht mehr. Eine junge Mathilde war es noch. Eine strahlende Menschenkraft sprach noch je und je aus ihr. Es war noch immer die im blonden

Haarkranz, der voll um ihren Kopf sich wand, mit den kühlen Augen, die brennen konnten, wenn sie der Rechte suchen kam; noch immer eine Kraft, die aus ihr ausging, eine ganz glückselige Kraft, die einen umfing wie mit Eisenklammern, wenn es der Rechte war: was hier nichts Anderes heißen kann, als Einer, der oben aus der Heimat in die Stadt gekommen und unter den Soldaten Freimut und Laune und dazu eine frische Männlichkeit im Blick und eine stählerne Sicherheit in Gang und Haltung angenommen hatte. Es war noch immer dieselbe — und doch schon dieselbe ganz und gar nicht mehr.

Sie kam und ging, und niemand wußte, woher sie solche Hast gewonnen. Sie war wie ausgewechselt. Das ganze Wesen schien keine Zeit zu haben, spröde und stolz zu sein. Auch wenn sie einen ganzen Tag zu weben hatte, vielmehr einen vollen Tag Fäden fing, was sie mit einer schier unerfindlichen, aufmerksamen Miene that und nicht rechts und links sah — durch's Thor hinein schritt sie, als wäre etwas zu versäumen, daß sie niemandes Gruß beim Hineineilen achtete — und heraus kam sie, und es sah jeder, daß sie in ihren versunkenen Gebärden etwas trug, das ihr nicht Rast noch Ruhe ließ Tag und Nacht. Sie kämpfte um Ernst. Und zerquälte sich einsam. Die Wirtin, bei der sie wohnte, kam oft in ihr Stübel, wo auch ihr Junge lag. Sie hatte längst den Jungen geboren, und war glücklich, daß es so ohne Not vorbei war. Nun hatte sie es Ernst geschrieben und harrte ewig. Kein Brief kam. Sie war wieder ganz allein und zerquälte sich. Sie saß, auf sich

angewiesen, wenn sie heimgekommen, nährte den Jungen an der vollen, kräftigen Brust mit einem harten Unmut in den Zügen, der nicht dem Kindermunde galt, der an ihrem Blute sog, und der sich löste jedesmal, daß sie auf den blonden Kopf hinunter sah, der im seligen Saugegefühl ganz die Augen verkniff und fühlbar den süßen Inhalt schluckte. Das machte sie flüchtig lachen, es that ihr wohl. Sie sah auf den Jungen, der aussah wie ein Engelkopf, wie einer, den das himmlische Behagen sinnenkräftig und gedankenlos träumen und genießen ließ — ein Bauer auch — einer, der einmal ein Soldat, oder sonst einer werden möchte, wie ihn Mathilde gern hatte. — Das waren flüchtige Gedanken, lange Träume hatten jetzt nicht Platz in Mathilde. Sie war voll Unmut und vergaß, daß sie lachen gemußt, und sah die Wirtin, die hereintrat, eine kleine, nichtige, leichtsinnige Person im blauen Kittel und mit einem Tüchel um den Kopf, die auf der Straße gewesen und eingeholt hatte, nur groß an und sah, was sie brachte.

„'S war noch immer nischte gekumma?“ sagte Mathilde, als die geschwätzige Wirtin sich erholt hatte, auszupacken und auch Atem zu nehmen anfing, um endlich ihrer Ansicht über das Benehmen Hallmanns Luft zu machen.

„Gekumma — 's werd au nischt kumma! Kannst mir's gleeben, Mathilde. 's kummt garnischt. Gleeb Du ock a Mannskerlen! Gar nischt kann ma gleeben. Das sein tickſche Hunde! Wie war's denn bei mir. Wie ich mein' Jungen hatte. Ach Du mein Gott! Was wurd mir da

alles versprochen, eh ich einwilligte. Na, na, heirata war's wingste! Und nu d'r Junge kam, war er über de Berge. Au's Geldschicka hatt'r balde vergessen. Die Mannsen sein ju ni zurechnungsfähig, wenn die ock a Madel finden. O — 's hiert alles uf. Ock genießen und immer genießen. 'R hat mir dann a paar Thaler gega'n — nu find' Dich ab damite!" —

„Ach," — sagte Mathilde zornig, „redt mir nee!"

„Brauchst ni biese zu thun", sagte die Wirthin, „Jungla — Jungla — Jungla — Ernstla —" fing sie gleich an zu spielen, um auch Mathilde wieder stille zu machen und ihren Zorn abzukühlen, den die Worte heimlich in ihr erregt hatten. Mathilde sann.

„Was kann's denn ock sein, daß er gar nee schreibt!" fing die Wirtin rückhaltender wieder an und blickte auf Mathilde. Mathilde saß im Scheine eines Sonnenstrahls, der sie und das Kind umfloß und in Dämmer hüllte, daß sie groß und geweiht aussah in ihrem Kummer, ganz ausgefüllt aus der Tiefe ihrer Seele, das Kind und sie zusammen eine strahlende Macht, wie sie nun gar lange darauf niedersah — so daß die Wirtin, ohne recht zu wissen, warum, sie heimlich noch einmal ansehen mußte, und ein Gefühl wie Liebe oder Anbetung flüchtig wie ein feiner Ton durch sie hindurch eilte. Mathilde nahm das Kleine von der Brust, hüllte es sorglich in Tücher ein und trat dann an's Fenster. Es war Mittag:

„Ernst is nee wie die Andern", sagte sie gläubig.

„O Jeses nee," gab die Wirtin, von der Ferne stehend

hinzu, hatte ihrer Geschwätzigkeit Halt geboten und that jetzt auch das Ihrige, um still und sinnend auszusehen. „Wenn ock wingstens was käm."

„'s werd was kummen," sagte Mathilde.

„Ich wißte au' gar ni, was zu thun wär'," sagte die Wirtin.

„O, ich wißt's schun!" gab Mathilde sicher und hart zurück. Und wie ein Hohn blitzte es aus ihr, und sie sah auf die Wirtin fast von oben herab. „Ich wiß schun", sagte sie noch einmal und lachte. Aber dann kam ihr Unmut und zernagte von neuem ihre jungen Züge und grub sich ein aus ihrem Augenblick, daß die Wirtin sie gar nicht wecken konnte.

„Ach, mei Jungla" — sagte sie für sich ganz inbrünstig und heiß, und es kamen ihr Thränen, die nicht nur Rührung waren.

„Ich muß Klarheit ha'n", — rief sie auf einmal wie grausam und sah wieder hinaus, daß die Wirtin zögerte und sinnend zur Thür ging:

„O mein Gott — ich ha' au' gesunnen und gesunnen — dazemal, — bis ich uf eemol klar wurde" — sagte sie.

Mathilde sah sie verständnislos an und hörte gar nicht auf sie, so inbrünstig hing sie an Ernst's gutem Wesen, daß er sie nicht verlassen dürfte. Sie sehnte sich. Sie liebte ihn. Sie sah im Kinde auch nur ihn.

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Mathilde fährt heim.

Und nun war der Brief endlich gekommen, der in zögernden Worten hilflos und ohnmächtig über den ganzen Vorgang daheim erzählte. Wie es so bei einem ganz Ungeübten ist, der nur alle Jahre einmal die verpichte Tintenflasche mit warmem Wasser wieder lebendig gemacht, Ernst sagte ihr mit groben, vergilbten Schriftzügen, was es im Bauernhofe für einen Streit gegeben, und was für harte Köpfe und Worte da schalteten und walteten. — Der Brief hatte nichts in ihr geweckt, als eine ganz sinnlose Angst und Unruhe zuerst, daß Mathilde jedes Wort schon wie eine gleichgültige Absage, eine elende Furcht, eine trübe Untreue empfand — daß sie gar nichts im Blute fühlte, wie eine Empörung, der sie aber vor der Wirtin völlig Herr wurde; daß sie gleich nur Anordnungen gab, die Wirtin solle das Kind einstweilen zu sich nehmen, wenn sie selbst hinausführe, um zum Rechten zu sehen. Denn

mit dem Kinde zu kommen, daran dachte sie nicht, weil sie aller künstlichen und ausgesonnenen Mittel Feind war und nur ganz aus natürlichen Wünschen lebte und fühlte. Auch dachte, daß es sich erkälten müßte, jetzt im Winter — auch flüchtig an die Scham dachte, daß man im Orte zunächst nicht sehen brauchte, ob sie ein Kind hätte oder nicht. Aber wie sie so in Vorbereitungen hantierte, wurde ihr leicht. Sie war Ernst's zu sicher. Sie wußte, ich bin stark, nun gar, wenn ich ihm Auge in Auge erzählen kann. Sie sagte der Wirtin fast nichts. Sie ärgerte sich sogar, wie die zu direkt fragte. Sie dachte: Was geht's Dich an und fürchtete, jedes Wort könnte ihre neu wachsende Hoffnung trüben. Denn nun grade wurd' sie immer mehr belebt. Wie es kräftigen Menschen immer geht, die nicht in Unthat sitzen und nur warten können, da bricht ihnen aller Mut, und alle Kraft liegt im Graben, wie ein zerbrochener Wagen. Wenn aber wieder zu schaffen und zu wirken ist, — heidi — wenn man erst an Ernst heran kann, dachte sie. Ich will ihm schon zeigen, daß ich dieselbe bin. Und ihn umarmen, als zerbräche er. Sie dachte plötzlich auch an gar keine Vorwürfe mehr. Sie dachte nur an ihn, und fühlte ihre Inbrunst. Sie verlangte nach seinem Wesen wie nach Luft. O — ganz ausgelassen wurde sie, nun sie ihre besten Kleider suchte, um sich fein säuberlich herzurichten — da stand sie — das schlafende Kind noch einmal bestaunend, und wie sie darauf niedersah, hatte sie es auch gleich aus seiner Ruh gerissen, so schien Ernst daraus hervorzusehen, um es ganz

sinnlos zu drücken und zu küssen, daß es schrie, so aufgeregt machte sie plötzlich der Gedanke, da oben zu sein und wieder mit ihm zusammen. Und sie wusch sich strahlend und klebte das Blondhaar mit Wasser fest an den Kopf. Es stand ihr abscheulich. Sie wußte nicht, daß das am Wasser läge und daß die hudeligen Strähne wie lichte Strahlen ein Gesicht umrahmen, und wenn man sie anklebt, es aussieht wie eine Papiersonne, die nicht glänzen und zücken kann. Aber sie wollte im Bauernhof reinlich erscheinen. Sie dachte schon nicht anders, als zum alten Hallmann selbst zu gehen, wenn sonst kein klarer Ausweg sich finden würde. Frisch stand sie da, ihr Unmut war fortgescheucht. Man sah eine, die man kannte aus der Jugend, wer einmal den Blick hat, was ein Mensch aus Blut und Leben ist — aus sonst nichts weiter — einer, der wie eine Blume, Fels oder Moder aufhebt, um zum Lichte zu kommen auf jeden Fall. Sie lachte mit dem Kinde wieder und wieder, wie sie allein war, daß die Wirtin draußen, die gar nichts Rechtes aus Mathilde herausbekommen, nun denken mußte, es wäre etwas ganz Freudiges mit dem Briefe ins Haus gekommen. Nein, nein, gar nichts Freudiges, was ganz Abscheuliches. Ernst hatte wirklich wie ein Feigling geschrieben. Ernst war in Vaters Nähe und schrieb lässig, außerdem wußte er überhaupt nicht recht zu schreiben. Mathilde las noch einmal den Brief, den sie sich in einen Schub eingeschlossen und niemand gezeigt hatte. Sie hatte noch das Handtuch um die nackten Schultern geschlungen und stand da wie eine schöne,

rosige Frau mit leuchtendem, weißen Halse und dem Kopfe, der sich lachend hob, die blonden Haare fest geklebt und lachte in den Brief immer von neuem, als wenn sie sagen wollte: „Du Dummkopf, ich werd' Dich schon stark machen, wenn ich bei Dir bin!“ — Ein Gedanke trieb sie zum Spiegel — fast kindlich stand sie davor — und band dann auf der Schulter das weiße, neue Hemd, in das sie Spitzen hineingenäht — und wurde auch flüchtig traurig, als wenn alles an Hoffnungen erinnerte, die zerflossen waren. — So ging es auf und nieder. Sie war nicht still zu machen. Sie begann einige rauhe Töne zu singen, und ging endlich, außer Maaßen geordnet, daß die Wirtin erstaunt in ihrem Flure stand, sie von allen Seiten besah und ein zufriedenes Gesicht machte — auch bei sich erwog, die könnte nun vor jedermann, auch vor einem Bauernsohne sich mit allem Anstand sehen lassen. Zudem ermaß die Wirtin, daß Mathilde eine Goldbrosche angesteckt auf rotem Wollgrunde, daß ihr frisches Gesicht eine wattierte Kapotte umrahmte, die ganz neu aussah, und daß kein Mensch sie wie Eine aus der Fabrik empfinden würde, so respektabel schien sie ihr, so erfüllt war Mathilde auch von sicheren Gefühlen und von der Kraft, die ihr im Blute lebte, jedesmal, daß sie etwas thun konnte und nicht müßig warten.

Aber wie die Junge nun in die Nähe der Heimat kam und die Berge sah, in denen sie in Verachtung aufgewachsen, war aller Glaube hin. Sie hatte sich in alle möglichen Pläne hineingeredet. Nun sie die Berge sah, war nur noch Trotz und Stolz übrig, mit denen sie an Ernst

und vor allem an das ganze Dorf dachte. Und wie sie die letzte Schlucht aus dem Flußthal aufwärts in's Dorf einging, wo sie in Elend und Aermlichkeit tausendmal früher vorübergehuscht, da ging sie Schritt um Schritt, streng, mit heimlichen Blicken voll innerer Spannung, wie auf der Lauer — und ließ vielemale die kleinen Kinderschlitten an sich vorübersausen, den eisigen Weg nieder und sah sich um, atemschöpfend und erregt und zögernd, wohin sie sich jetzt wenden sollte. Alles brach über sie ein. Der Gedanke an ihr Kind hatte ihr noch gefallen. Nun peinigte sie, daß niemand ahnte, daß sie auch Saleck ein Kind geboren. Und sie trotzte. Ein Mißtrauen ohne Gleichen erkältete ihren Blick, wie sie jetzt oben hinaufkam, wo das Thal sich rundum weitet, wo Bauernhäuser an der Straße und drüben am Wasser lagen, wo sie alles wiedererkannte, was sie demütigen mußte: Das Gemeindehaus über der Kirche an der Berglehne beim Walde und das große Gutshaus Hallmanns, das mit seinem grünen Balkenwerk im silbrigen Rauhfrost besonders weithin leuchtete. Das Dorf lag in tiefer Ruhe. Die Kirchenglocken läuteten. Mathilde war so benommen, daß es ihr buchstäblich den Atem verhielt. Es war um die Dämmerzeit. Der Abendstern funkelte diamanten am weißen Himmel. So rein war die Luft. Sie stand da am Wege — und wußte nicht wohin. Sie wollte weitergehen. Sie meinte weiter hinein in die Berge und nicht unter die, die jetzt den Bannkreis wieder schließen müßten. Sie zitterte fast, so ergriff sie die ganze Unsicherheit ihrer Lage. Und mein Gott: wenn

nun gar der Bauer erfahren, daß sie auch Saleck ein Kind gegeben, kam es in ihr auf. Sie lief unerkannt, weil eisige Kälte herrschte, und nur Kinder und achtlose Arbeiter ihr begegneten, weiter hinauf an Hallmanns Gut vorbei, bis man vor der Höhe tief die Thäler mit Dörfern und Städten sich in Dämmer hüllen sah — und sie auch Hallmann's Gut ganz dicht unter sich mit dem Hofe überblicken konnte. Das Blut stockte ihr. Hallmann trat aus der Thür in den Hof. Ernst dahinter. Alles ging hier seinen Gang. Ernst führte eine Kuh heraus, die der Alte behaglich musterte. Dann zog sie Ernst gleichgültig wieder hinein. Alles lag im Frieden und im Silberfrost, der unter den Füßen knarrte. Mathilde hätte vor Rache plötzlich aufschreien wollen. Und sie stand, ihre Finger fast erstarrt und ihre Füße, und lief weiter, als jemand aus dem Hofe heraus auf die Straße kam und gar gleich denselben Weg schritt, den sie gekommen war. Sie begann, eiliger emporzusteigen, als die schielige Dumme, die sie wohl von früher kennen mußte, auch gleich ein grunzendes Geschrei machend, ihr folgte. Aber es galt nicht ihr. Die Frauensperson lief nur in den Kaufladen oben am Wege. So konnte Mathilde von ferne stehen und von neuem hin und hergehen, als es dunkel wurde. Das Licht glänzte bald aus der Bauernstube. Mathilde ging näher. Sie sah den breiten Schatten des Bauern im Fenster sitzen und wußte, daß sie drin beim Essen waren. So lange hatte sie ziellos und sinnlos gestanden, fast eine Stunde und mehr. Sie wußte nicht. Sie

ging näher, noch näher und hörte das ganze, behagliche Reden des Bauern, wie er Ernst rief und Ernst's Worte klangen ihr in's Ohr, so ruhig, als wenn sie gar nicht in der Welt wäre. Gar kein Nagen und Grämen, daß sie auch hier vielemale daran war, hineinzurennen mit aller Wut und zu rufen, daß sie es alle hören sollten, wie die Sache stünde — und was sie derweilen zu leiden hätte. Aber — sie hielt sich zurück. Sie ging sogar um das Haus auf einem dunklen Feldweg, der schroff gegen den Wald anstieg, der tief verschneit lag und im Sternenlicht Diamantenglanz funkeln ließ. Es war einsam. Hier sah sie niemand. Aber wie sie in den Obstgarten kam, um in's Fenster zu sehen, ein Wagnis ohne Gleichen, da schlug der Hund an, und im Stalle fing es an unruhig zu werden. Die Kühe rumorten mit Ketten. Sie sprang hastig hinaus in's Feld und suchte wie eine ganz Unbefangene wieder in die Dorfstraße einzubiegen — trat dann, als wenn sie einen Entschluß gefaßt, von der Straße in den Gutsweg, bestimmt und anständig und unbewegt, als wollte sie einfach hineintreten. Aber am Zaune blieb sie unversehens haften, als Ernst's Lachen ganz herzhaft und unbesonnen herausklang. Sie kehrte um und schritt das Dorf zurück, hinunter, wo sie dachte, daß eine Freundin wohnte — die Friede-Emma, die mit ihr zusammen die ersten Jahre Fabrikarbeit gethan — um bei ihr zu wohnen. Es war unten am Dorfeingang ein armseliges Häuschen, das immer blauen Rauch aus der Esse in die Schlucht spann. Darein trat sie nun scheinbar arglos und mit vom Froste feuerndem Gesicht ein.

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Mathilde trifft Ernst heimlich.

Hallmann war in die Stadt gefahren, und die Alte war die Stiefmutter. Mathilde brauchte also keine Rücksicht zu nehmen. Ernst stand mit dem Kahlköpfigen und drosch. Es war ebenfalls ein kalter Tag. Da hatte Ernst gleich Mathilde erkannt. Es war ihm klar, daß sie es sein mußte, ganz besonders, weil ihr Gang im Zögern aussprach, daß sie etwas suchte, was nicht mit Laufen, was nur in Hallmann's Gute zu gewinnen war. Ernst hatte die Drescherei dem Kahlköpfigen allein überlassen und war in den Stall gerannt. Das konnte er. Der Kahlköpfige und auch die anderen Trobbel waren gewöhnt, daß er sich wie der Herr benahm, noch dazu, wenn der wahre Herr nicht daheim war. Und er gab ihr auch gleich aus dem Stalle ein Zeichen. Mathilde hatte etwas Verwegenes. Man sah es ihr gleich an. Sie war jetzt tagelang in dem Schmutze unten gewesen, hatte sich niemandem gezeigt, nun gar ihren

Leuten nicht, um nicht alles gleich zu Anfang zu verderben, hatte nur alles darauf angelegt, Ernst zu sprechen, vor allem Ernst allein zu sprechen; um zu erfahren, was das eigentlich wäre? Und wie sie ihn sah, — und er sie, war in ihr alle Leidenschaft von neuem wieder aufgewacht. Sie hätte fast vergessen, an sich zu halten, und wäre, daß es alle gleich gesehen hätten, in seine Arme gelaufen, wie sie es gethan, wenn er in ihr Stübel trat. Nun aber sah sie, wie heimlich und ängstlich er that, daß es niemand sehen dürfte. Er winkte ihr aus dem Kuhstallfenster heraus und gab ihr Zeichen. Ihr ganzes Gesicht lachte, so lief sie, als wenn sie gleich ein ganz anderes Ziel hätte. Und sie kam jetzt auf weitem Umwege heran — sie hatte seine Zeichen auf's Genaueste zu deuten gewußt — in einen Anbau, wo die großen Ochsen ihren Stall hatten. Dort in der Hinterthür merkte sie niemand. Mathilde sah wohl, daß Ernst kein Soldat mehr war. Daß er jetzt in der kurzen Jacke war wie ein richtiger Bauer, schwerfällig und unbeweglich, auch nicht die Laune und Lust in den Augen, wie wenn er auf der Landstraße, unter leuchtenden Ebereschkronen, Trommler voran, hinmarschierte. Er sah sogar nüchtern aus. Aber sie brauchte ihn nicht lange anzusehen. Er umarmte sie so herzhaft, nachdem er noch einmal beobachtend um das Gebäude herumgegangen, dessen Hinterseite nach den Feldern lag; und dann zog er sie schnell in den Stall hinein:

„Nee, Mathilde", sagte er nur, so erstaunt war er und gutmütig —.

„Ach Jeses nee“, sagte sie nur in halber Seligkeit und Glut.

„Ich kunnt D'r nee schreiben“, sagte er. „Der Vater . .

„Du wißt gar nee, was ich gelitten ha', ich ha' doch a Jungel.“

„O jemersch — nu da —“ sagte Ernst, als wenn er eingeschüchtert und dumm wäre.

„Warum huste denn gar ni geschrieben, außer das letzte —“

„Nu — juju —“ sann er verlegen, als sie im Stroh standen und flüsterten.

„Huste mich ni meh gerne“, sagte sie, ihn mit ihrer ganzen Inbrunst anblickend.

Und er sah sie wieder an, wie nur ein Strahl Sonne durch die Ritzen schoß, daß ihr blonder Kopf im dunklen Raum in strahlender Luft, lichtumsäumt zu schweben schien. Es war ihm plötzlich ganz unbegreiflich, daß die es wäre — die er nahe daran war, in der Alltäglichkeit und Ferne aufzugeben — in den ruhigen Kreis des bäuerlichen Thuns einlenkend. Er sah sie an und begann sie gierig zu lieben, daß es ihm schien, als ob er es in unbegreiflicher Verschlafenheit nur vergessen hätte — ganz glückselig wieder.

„Nee Mathilde, daß Du aber kimmst!“ Mathilde merkte gleich die Wandlung, wie seine Augen auf ihr ruhten. Vom ersten Phlegma war nichts mehr übrig.

„Willst Du mich ni han“, sagte sie.

„Nee — ach — keene Ahnung —“ sagte er dawider und ließ sie los, als wenn er etwas ganz Thörichtes

verscheuchen wollte, so wandte er sich und schlug in die Luft.

„Ach nee — warum ni gar — keene Ahnung.“ Als wenn er sie nicht schon hätte Wochen und Monate warten lassen.

„Warum schriebst Du denn nee?“ fragte sie ängstlich.

„Ha ich ni geschrieben?“

„Außer dem letzten, Wuchen und Monde ni.“

„Der Vater is das,“ sagte er zornig.

Und sie vergaß ganz, daß sie etwas wollte, wie sie jetzt bei ihm war, sie schmiegte sich an ihn, daß er sie in seinen Händen fühlte, die volle, stolze Mathilde, die so zärtlich und so demütig war, hier wie nie im Leben, hier, wenn sie nur in seiner Nähe sein und in seine großen, gutmütigen Augen sehen konnte. Seine kräftigen, großen Hände hielten sie um den Rücken, und sie wäre beinahe in's Stroh gesunken, so küßte er sie nun und drückte sie ihn in sinnloser Inbrunst.

„Willst Du mich nee han?“ sagte sie nur wieder.

„Nee nee“ — sagte er nun, als er sie losgelassen aus freien Stücken. „Die Sache ist die, der Vater is dahinter gekummen und hot Deinen Brief ufgefangen. Ich hab's 'm aber au' gesagt, das ließ ich mir ni und nimmer gefallen — verstihst de“, sagte er jetzt aufgeblasen, als wenn er entschlossen wäre, und nahm einen hohen Ton an.

Er konnte reden, was er wollte. Mathilde war glücklich. Sie hing nur an ihm.

„A su was kann sich niemand gefallen lassen“, sagte er wieder. „Der Vater hat a paar Briefe ufgeha'len.“

Mathilde konnte gar kein Wort hervorbringen. Sie war wie zugeschnürt in der Kehle, so waren Herz und Augen voll im Anschauen des Bauernsohnes; daß Ernst von neuem reden mußte. „Was kunnt ich denn au machen? mit'n Vater is nee gut verhandeln", sagte er. Und sie wollte ihm nun alles gern erzählen, daß ihr Junge aussähe, wie er — und sie begann fast kindlich zu lachen. „Wenn ich D'r'n erscht amol herbringe — ich hätt'n doch beinah mitegebrucht", sagte sie im Vertrauen. „O Jeses — lieber nee" sagte Ernst. Daß Mathilde plötzlich traurig aussah und ihn fragend betrachtete und niederblickte. Aber es war ein solch hastiges Hin und Her in ihr in der Stunde, die flüchtig und unversehens gekommen war, daß sie keine Worte für ihre Gefühle ausfand, daß sich ihre Trauer von neuem in ein Strahlen im Auge wandelte, daß sie ihn küßte, auch auf seine derben Arbeitshände, daß sie ihn ohne Begehren nur zärtlich fragte, immer von neuem: „Willste mich nee han?" Daß sie nun wieder in seinen Armen bebte und stumm war in seiner hitzigen Umarmung und seinen stammelnden Worten zuhörte, die flüsternd kamen, bis er ihr alles gesagt hatte, daß wenn auch der Vater hart wäre wie ein Steinklotz, und durchaus nichts wissen wollte — von nichts — man doch die Hoffnung nicht verlieren dürfte —; und bis die Worte verstummten und sie nichts sah, nur in Gedanken durch alle Seligkeiten ohne Sinn und Grenzen eilte, und glaubte — wie sie dann in's Dorf hinunterschritt —, daß sie siegen würde, und daß Ernst sie gewiß nicht lassen könnte.

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Mathilde wird nun klar.

Aber wie Tag um Tag und Woche um Woche verrann, daß Ernst immer sagte, es muß ein Ausweg werden, und doch in Gutshaus und Stube, wenn Mathilde vorbeischlich im Dunkeln, Lachen und Ruhe nicht gestört und von Aussichten ganz und gar keine Rede schien, da hatte sie sich ein Herz gefaßt: „Ich muß klar werden“ — hatte sie auch schon Ernst eines Tages heimlich gesagt, daß er erschrocken war und sie dabei angesehen in Beunruhigung und mißtrauisch und auf alles plötzlich gefaßt.

Nun war es Abend und um den Tisch saßen die Trobbel — oben der Bauer mit sicherer Miene, gutmütig und zufrieden, daß Ernst am Tische neben ihm saß, heimlich auch erwägend, daß der Junge sich, wie es schien, gar nicht mehr um Mathilde kümmerte, obwohl sie, wie er längst erfahren, schon seit einiger Zeit im Dorfe war. Er war völlig beruhigt. Er hatte längst Nachforschungen angestellt. Er

hatte mit dem Gemeindevorsteher Rat gehalten und in Erfahrung gebracht, daß es gar nicht nur so war, wie es aussah. Das Mädel war der Mutter nach, wie er sich innerlich ausdrückte. Sie hatte es gar nicht erwarten können, zum Manne zu kommen, und war mit einem Buckeligen gelaufen, dem sie schon vor Ernst ein Kind in die Wiege gelegt. „Das wär' an Zucht," hatte er zum Gemeindevorsteher lachend gesagt, als der Gemeindebote draußen war. Und er wußte, daß er das beste Werkzeug gegen Mathilde längst in der Hand hielt. Uebrigens war ihm unbegreiflich, daß sich der Junge so schnell scheinbar ganz zugute gegeben, und manchmal dachte er bei sich, daß er es auch wohl wissen müßte, was an dem Frauenzimmer im Grunde wäre. „Nee, die kimmt mir nee ei's Haus," hatte er zum Schulzen gesagt, wie er hinausging; und das sagte er auch heimlich zur Alten, die jetzt um den Herd war, behaglich und geschäftig wie immer, sich nur mit kleinen Schritten um sich selber drehend. Man kann sich wirklich gar keinen Vers machen, daß Mathilde es wagte, hier herein zu treten mitten unter die Bauersleute. Nur weil sie daheim gar nicht gewesen war und Ernst's Reden ihre Hoffnung stark gemacht hatten. Aber sie hatte klug gethan, daß sie nicht in's Gemeindehaus gegangen war. Das hätte dann auf ihr gelegen, wie der Schnecke ihr Haus, so auf ihrer Seele, und sie wäre gedrückt und erniedrigt hereingekommen. Jetzt trat sie ein, ganz in voller Kraft und mit einfacher Frische. Das war ihr so gekommen, als sie wieder in sauberer Gewandung draußen vor den Fenstern ge-

standen und das fröhliche Lachen ungestört gehört hatte. Das Lachen war ihr plötzlich wie ein Hohn gekommen, denn die Wochen verrannen.

„Ich muß Klarheit han", hatte sie gedacht. Und sie war einfach gerade auf das Haus zugeschritten, wie Eine, die ein Recht hat, hineinzugehen, und stand nun im Thürrahmen . Der Bauer hielt den Bissen im Munde auf und machte Augen, als wenn ihn ein Wunder anwandelte. Die Trobbel grunzten und platzten gleich aus. Die alte Bäuerin sah zur Thür und drehte sich dann, als wie nicht recht bei sich, zum Tische und sah den Vater an. Und Ernst war auch gleich aufgesprungen und hatte gesagt: „Nee Jeses — wie denn?" und war erschrocken stehen geblieben, als wenn er nicht wissen könnte, was vorging. Denn Mathilde kam langsamen Schrittes, aber mit einer Miene, wie ein Kind fast, das mondwandelt, herein, und sagte nur leise und verhalten fast, und so kindlich lächelnd zu gleicher Zeit: „Guten Abend, Herr Hallmann," daß gewiß kein Auge zu verachten oder zu höhnen den ersten Moment gewagt hätte.

„Guten Abend, Herr Hallmann," sagte sie noch einmal, und blieb, als sie die Erstarrung sah, plötzlich zögernd stehen.

„Hahaha —", Hallmann erholte sich und lachte — nicht laut, rücksichtsvoll und erschrocken fast, und Ernst merkte es und gab jetzt seiner Seele eine Hoffnung, daß er Mathilde die Hand zu reichen wagte und sagte:

„Kumm ock, Mathilde —"

„Hahaha," — lachte Hallmann, ganz wie überrumpelt; und die Mutter spannte ihre Augen ganz hoch und sah dann unter die Bankbretter und hob mit Gekrach nun einen Topf in die Röhre, um nur etwas zu thun zu haben und zu fühlen, daß sie nicht ganz erstarrt wäre.

„Nee Jeses — wer denn," entrang sich endlich ein Wort Hallmann's Munde, wie der Junge versuchte, Mathilde allen Ernstes einen Schemel zum Sitzen anzubieten.

„Hahaha," lachte er lauter — „wer denn — was wird denn — Du — Ernst? Nee, Junge — sag mir ock", sagte er ganz sinnlos und hastig.

„Nee Jeses, Mathilde", sagte jetzt auch Ernst zögernd, wie der den Vater sah.

Mathilde stand grade und einfach und unerschrocken. Sie wußte, daß sie klar werden mußte und rührte sich nicht. Und wie ein kindliches Lachen bat aus ihren Augen zu Ernst, daß er ein Wort reden und Mut haben möchte, wie *sie* ihn gehabt, nun wo sie dastand, unter aller Augen, und die Trodbel von neuem lachen mußten mit dem Alten zusammen, und wie noch gar die alte Bäuerin höhnisch zu lachen sich erholt hatte. „Nee, Vater", sagte die nur. Und es gab noch eine Pause, daß Ernst nicht wußte, wie er sich benehmen sollte, ob er lieber mit Mathilde gleich hinauseilen und sie vor den höhnischen Worten bergen sollte, die jetzt kommen mußten, oder ob er gar zornsprühend auf den Tisch schlagen sollte, wie es eben thatsächlich der Alte that, daß alle Schüsseln plötzlich tanzten.

„Naus," schrie der Bauer. „Naus —" schrie er.

Madel, Du hust Dich wull verlaufen", schrie er. „Ei's Gemeenhaus gehierst De, zu der Heintken gehierste!" Er konnte im Augenblick gar nicht Worte finden.

Ernst sah mit Schrecken, daß er sich erhob.

Mathilde war am Heerde und duckte sich, so fühlte sie es, und ihre ganze Seele lag in ihren Augen, so glänzend war ihre Schmach und Trauer, daß Ernst die Hand aufhob, sie zu schützen und dann plötzlich gegen den Vater ging mit ganz aufgeregter Abwehrmiene.

„Vater," sagte er drohend, wie sich Mathilde bückte. Aber der Alte blieb versteinert stehen und lauerte, wie Mathilde so demütig war, und ihr leise einige Worte kamen, die vom Kinde Hallmann's sprachen.

„Hahaha", schrie der Bauer von neuem. „A Kind hot se — ju ju — vo Dir ees — und von am Buckligen au' ees", schrie er — „die werd noch viele han, wie de Heintken. Vo jedem Strolche eim Graben ees — hahaha."

Die Trobbel lachten. Ernst sah, als wenn er die Augen aufreißen müßte, wie Mathilde plötzlich sich scheu umblickte — wie sie nun hinausrannte, als wenn sie eine Giftschlange in die Hand gebissen, so aufschreiend — nur einmal — und sich im Hause noch einmal besinnend ohne Worte. Und dann auf die Straße hinaus — während Ernst wie gebannt stand — und dann plötzlich wie zu sich kommend und nur in ganz großer, grausamer Sicherheit zurückgehend zum Thürrahmen und hineinsprechend, während noch immer alles drin in Erstarrung war, der Alte den Sohn noch immer

scharf im Auge hielt, was er endlich sagen würde, — hineinsprechend, grausam und mit einem Lächeln, als wenn es nichts begriffe in diesem Leben: „Ju ju — au' a Kind von am Huckigen ha ich — das is wuhr!“ — und dann langsam und klar in ihrem Elend hinausschreitend, hinunter — wo sie im Gemeindehaus eintrat, umringt von der lumpigen Kinderschaar und der alten Heintken, und vom alten Heintke auch mit Handschlag begrüßt — in den rauchigen Schmutz starrte und nur sagte: „Eene Nacht blei' ich bei Euch“. — Und dann schlief unter Schmutz und Lumpen, so schwer — einen ganzen, langen, unbegreiflichen Schlaf, der ihr vollends alle Träume aus der Seele wusch und nichts übrig ließ als Haß.

Viertes Buch.

Neunundzwanzigstes Kapitel.

Mathilde lernt auf seltsame Weise Dominick kennen.

An der Sandbrücke lag eine alte Mühle gegen den Fluß und daran alte, mächtige, verwitterte Speicher. Wenn man aus der Straße einbog in den Mühlhof, standen bretterne Lastwagen, das Pflaster war grob, und man trat in weite Räume ein, in denen es rumpelte und lärmte, und in denen Mehlstaub flog, die Treppen vom Mehlstaube dampften, und weil alles darin alt und verfallen war, krachten und zitterten. Die Wellen schäumten und tosten und erfüllten die Flure mit rauschendem Lärm, und die mächtigen Mühlsteine gingen wirbelnd um und machten alles zittern und beben. Oben im Anbau waren weite Flure und Thür an Thür, wo allerhand Leute wohnten, die nicht reichlicher zahlen konnten, Arbeiter und Arbeiterinnen, und dann auch ein Student, ein junger Mann, der am äußersten Ende des langen Ganges sein Stübchen hatte, und der ein seltsam

braunes, tiefes, leuchtendes Auge besaß, wenn er lachte, der aber immer ernst und eilig lief, in einem ärmlichen Knabenkittel fast, mit beschäftigten Mienen, ein junger Mensch, dem eine braune, straffe Stirnlocke jedesmal niederfiel, wenn er in Gedanken den vergriffenen, kleinen Hut abnahm, um zu grüßen, oder sich den Kopf zu fühlen. Er war arm und ewig beschäftigt hin und her und konnte nur am Abend und in der Nacht einige Ruhe finden. Man sah sein Lämpchen manchmal um drei, vier am Wintermorgen herausscheinen, wenn Leute unten liefen, die das große, schwarze, mächtige Ungeheuer von Mühle mit seinem unsäglichen Gerattere und Gerumpel schon von ferne beim Heimgehen aus der Schänke anstaunten. Max Dominick hieß der Student. Alle im Hause kannten ihn mit Namen, weil er eine selbstgeschriebene Karte an der Thür angeklebt hatte, worauf der Name stand. Aber niemand hatte mit ihm groß gesprochen, man wußte nur, daß er immer sehr eilig war, und daß er sich Tag und Nacht keine Ruhe gönnte, auch wenn er daheim einsam in seinem ärmlichen und engen Stübel bei der Lampe saß.

Es war Dämmerstunde. Auch in einem Stübel, wo drei Betten standen und ein Tisch vor einer Holzbank, und worin Fabrikarbeiterinnen zusammenwohnten. Ein heller Frauenkopf am Fenster hob sich gegen das Licht des Abends ab, das in den hastenden Wellen des Flusses glänzte. Unten in der Flut zogen dunkle Lastkähne schon mit kleinen, bunten Laternenlichtern langsam aus der Ferne, die in Nebel und Dämmer lag, heran, rätselhaft, hastig bedient von einer fast

unsichtbaren Bemannung. Es war alles in's Unbestimmte und Schemenhafte eingesunken, und nur die Kuppeln und Türme hoben sich silbergrau und goldumsäumt aus Dämmer und Nebel. Die Frau am Fenster saß in Träume versunken, die der Sonne nachgingen, deren Glut in den Dünsten der Erde langsam erlosch. Die Hände an einer Nähterei im Schoße, die rührten sich nicht. Der Blick glitt hinaus über die Wellen, die sich silbern hindehnten, und auf denen die dunklen Fahrzeuge sich kaum fühlbar näherten, als könnten sie nicht recht von der Stelle. Es war laut im Hause. Man hörte Arbeiter lachend den Flur lang kommen und ihre Thüren schlagen, und dann drang, ewig dumpf, mit leisem Erzittern, Tag und Nacht das Rumpeln der Mühle. Aus dem Dunkel, das nun hereingesunken, klang eine Frauenstimme, die offenbar in einer Nebenkammer beschäftigt war. Man hörte es an dem Tone der Rede, die innerlich unterbrochen klang und nur sozusagen in den Pausen einer sorglichen Hantierung neu einsetzte:

„Ich begreif Dich nee“ — klang es frisch und frech herein.

Die am Fenster rührte sich nicht. Sie hörte nicht.

„Ich begreif Dich weeß Gott nee“, rief es wieder, und man spürte, daß es eine Junge war, die sich in ihrer Beschäftigung nicht stören ließ. Sie stand drin vor einem Spiegel, obgleich es ganz dunkel war, und knöpfte ihre Halskrause, und so im Zarten, Schemenhaften sah sie im Spiegel ihr junges Gesicht an, daß, wer nicht Augen wie

eine Eule oder wie ein Uhu hatte, wirklich nichts erkennen konnte. Aber sie hatte es im Gefühl, wohin Knöpfchen und Haken am Feierkleide gehörten — und dann auch die kleinen Kämmchen im Haar, und wie die braunen Locken liegen müßten, die sie sich sorgfältig an die Stirn preßte. Es war ein Abend vor Feiertag, und Toni wollte ausgehen.

„Du hust gar kee bissel Lebensmut", sagte lässig Toni wieder und kam in die Stube, um in einem Schranke zu kramen. Ein gleichgültiges Lachen kam flüchtig vom Fenster, das nicht wie Schwäche klang, nur hart und verächtlich.

„Ewig derheeme sitzen und Kinderkleeder nähen hot au' keenen Zweck."

„Ich muß doch au' noch zum Jungen", sagte jetzt die am Fenster gänzlich gleichmütig, ohne ihre Stellung zu ändern, mit dem Blick in die einsinkende Nacht und die über Dunst und Wellen aufblitzenden Sterne. „Wenn ich mit dem Gelumpe nie fertig wer', gih ich erscht morne", setzte sie hinzu, indem sie wie erwacht ihre Nähterei neu ergriff und aufstand. Die Junge begann Licht zu machen. Ein kleiner Schein fiel auf die am Fenster, die gramvoll und versonnen, immer von neuem erstarrte. Gram hatte ihren Ausdruck groß gemacht und streng — ob sie gleich einfach und schlicht erschien. Es war noch immer Mathilde — jung sah sie noch aus — kräftig und schlank — ein wenig verwahrlost in der Haltung und im Kleide — sie hatte eine alte Kattunjacke angelegt, und saß im Unterrock; weil sie für sich und das

Kind sorgen mußte, mußte sie sparen. Sie stand und sann — wie in Sehnsucht emporgereckt erschien ihr Kopf mit dem Blick in die Nachtdämmer und die treibenden Wellen. Gram klang im lässigen Ton und Verachtung und ein halbes Sichdreingeben —; „Wenn ich heut ni fertig wer', gih ich morne", sagte sie langsam, zögernd die Füße vom Tritt setzend, und sah Toni an, die zum Tische kam:

„Steck mir amol de Brosche vir", sagte Toni und stellte sich in Positur, daß Mathilde sich gleich an die Mühe machte und es ihr nach einigen vergeblichen Versuchen mit der derben Arbeitshand auch bald gelungen war. Und Toni hatte sie dabei ganz nahe angeblickt.

„Wenn Du wüßtest, wie tolle Simoneit uf Dich is," sagte sie stillhaltend, indem sie die hellen Augen Mathildes im Geheimen anstaunte, die fast feucht waren, und groß und treu aussahen, und die rosige Gesichtshaut, die zart geworden war in den Zeiten, wo Mathilde am Kummer trug. Aber Mathilde war nicht weich geworden. Gar nicht.

„Kumm mite, Mathilde," sagte noch einmal die Braune vergnügt, wie sie endlich wieder frei dastand und sich um und um wandte, daß Mathilde sie von allen Seiten prüfen konnte. „Kumm ock mite!"

„Wirst zerknillt heemkummen," lachte Mathilde verächtlich und gab sonst keine Antwort.

„Giht de Frisur?" fragte Toni geschäftig.

„Ja ja — freilich — 's is alles gut," sagte Mathilde gelangweilt, „o mein Gott Du Du, mach ock endlich, daß Ruhe wird, 's is mir zuwider."

Und die kleine, nichtige Toni lachte, ehe sie hinaushuschte, und begriff schon aus Hast gar nichts, kam noch einmal zurück in Aufregung, flüchtig und geschäftig mit ihrem spitzen Kinn und ihrer kleinen spitzen Nase im engen Gesichtchen, das nur pfiffige Mäuseaugen hatte, nichtsnutzige, bewegliche, die schnell nach allen Seiten gingen, und die sie auch schnell auf ein Paar nicht mehr ganz reine Zwirnhandschuhe warf, um derer Willen sie zurückkam, um dann endlich ganz wegzuhuschen . . . .

Mathilde war jetzt allein. Es war ihr angenehm, allein zu sein, seitdem sie wieder mit allerlei Leuten leben mußte, weil ein Stübel allein für sie nicht zu erschwingen war. Mädchen aus der Fabrik, mit denen sie arbeitete, wohnten mit ihr. Ein alter Rauchfang von Wohnung war's, nicht so schlimm wie im Gemeindehaus. Aber die Wände kahl ohne Schmuck, auch nur den kleinsten. Nicht eine Blume gemalt an Decke oder Wand, kahl und grau. Und die Betten und das Gerümpel dürftig und verbraucht. Was kümmerte das Mathilde. Sie war jetzt froh, daß sie allein war. Sie war ein Arbeitstier, das sich einmal seiner Ruhe freute. Zum Jungen lief sie oft. Wenn sie aus der Fabrik kam — fast jedesmal. Dann spielte sie stumm mit ihm, oft versonnen, wenn sie sah, wie er heranwuchs, einer aus Hallmann's Leben, der aus tausend zerbrochenen Hoffnungen ein einziges Lebendiges zurückgeblieben. Im ganzen resolut und bestimmt, denn sie mußte die Zeit wahrnehmen, wenn sie ihn und sich in Ordnung halten sollte. Uebrigens war es lange her, seit sie oben in den Bergen

gewesen und in Hallmanns Gut Schmach und Schimpf erfahren hatte. In der Zeit hatte sie manches im Geheimen durchgemacht. Einmal hatte sie auch vor Salecks Thür gestanden — seltsam, — als wenn sie nicht ihre Absicht, sondern ein dunkler Zufall hingeführt, so erkannte sie auf einmal, wo sie war; sie hatte sich nach dem ersten Kinde gesehnt. Denn in der ersten Zeit nach den Tagen in der Heimat hatte sie fast überall eine stille Angst erfüllt und ihr nirgends Ruhe gelassen. In dieser dunklen Inbrunst war sie auch vor Salecks Thür geraten. Und sie hatte gestanden und heimlich lange emporgestarrt — aber dann war sie, wie gescheucht aus allerlei Visionen, die ihr aufwachten, ebenso plötzlich weggeschlichen, daß sie jetzt niemals mehr auf den Gedanken kam. Er mochte es haben — das Kind — dachte sie — und sie wußte auch, weswegen. Längst war alles still, und sie hatte sich ganz zurechtgefunden. Sie rückte ihre kleine Rauchlampe an den Tisch und setzte ihre Näharbeit am Kinderröckchen fort. Es war völlig ruhig geworden im Hause, nachdem auch die Arbeiter lachend und schwatzend mit schweren Tritten in den hölzernen Korridoren entlang und in's Freie getreten waren, sodaß sie ihre Tritte auf den Treppen und unten auf dem steingepflasterten Mühlhof noch eine Weile verfolgt hatte. Noch ein Trupp — und ein paar Einzelne, die ruhig sprachen — und dann klang nur dumpf, indem von Zeit zu Zeit ein Zittern den Boden ergriff und ihre Lampe fein klirren machte, die Mühle wieder von den Wellen, die über das Rad schäumten, und von den Kolossen

von Mühlsteinen, die die klappernden Riemen in wirbeliger Hast umrissen. Sonst war alles still .....

Mathilde mochte lange gesessen haben, als sie Geräusche im Hausflur hörte und das Gehen einer Thür. Es hatte sie erschrocken. Sie dachte, sie wäre allein und mußte sich außerdem besinnen, wie es um sie wäre, weil die Gedanken sie in unaufhaltsamer Flucht durch ein ganzes Leben voll Hoffnung und Aufregung hindurchgeführt hatten. Wie sie die leisen Schritte hörte, war sie gar nicht bei sich. Sie hatte ihre Nähterei aus der Hand gleiten lassen und richtete sich auf. Wahrhaftig — es mußte doch jemand zu Hause sein. Sie gab sich alle Mühe, gleich dahinter zu kommen. Leise Tritte schienen es zu sein, die den Flur lang tasteten — und dann und wann stehen blieben. Wie, wenn jemand auf Zehen schritte, und Geräusche vermiede, um zu horchen. Und die Thür war gegangen. Der Student — dachte Mathilde — der in Schlafschuhen in den Hof geht. Sie horchte noch einmal und gab sich zufrieden. — Ja nun! -- nein — noch immer! Die Fußbretter knackten und es schien vor der Thüre still zu stehn. Sie war aufgesprungen und war an ihre Thür getreten. Sogar den Riegel riß sie plötzlich vor — in einer unbestimmten Angst, die ihr sonst nicht eigen war, und über die sie auch sofort lachen mußte, während sie die Thür wieder frei machte und mit der Lampe in der Hand gleich darnach öffnete. „O mein Gott", sagte sie, als sie den jungen Dominick sofort erkannte, der vor ihrer Thüre gestanden und

gelauscht haben mußte. „O mein Gott", sagte sie und sah ganz erschrocken aus.

„Entschuldigen Sie, Fräulein Mathilde", sagte er zutraulich und nicht ohne einen Ton von resignierender Sicherheit.

„Nee — aber — Herr Dominick, einen Menschen so zu erschrecken," sagte sie und mußte unwillkürlich lachen.

„Entschuldigen Sie nur," sagte er, „ich wollte nur wissen, ob Sie allein wären." Er war ein wenig verlegen, aber ziemlich ruhig doch — und sah Mathilde mit einem Zuge von Unwitschheit in die Augen, daß Mathilde gleich ernst war.

„Es ist niemand zu Hause außer mir. Wenn Sie es wünschen, können Sie eintreten." Dominick trat ein, während Mathilde die Lampe zögernd auf den Tisch brachte.

„Ich dachte, Sie säßen heute auch allein" sagte er, „und ich wollte Gesellschaft haben. Ich sehe, Sie sind abends immer zu Hause."

„Mein Gott," sagte Mathilde, als wenn sie plötzlich ein Gram ergriffe, und sah nun Dominick nicht an, nur wieder auf ihre Nähterei, die sie ruhig von dem Tische aufnahm, um achtlos zu arbeiten. Sie kannte ja Dominick. Er schien ihr plötzlich ganz bekannt. Geredet hatte sie nie mit ihm. Aber sein Licht hatte sie hundertmal blinken sehen. Manchmal noch früh am Morgen und manchmal spät am Abend — und jetzt wußte sie auch, daß er einsam saß im engen Stübel wie sie, und daß er nicht viel hoffte — so schien es ihr plötzlich aus seinen Worten.

Er stand in Schlafschuhen vor ihr. Den braunen Kittel, den er immer trug, wenn er draußen oder drinnen ihr begegnete, ob es Sonntag oder Woche war. Immer denselben Kittel, der an Rücken und Aermel abgewetzt und verschabt war, immer den braunen Haarsträhn, flüchtig und scheu schien er — und sein feines, braunes Auge voll Güte — und wenn es einmal aufleuchtete, auch voll sicheren, frohen Begehrens — so saß jetzt Dominick an Mathilde's Tische und schien unbestimmt bewegt, tastend und voll rücksichtslosen Unmuts: „Was sollte ich thun," sagte er. „Ich wollte ein Menschengesicht sehen — und da dachte ich an Sie." Aber ehe Mathilde ihn angesehen, und indem sie ihre Stichelei in den Schooß niederlegend ein Wort erwidern wollte — ein seltsames Erstaunen und Prüfen, wie es sie noch immer erfüllte — hatte er längst Lust gehabt, weiter zu reden, weil sie zudem still und gütig und vertraulich schien.

„Wissen Sie," sagte er, „wer mir den Mut gab, zu Ihnen zu kommen? Hahahaha — weil Sie auch Leiden haben — nicht? Sie haben irgend etwas — nicht? Jedesmal, wenn ich Sie sah, dachte ich mir, daß Sie stumm litten."

Mathilde waren seine Worte unangenehm, weil sie eine Wunde aufwühlten. Dominick sah sie an und lachte beinah höhnisch.

„Seien Sie nicht böse," sagte er, „ich werde nicht lange bleiben. Aber sehen Sie, deshalb mußte ich einmal kommen, weil ich Sie daran erkannte."

Mathilde sann und ihr Unmut schwand, wie sie ihre hellen Augen, die fast feucht waren, lange auf ihm ruhen ließ: „O mein Gott", sagte sie, „ja ja". — „Ach lassen wir die Leiden", sagte sie plötzlich, als wenn sie jetzt alles Mögliche verscheuchen wollte, was sich dunkel um sie legte, lachte hell auf und nahm einen überlegenen Ausdruck an: „Sind Sie nicht Student?" fragte sie bestimmt.

„Gewiß — gewiß ich studiere und suche mir noch immer Trost in der Gottesgelahrtheit — nur finde ich ihn nicht —"

„O mein Gott, wie nannten Sie es?" —

„Gottesgelahrtheit!"

„Gottesgelahrtheit — wie das klingt —". Mathilde hatte nie im Leben davon gehört. Es kam ihr groß und unheimlich vor. „Gottesgelahrtheit — Tag und Nacht solche Mühen—", sagte sie.

„Ja ja, ich suche immer — und suche —."

„Wo suchen Sie denn? —"

„In Büchern — — übrigens lassen wir das." Mathilde hatte gar nicht mehr gehört.

„Und Sie wollen mir Gesellschaft leisten?" rief sie lachend. — „O Gott! o Gott! — ich bin einsam — und still für mich — ich bin nicht viel" — sagte sie und ein Kummer lag lange in ihren Augen, wie sie von neuem niedersah. „Man ist nichts," sagte sie hart, „ein Fabrikmädel bin ich."

Dominick war aufgestanden und hatte sich ohne Rücksicht in der Stube umgesehen.

„Wenn ich den Tag meine zehn, zwölf Stunden

unten in der Fabrik gewesen, muß ich daheim nähen und flicken, sonst verwahrlost man auch am Leibe." Sie sah nach Dominick hinüber, der in der Stube hinzögerte und jetzt auf ihre Arbeit niederblickte.

„Ich bin auch ein elendes Vieh," sagte er plötzlich ebenso hart, daß ihn Mathilde erstaunt ansah, „aber wenn ich nicht viel zu fressen hab', lese ich. Mein Vater ist nämlich ein elender Gutsinspektor, muß irgend einem Großen die Kartoffeln gar und das Vieh fett machen und hat zahllose Schar Kinder, nun ist er voll Haß gegen alles, auch gegen uns, und giebt mir nichts. So muß ich mir alleine durchhelfen und möchte leben."

„O Gott, Gott", seufzte Mathilde.

„Aber ich lese Bücher, das amüsiert mich. Und außerdem — wie alt sind Sie denn eigentlich? — Sie heißen doch Mathilde, nicht?"

„Alt genug — und noch immer nicht klug geworden. Unsereins muß sich in Verachtung totschinden, wie eine Maschine — wie alt?" — lachte sie — „das sagt man nicht gern — nun — über vierundzwanzig."

„Ich bin auch dreiundzwanzig", — sagte er gleichgültig. —

„Und meinen Namen kennen Sie auch?" fragte sie neugierig.

„Ja — weil ich immer schon in Gedanken bei Ihnen war — ehe ich mich hereinwagte. Also — jetzt bin ich doch wenigstens da — und das freut mich — ich sehe Sie gern an

— Sie tragen auch eine Last? — nicht? Es ist auch außerdem sehr angenehm, einmal ein lebendiges Frauenzimmer vor sich zu haben, wenn man immer nur die Bücher und die Gottesgelahrtheiten vor sich hat, nicht?“ lachte er finster. Und er begann hastig fortzureden, daß Mathilde ihm gespannt zuhörte und ihn anstaunte.

„Soll ich Ihnen manchmal etwas lesen kommen — oder Sie zu mir?“ — sagte er plötzlich. „Ich habe jetzt tolle Sachen, die einem erst das Leben ganz aufthun“, erklärte er lebendig und mit einem lichteren Schein. Wie eine helle Geistflamme zuckte im Auge:

„Wissen Sie — einstweilen habe ich all den gelehrten Praßt hingeworfen. Ich lese Romane — hahaha — wie das Leben so ist. Ein Dummkopf ist man — ein Lastträger — ein verkümmertes Menschenvieh — die Welt müßte ja ganz anders aussehen, wenn man nur immer kühn zugriffe — und sich nicht unterkriegen ließ. Ich werde Ihnen da einmal einen Roman lesen — dieses Volk — nun freilich — die Sache hatte auch ein Ende — wie der Schwefel und die Asche niederfielen, war's zu Ende. Haben Sie einmal was von Pompeji gehört? Es ist ja alles nur flüchtig in der Welt — aber man muß doch wenigstens etwas vom Leben mitnehmen. — Hier, sehen Sie — Ihr blondes Haar, — herrlich — auf einmal erkenn ich es — das reine Gold ist es — ein Wunder — Gott hat es gemacht und die Theologen verachten es. Sind Sie mir böse, wenn ich es einmal anfühle? Nie im Leben

habe ich ein Frauenhaar angefühlt. O — und es ist weich und fein —"

„Nicht doch", sagte Mathilde, fast errötend — und wehrte ihm doch nicht.

„Und Ihr Kopf — groß im Raume — wie nur einer und keiner weiter so wesenhaft — so mächtig — so traurig. Warum sind Sie traurig?"

„Ich bin nicht traurig," sagte Mathilde scheu und sah in's Weite.

„Und ich sage Ihnen, wenn ich oft zu Ihnen komme, werden Sie nicht einsam sein."

„Ich habe viel Arbeit, immer, das ist gut", sagte Mathilde zögernd, „und meine Gedanken kommen und gehen und kümmern niemand in der Welt, das ist auch gut."

„Und dann werde ich mit Ihnen vertraulich sein und Ihnen sagen und zeigen, wie man leben muß." Er war ganz lebendig in ihren Anblick versunken und seine Augen leuchteten unter der Strenge und Bestimmtheit, so sah er sie an. „Haben Sie nicht den Wunsch, mit jemand vertraulich zu sein? — Wie ich?"

„Nein," sagte Mathilde kühl, „da muß man vorsichtig sein. Vertrauen ist selten. Jeder ist ein Tier. — Es gibt wenige, die es geben dürfen und nehmen. — O mein Gott."

„O mein Gott," wiederholte er, fast auch wieder ratlos, „aber ich kam doch zu Ihnen."

„Ja ja", sagte sie ganz verträumt. „Es ist gut. Bleiben

Sie nur. Sie stören mich nicht." So ging der Abend hin — stumm und still — im Flüsterton fast. Dominick sann und dachte „nun bin ich nicht allein" — nahm auch Mathilde's heiße Hand, derweil er kühl und gleichgültig, fast verächtlich und grausam that, und es ihn nur erstaunte, daß er eine Frauenhand hielt — und er sprach oft in Haß und oft in Güte, daß seine Augen flammten von einer Geistfreude. Und Mathilde saß da — ein wirklicher Frauenkopf im Lampenscheine, mit Augen, in Gram und in Zögern —: und im Raume ging eine seltsame Heimlichkeit um, daß Stunde um Stunde verrann, unbestimmt, ziellos, ohne Wunsch und Begehren, bis längst Mitternacht vorüber war, und der Wächter unten im Mühlhofe die Stunde pfiff. Da besann sich endlich Mathilde.

„S is Zeit," sagte sie, „'s geht zum Morgen."

„O," sagte er hart, „warum wecken Sie mich? Mir war so wohl in dieser Minute" — und er sah Mathilde an, erstaunt wie im Anfang.

„Sie müssen jetzt gehen", sagte sie.

„Darf ich wiederkommen," fragte er hastig, fast inbrünstig.

Mathilde zögerte.

„Sind Sie mir böse, daß ich kam," fragte er hastig.

„O", sagte sie, „nicht, wenn Sie gut sind."

Und er riß unversehens ihre Hand an sich, die er küßte.

„Wir passen zu einander," sagte sie lächelnd, „um uns zu trösten. Wir haben beide verloren."

„Nein, nein — nicht Gram“, flammte es plötzlich in ihm. „Sehen Sie, wenn ich jetzt kommen darf, werden Sie es auch hören, wie es in der Welt steht, und wie man leben muß.“ Und er wollte neu, lebendig und eindringlich reden, aber dann sah er, daß Mathilde müde vor ihm stand, tief müde vom Nagen der Gedanken, daß sie dastand mit ausgehöhlten Augen, und ihr Gesicht mager und bleich und fast verworren schien. Da ergriff er rasch ihre Hand, drückte sie sinnlos und eilte versunken hinaus.

Dreißigstes Kapitel.

Im Cirkus.

Wie Mathilde einmal wieder aus der Fabrik kam, fand sie Dominick in der Nähe des Thores. Es war ihr fast unangenehm: „Kommen Sie nicht hierher," sagte sie. „Die Männer hier hassen Alle, die nicht hereingehören, und es könnte Ihnen einmal peinlich sein." Aber sie ging ruhig mit ihm; und sie sahen zusammen auch einen Auflauf, an dem Dominick schnell vorbei wollte, der aber Mathildens Neugier erregte. Ein altes Pferd war auf der Straße gefallen. Man brachte einen Schinderkarren, um es aufzuladen und fortzuschaffen: „Eine Qual", sagte Mathilde und ging an den Pferdekopf heran, der mit ganz gläsernen Augen sich empor richtend am Trottoirstein sinnlos herumleckte, alle die neugierigen Menschen rings rätselhaft verworren anstarrte, und streichelte ihn.

„O, wie die Kreatur sich quält — pfui Teufel — das müßte Gott sehen," lachte Dominick höhnisch, daß

Mathilde plötzlich ihre Hand losließ, und ihn anstaunte einen Augenblick. Sie hatte ihn fragen wollen, was er meinte. Aber man hatte dem Pferde die Beine mit Stricken gebunden und zog nun mit Leibeskräften das arme Tier auf ein Brett, daß es ein paarmal stöhnte und mit dem Halse schlug, und das nahm so die Spannung aller in Anspruch, daß niemand ein Wort zu sagen wagte, und nur die Arbeitsrufe der acht Männer, die die schwere Arbeit thaten, laut hörbar wurden.

Dann gingen sie weiter, weil der Karren sogleich mit dumpfem Gerumpel wegfuhr.

„Pfui Teufel," sagte Dominick, „das ist ein Leben. Das müßte Gott sehen, solch' elendes Erdenvieh."

Mathilde hatte fast Thränen in den Augen, so stand noch immer der nach Hülfe sich sprachlos umblickende Kopf des alten Braunen vor ihr, der wohl eben hatte merken müssen, daß mit zerbrochenen Gliedern kein Leben ist.

Wie sie heimkamen, wollte Mathilde in ihr Zimmer, aber Dominick bat sie, sie sollte zu ihm kommen. „Nee", sagte sie, „es ist Arbeitstag, ich bin müde." Dominick quälte.

„Nee", sagte sie, „ich komme nich, vielleicht uf a Feiertag," und sie reichte ihm nicht einmal die Hand, sondern ging und sagte nur noch einmal: „Am Feiertag eher — da könnt 's gehn." — Dominick ging in seine Stube und zündete die Lampe. Er war enttäuscht und konnte sich nicht gleich beruhigen. Dann nahm er den Grafen de Monte Christo, denn statt der Theologie las er jetzt mit Leidenschaft Dumas. Er hatte schon vielemale den Gedanken

gehabt, Mathilde könnte doch kommen. Er horchte und dachte mit Unmut an sie. Er war in einer ganz verachtenden Stimmung. Ihn reizte es auch, daß er das Pferd auf der Straße gesehen. „Das sollte ein guter Gott sehen — mein Himmel!“ wiederholte er, wobei er an Mathilde's mitleidige Augen dachte, und war zum Hohn aufgelegt und ließ das Buch im Lampenschimmer liegen und ging im Zimmer auf und ab und lachte. Und dann horchte er, weil er sich mehr als je nach Menschen sehnte. Er dachte quälend an Mathilde. „Sie liest gar nicht“, murrte er und sah auf sein Buch nieder. „Das würd ihr auch gefallen. Das ist die Welt, die man kennen muß. So passiert es, wenn man Mut hat und nicht immer nur Skrupel. Ein Vieh, was schließlich umkommt, ist man doch“, murmelte er noch einmal und sank dann ein und las bis zum grauen Morgen.

Dominick hatte sich seine Stundengelder zurückgelegt, so gut es ging. Er aß nicht viel. Er trank auch nicht. Nur das Rauchen, das er kaum kannte, begann ihm seit einigen Wochen Vergnügen zu machen. Es war gekommen, seit er plötzlich dumm fand, Bücher zu lesen, die von Kirche und Staat und Gesetzen, und nicht von Menschen handelten, seit er auf die Romane verfallen, wo immer Leute rauchten und fein ihren Tabaksqualm ausspannen und Gedanken hinein. Die Stunden am Tage gab er, aber er war dabei lustiger; ganz verwandelt; leuchtend seine braunen Augen und ausgelassen und leicht höhnisch. Und nachts saß er über dem Grafen de Monte Christo

und las — und las ihn wieder, und fand Gefallen, daß es sich um Menschen drehte, die ein Leben führten.

Wie der Sonnabend heran war, lief er wieder Mathilde abholen.

„Ich bringe Ihnen etwas," sagte er. Die Männer, die an ihnen vorbeischritten, sahen ihn groß an, und Mathilde war es aufrichtig unangenehm. Aber sie sagte nichts. Sie hastete nur und war froh, wie sie allein waren.

„Sie sollten nich kommen, wenn Sie mich nur ein wenig bedächten," sagte sie ganz spröde.

„Sehen Sie einmal," sagte er ganz strahlend. „Hier!"

„Was denn? nee, ach Gott, was soll denn das?"

„Wissen Sie es nicht? Wollen Sie nicht mit?" fragte er. „O, ein ganz unglaubliches Vergnügen. Was man nie sieht, sieht man da. Eine ganz andere Welt wie eine Fabrik, wissen Sie. Ich habe ja gar nicht so etwas gekannt. Nun kam ich vorüber, wie alles hineinströmte und ging auch hinein. Hihi, das ist was! Da reißt man die Augen auf — o nein — ich gehe nun schon das dritte Mal hinein."

„Daß Sie aber das Geld nicht reut", sagte Mathilde fast schüchtern, weil es ihr jetzt auch verlockend dünkte.

„Was sagen Sie?"

„Ach nee, nee", sagte Mathilde, „'s es besser, man bleibt daheeme und denkt an so was nich."

„I! wenn Sie es nur einmal gesehen haben, können Sie sich gar nicht mehr trennen — so ist es Licht überall — und Frauen — ich sage Ihnen, in Gewändern aus Gold kommen Hunderte auf einmal.

Alles in Glanz und Pracht und keine Arbeit, kein Zwang. Wissen Sie, ich kenne schon einige bei Namen und freue mich schon immer einen ganzen Tag, wenn die Briske — Briske heißt eine — eine, die immer ihren braunen, lachenden Mädchenkopf an den Pferdehals preßt und dann in die Tiefe sprengt, als flöge sie, jauchzend — lachend — nein — es ist zum Rasendwerden."

Und Mathilde war schon ganz warm geworden beim Zuhören.

„Soll ich wirklich mit?" sagte sie nur.

„Nun also, doch das Billet hier, ich habe es doch für Sie gekauft," sagte Dominick ganz stolz.

„Ja, müssen Sie denn nicht Ihr Geld auch sauer verdienen?" sagte sie ohne rechte Freude.

„Gewiß — nun freilich — aber, wozu soll ich es denn auch aufheben — jetzt lebe ich einmal davon, damit ich es endlich fühle, und wenn Sie gar neben mir sitzen — wissen Sie, es ist mir ein Geheimnis. Es kommt mir ganz so vor, als ob ich dann sogar mit Ihrer Seele auch fühlte, wenn ich weiß, daß Sie neben mir sitzen und es auch sehen werden. Und es war in Beide plötzlich eine Aufregung hineingekommen, daß sie gar nicht mehr langsam gehen konnten. Als wenn sie zu einem Feste liefen, das sie nicht verpassen dürften. Und sie vergaßen auch alles. Mathilde vergaß ihren Jungen, ob es gleich Sonnabend war — und lief — und gab auch Dominick zutraulich die Hand, ehe sie schnell noch in ihre Stube lief, um sich ein wenig rein zu machen und her-

zurichten. Und dann eilten sie zusammen durch die Straßen, ganz erfüllt von dem, was sie sehen sollten; und was Dominick noch immer lebhaft und rege zu erzählen und zu schildern suchte, so seltsam kindlich und begeistert, als wenn er Feenwunder und Götterspiele gesehen, daß Mathilde ganz nur wieder Auge und Erwarten und Ersehnen war — was nun käme. Wie sie eintraten, sah sich Mathilde scheu um, hielt Dominick am Arm, der schon bekannt war. Er war auch ein wenig feierlich. Er sprach leise, trotzdem um sie ein tolles Getümmel von Menschen war. Leute drängten sich. Am Eingange standen Männer in feinen Livreen, die Mathilde anstaunte. Sie dachte an den Portier und wollte fast ehrerbietig grüßen. Nach Pferden roch es und Sägespähne lagen auf den Treppen. Und unten im Umgang, in den man sie wies, lag Stroh herum und bretterne Triumphwagen standen mit großen Plauen bedeckt in Nischen. Mathilde ging an alledem nur langsam vorbei und ängstlich, daß Dominick sie zur Eile antrieb und am Arme ein wenig vorwärts riß. O solch' eine Erwartung!

„Oben", sagte er ihr über einige Menschenköpfe hinweg, „wir müssen nach oben." Mathilde stieg in Zagen an Dominicks Hand die Treppen empor. Dann traten sie ein. Es kam wie eine Weihe — nein — ich glaube — man hörte aus Mathildes Munde einen kleinen Schrei. „Nee aber," sagte sie geblendet.

Dominick sah sie an und sagte gar nichts. Er empfand mit ihr und war ganz stolz. Er führte sie ja ein. Ganz

überlegen gab er ihr den Platz an, während sie ihren Blick nicht von dem unermeßlich dünkenden Raume und der Menschenmenge wandte, die von unten nach oben emporgebaut, zu Tausenden drängte und wirbelte. Und die Musik machte einen Lärm in den Lärm und das Rauschen und Wirbeln hinein. Es schien Mathilde das Bild ganz zauberhaft, daß sie einigemale Dominick ansah, nur kindlich lächelnd, ohne ein Wort zu finden. Dann begann es auch gleich. Dominick lachte die ganze Zeit über's ganze Gesicht. Seine Augen verschlangen die springende Balleteuse, die auf dem gleichmäßig wie ein Wiegenpferd galoppierenden Schimmel durch Reifen hoppte und nach allen Seiten mit gesuchter Anmut Geschrei und Klatschen erwiderte, wenn die Musik eine kleine Pause machte. Mathilde war ordentlich ängstlich. „O Jesses nee, a su zu springen," sagte sie nur, und verfolgte fast mit offenem Munde jede Bewegung, und sogar die feinen Verbeugungen machte sie ein wenig mit und lachte fast verlegen. Es ging wie im Rausch, eines nach dem andern. Daß Mathilde Dominick am Arm riß, wie der Jokey auf dem ungesattelten Pferde in die Luft sprang und gar auch einmal daneben. Sie riß Dominick am Arme und dann, wie ihm nichts passiert war, lachte sie hell auf und fing auch an, mitzuklatschen, so war sie in Aufregung.

„Potzwetter, nee! — der kann's," sagte sie hastig. Und sie waren ein Sehen, wie nun gar die Jagd kam, wo Wild und unheimliche Tiere über ein ganz plötzlich inmitten des Raumes erbautes Gebirge heranflohen und hetzten, — und gar hinterdrein die Jäger zu Pferde

hinauf- und hinabrasend und stürzend und schreiend: „hei, hei!" die Männer — junge, sichere, strahlende — und auch junge Mädchen fliegend wie Amazonen und schreiend: „Hei, hei, hei!"

„Hei", sagte unterdückt auch Mathilde, die schon ganz ihre Stirn zusammenzog, um sicher zu sein, ob es auch wahr wäre alles — und wie im Schmerz fast aufmerkte und hinstarrte, daß sie ganz bleich war, nichts sah und hörte sonst, und endlich ganz den Atem verlor, wie die Tollste emporkam. — „Fräulein Helene Briske" — sagte Dominick strahlend, „Donnerhagel!" Sie stürzte sich auf einem Springpferde, fast plötzlich in der Luft erscheinend, mit kosigem Neigen des lustigen Köpfchens bis an den Pferdehals, in die Arena und war immer wieder da und fort wie ein Vogel. —

Mathilde schöpfte endlich Atem, als sie hinaustraten, — spät abends, als sie noch wirbelig in die Stille der Nacht sahen, und kein Wort sprachen; sie kaum wußte, wo sie war, nur ganz betrunken und erfüllt, und kaum wußte, was sie that, wie sie sich an Dominick fest anschmiegte, ohne ein Wort, nur dann und wann noch einmal leis auflachend. Im Hause erst machte sich Mathilde plötzlich entschlossen von Dominick los, kam zu sich, sagte, daß sie sehr müde wäre. Und auch, wie er noch dastand, unschlüssig und nicht ganz erweckt aus dem Taumel, wohl gar unzufrieden — sah es Mathilde kaum, nahm, innerlich neu versunken in allerlei Bilder, fast scheu Abschied, und Dominick lief wieder auf die Straße.

Einunddreißigstes Kapitel.

Dominick's Irrgänge.

Dominick war so aufgeregt, daß er noch eine Weile durch die Straßen lief. Es war kalt und zugig. Er hatte den Rockkragen aufgeschlagen und die Hände in die Taschen gesteckt. Aber er merkte kaum, daß er fror. Es war ein unbestimmter Aerger in ihm, daß ihn Mathilde verlassen hatte. „Warum?“ dachte er. „Warum ist sie so fein, sie konnte zu mir kommen“, dachte er. Dann kamen ihm andere Gedanken, und er sah immer noch die Briske. „Toll“, sagte er vor sich hin und lachte. „Das ist eine!“ „Ja“, sagte er, „das ist eine, die Gott nur für die Grafen und Fürsten gemacht hat. — Himmel!“ — und er kam in eine Straße, wo noch eine Laterne im Hausflur brannte. Er dachte, hier könnte er was trinken. Eine Bierschänke. Frauenzimmer bedienten drin. Eine war blond. „Wie ein unschuldiges Kind — hahaha! — ach die alle! das muß man wissen! — Die sind alle sehend —

hahaha!" Er saß lange ganz versunken vor seinem Bierglase und sah nur wie erwachend dann und wann auf. Es schienen sich einige junge Kerle lustig zu machen über ihn. In einer Ecke saßen Leute, die viele Biergläser vor sich hatten und laut zu ihm herüber lachten. Und er starrte sie lange, weil er es merkte, absichtlich an, daß sie verstummten, weil seine Augen unheimlich brannten. Dann ging er, weil ihm plötzlich die Lage gemein erschien. Aber wie er die Glasthür zugeworfen hatte, kam ihm ein Mädchen nach, das ihn angriff. Er blieb stehen.

„Geh mit, Bübchen," sagte sie schüchtern.

„Wohin?"

„Du! Weißt Du nicht?" sagte sie fast drollig.

„Wohin?" — sagte er schroff. —

„Bist Du ein Grober!"

„I nein," sagte er freundlich —

„So jung und so ein Grober," sagte sie fast schmollend, weil sie die Wirkung ihrer Worte sah.

Dominick sah sie sinnlich an und überlegte.

„Was sinnst Du — wenn ich Dich liebe, Bübchen," sagte sie heimlich.

Dominick lachte.

„Verflucht," sagte er für sich — „ich soll mit Dir gehen?" und er starrte sie noch immer an.

„Besinn Dich nicht", sagte sie. —

„Was willst Du haben?" sagte er hastig und starrte nieder. —

„Verflucht," sagte er noch einmal für sich.

„Nicht viel,“ sagte sie zärtlich und umfaßte seinen Hals, da die Straße leer war. „Weil ich Dich liebe, Bübchen, komm!“ Und sie gingen nun Arm in Arm und verschwanden in eine Seitengasse, wo ein Nachtwächter mit Spieß und Horn patrouillierte, der ihnen lange nachsah.

Zweiunddreißigstes Kapitel.

Mathilde's Kind stirbt.

Am großen Thor, das der grobe Portier bewachte, stand eine alte Frau und fragte nach Mathilde.

„S is Arbeitszeit," sagte der Mann in der Uniform, der gerade eine Schnitzarbeit vor sich aufstellte, die er in seiner kleinen Stube in der Muße angefertigt, und sah kaum auf mit seinem etwas roten, runzeligen Gesicht, in dem der Schnurr- und Kinnbart eine unbestimmt gelbgrüne Farbe hatte. Es war gegen Abend.

„'S ist jetzt Arbeitszeit, Sie müssen warten, bis es schlägt." Die Frau wollte sich zufrieden geben, weil sie sich unwillkürlich im ersten Augenblick vor dem betreffenden Menschen und seiner groben Rede fürchtete. „Jesses," sagte sie zögernd, „müßt ich warten, — 's giht ock ni gut."

„Das wär schön, wenn jedes immer jeden in jeder Stunde herausrufen könnte. Da hätten wir viel zu thun;" und der Portier hatte das Fensterchen wieder geschlossen.

Und die alte Reichelt, die Pflegefrau, bei der Mathilde's Kind untergebracht war, gab sich eine Weile zufrieden, trat auf die Straße hinaus und sah durch die Latten des weiten Hofes vor der Fabrik, wo Leute hin und her gingen, die aus den großen Unterfahrten traten und wohl alle in Geschäften eilig waren und sich kaum umblickten. Eine Weile stand sie. Nicht, daß es kalt gewesen wäre, obwohl Märzwetter herrschte, und die Straßen schneeig, die Luft trübe war und rauh. Sie war nur zu sehr in Sorge. Sie sah durch die Latten und hoffte, sie würde vielleicht auch Mathilde zufällig entdecken können, unter denen, die im Hofe sichtbar wurden. Und sie zögerte noch immer und blickte noch einmal hinüber. Aber dann wagte sie es doch, an das Thor zurückzukehren. „Ich müßte sie aber sprechen —" sagte sie ganz vorsichtig, um den alten Griesgram gut zu stimmen, „weil jemand daheem krank is." — Mit Unwillen und Ueberlegenheit sah sie der Portier an und erhob sich langsam: „Krank ist jemand? —" und er blieb immer noch stehen und ordnete an seinem Schnitzwerk. „So — ja — nun — wenn jemand krank ist," sagte er phlegmatisch — „ist wirklich jemand krank?" so sagte er noch einmal, als er endlich mit seiner Arbeit im Reinen und aus seinen Gedanken heraus war. „Ju, ju, sein's ock so gut — warten könnt ich ni a su lange — daß mir daheeme nischt passiert — nämlich — das Kleene is krank." „Ja zum Teufel, — nun gut, das ist ja die, die eine ganze Heerde schon zu Hause hat", sagte der Portier lachend und

fing sich an, langsam seine Hände zu waschen und zu trocknen, ehe er Miene machte, Mathilde zu rufen. „Aber fleißig ist sie, sie kommt seit Jahren pünktlich, und der Herr hat's ihr nachgesehen," sagte er mit Würde, „warten Sie!"

„Se mißte glei heem kummen", sagte die alte Reichelt, „ich war ni erst warten, se mißte glei' kummen", sagte sie noch einmal. „'S muß a Rat war'n."

Mathilde warf ihre Arbeit beiseite, hastend und rücksichtslos, daß ihr jeder, auch der alte Portier ansah, wie sehr sie eine unerwartete Angst fortscheuchte, eilte die Treppen nieder, daß der Portier ihr gar nicht so schnell folgen konnte — kein Wort sprechend, nur in fliehender Sorge, daß sie auf dem Hofe sich nicht einmal die Zeit nahm, sich ihr Jäckchen umzuwerfen, und an's Thor lief.

„Wo ist denn die Frau?" sagte sie in die Luft. Aber es war niemand mehr da. Sie lief ohne Aufenthalt durch's Thor, ohne sich noch umzusehen. Sie dachte nur an das Kind. Eine Reihe peinlicher Schrecken folterten sie sofort, als wenn sie einen Augenblick hell sähe. Sie lief, die Jacke über'm Arm hastig über die Straßen, im Halbdunkel, und hielt ihr Körbchen vor sich, als wenn sie etwas Zerbrechliches trüge, obwohl das Körbchen leer war und es nur aus ihrer plötzlichen Verwirrung in sie kam. „Es ist tot," sagte sie hastig. „Nee ach!" Denn sie sah immerfort vor sich ein Leichengesicht. Bald das eines Mannes, der wie Saleck aussah, bald das ihres Kindes. Um Saleck handelte es sich ganz und gar nicht. „Nee, um Himmels Willen", entfuhr es ihr in Aufregung, als sie in die letzte

Straßenecke umbog, wo einige Häuser querstanden, daß eine Sackgasse entstanden war. Sie verlor fast den Atem, als sie endlich im Hause stand und mußte auf der zweiten Treppe stehen bleiben. Es war noch kein Licht auf den Treppen und alles ruhig. „Es ist tot", dachte sie wieder und wagte fast nicht mehr weiter zu gehen. „Ach nee," ermannte sie sich und sprang hastig in die Höhe, die letzte Treppe unter Dach hinauf, wo sie vor der alten Reichelt stand. Sie begriff alles. Das Kind war in entsetzlicher Verfassung. Diphterie ging im Orte um. Der kleine Hallmann lag und röchelte und war aufgetrieben im Gesicht und blau und gab entsetzliche Laute von sich, die Verquollenheit auszuspeien. Keine Möglichkeit. — „Der Arzt muß kummen." Mathilde war schnell entschlossen. Sie stand und sagte nichts, mit entsetztem und gequältem Ausdruck — und dann lief sie, wo sie einen Arzt fand. Aber der Fabrikarzt war nicht zu Hause, und sie kam unverrichteter Sache wieder. Sie wollte das Kind aufnehmen, das mit verdrehten Augen dalag und kaum noch röchelte. Dann und wann schreiend mit entsetzlichen, verquollenen Lauten und Husten. Der Arzt kam. „Was soll geschehen?" fragte sie bestimmt. „Eine Operation ist zu spät", sagte er. Sie sah den Doktor verständnislos an. „Die Krankheit ist schnell", sagte er nur ruhig, „wenn das Kind nur Kraft behält!" — „Wird es Kraft behalten?" fragte sie hastig. „Das Herz ist schwach," sagte er. „Es wird sterben," sagte sie — worauf der Arzt gar nichts erwiderte, nur versuchte, es zu befühlen, und es

lange ratlos ansah und dann auch die Alte ansah und die junge Mutter. „Wann begann es zu siebern?“ fragte er endlich.

„O! 's hot die Nacht schon ni gut geschlofen“, sagte die Alte ängstlich.

Der Arzt verschrieb was, was Mathilde eilig aus der Apotheke holen ging. Er saß am Bett; ging noch einmal weg, um sich Werkzeug zu holen und kam wieder.

„Wir wollen es noch versuchen,“ sagte er, wie er eintrat.

„Ach mein Gott“, sagte leise Mathilde.

Es kam auch ein wenig Hülfe, als der Doktor den Luftröhrenschnitt ausgeführt. Mathilde sah es mit Staunen.

Sie sah mit Staunen, wie das Gesichtchen sich verfärbte und natürlicher wurde. Aber wie er dann hinaus war — immer noch mit einer kleinen Hoffnung — in der Nacht — wurde es leiser und leiser — schwach auch das Wimmern — und schwächer; seine kleinen, nun unterlaufenen Augen, die sonst hell waren und Mathildes Freude, — schlossen sich — und der Atem sog sich einwärts — es kam eine entsetzliche Veränderung. Der Atem sog sich einwärts — und eine Blase stieg aus dem Munde, daß es auf einmal völlig still war.

Mathilde starrte auf das Kind. Es war um zwei Uhr morgens. Es faßte sie, daß sie sich ganz außer Maßen verworren an Frau Reichelt hing, die noch immer mit ihr im Zimmer saß, im Lampenschein, der klein und arm war. Mathilde sah und hörte nichts um sich. Sie starrte ins

Bettchen, als wenn sich dort etwas begeben, was sie nicht glauben könnte, was sie fliehen müßte. Als wenn ein Verfolger hinter ihr wäre, und sie um Schutz flehen müßte um jeden Preis, so umarmte sie wie rasend und heimlich in sie einredend und sie küssend, Frau Reichelt. „Jeses, Jeses," sagte sie immer nur und flehte. — Frau Reichelt wußte nicht, wie sie sie sollte zur Besinnung bringen. Mathilde, die Starke, hing an Frau Reichelt, innerlich kraftlos geworden; so klammerte sie sich an sie, um nicht niederzufallen. Und alles sagte sie im inbrünstigsten Flüstertone, als wenn sie etwas wecken könnte, das Unheil wecken könnte, das im Bettchen längst das Kind bleich gemacht. Und Mathilde sank nun zurück und ermannte sich auch gleich wie eine Wütende. Sie griff nach dem Kinde, sie fühlte, daß es schlaff war, sie riß es heraus und wollte es auf den Arm nehmen. Es war völlig schlaff und tot. Sie legte es staunend in's Bett — sah es erstarrt aus großen Augen an, die ganz trocken waren — „was machen wir denn?" fragte sie ratlos Frau Reichelt.

„Es ist nischte zu machen," gab die leise hinzu. Und Mathilde schrie auf — einmal — dann begann sie zu weinen — wie eine Mutter weinen kann. O furchtbar — ihre ganze Seele weinte sie aus — sie weinte und weinte, allen Trost und alle Hoffnung weinte sie aus — nichts blieb in ihr. Sie saß am Bette und starrte hinein, wo das Kind lag und weinte ohne Unterlaß, wie eine traurige, weite, graue Wolke weint über ein weites Frühlingsland, das in Blüten liegt, so weinte sie — und rührte sich nicht,

daß die alte Reichelt sie mahnte — und dann auch die Söhne der Alten kamen — halb angekleidet, auch Fabrikarbeiter — und sie auch das Kind ansahen und nichts zu sagen wußten, gar nichts — wieder hinausgingen, und in der Wohnung eine düstere Trauerempfindung alles erfüllte und thränende Augen in die Nacht emporsahen, während Mathilde stumm und leise zerrann im ungestillten Schmerze.

Wie der Morgen dämmerte, fand sie sich schlafend am Kinderbett. Ihre Augen waren trocken. Sie begann alles für's Einsargen herzurichten und besann sich auf mancherlei Arbeit.

Dreiunddreißigstes Kapitel.

Die trauernde Mathilde bei Dominick.

Dominick hatte einigemale versucht, Mathilde zu finden. Nun kam er eines Sonnabends, wie sie aus der Arbeit heim war, und fand sie endlich in dem Stübchen mit den Andern. Toni war ausgelassen. Sie stand im Hemde da und wusch sich, und es störte sie nicht, daß einer kam. Sie machte zum Schein nur einiges Geschrei und Gelächter und blieb hinter der Schrankthür, die sie ein wenig gedreht hatte, ohne Gêne stehen, um ihre Toilette langsam zu vollenden. Am Tische saß, die Haare über Kopf und Gesicht hängend und sie trocknend, ein älteres Frauenzimmer, das zigeunerisch und dunkel aussah und sich gänzlich gleichgiltig gebärdete, sich unter ihren Strähnen nur flüchtig den Studenten ansah, wie er eintrat.

„Ist Fräulein Mathilde zu Haus?“ fragte er fast schüchtern.

„Mathilde,“ rief Toni laut in die Nebenkammer.

„Was is denn los?“ sagte eine gleichgiltige Stimme.

„'S will Dich Eener sprechen.“

„Wer denn, ich ha' zu thun.“

„Dominick, der Student Dominick,“ sagte Dominick fast leise, weil ihm die Umgebung unangenehm dünkte.

„Ach, Herr Dominick“, sagte nun Mathilde gütig, ohne hereinzukommen. „Nein, ach Gott, die Arbeit is eben erst zu Ende.“

„Komme ich ungelegen?“ sagte Dominick noch immer leise, und ganz fein, daß sich die Schwarze unter ihren Haarsträhnen noch einmal nach ihm umblickte, und Toni laut lachte und frech sagte:

„Gihn Se ock zu ihr.“ „Das is aber a Feiner, Mathilde“, schrie sie Mathilde zu.

„Halt doch Dei' freches Maul“, sagte Mathilde ganz gelassen, was sich Toni auch ruhig gefallen ließ.

Dominick war unschlüssig.

„Ich komme gleich einen Augenblick hinüber“, sagte Mathilde, „wenn Sie nicht warten wollen.“ Dominick ging zögernd zur Thür zurück.

„Werden Sie kommen? Mein Gott! Wo waren Sie denn immer?“ sagte er, noch ganz von der Umgebung zaudernd und stumm gemacht.

„Wissen Sie das ni?“ rief Toni, „se hot doch ihr Kind verloren.“

„Halt doch Dei' Maul, Du freches Tier“, sagte Mathilde, einen Augenblick aufgebracht.

„Nu is etwa ni wahr,“ lachte Toni.

„O Gott! Gott!“ seufzte Mathildes Stimme.

„Mein Gott“, sagte unversehens auch Dominick, indem er noch immer in der Thüre stand und nach der Kammer horchte. Aber Mathilde kam nicht vor.

„Also Sie kommen“, sagte er rasch mit einem ganz seltsamen, fast erschrockenen Ton und verschwand.

Er war in ganz plötzlicher Aufregung. Ja — wenn man ein Gefühl so nennen will, was unerwartet seine augenblicklichen Wünsche ganz auslöschte und ihn mit einer Enttäuschung erfüllte, die ihn ruhelos und bitter machte.

„Also ein Kind hat sie begraben?“ dachte er.

Er lachte heimlich, weil er sich so lächerlich vorkam. Er dachte nur an sich, nur daran, daß es ihn immer zu Mathilde hinzog, und Mathilde gleichgiltig-gütig zu ihm war und immer that wie eine Unschuldige. Er dachte, wenn sie gar schon ein Kind gehabt hat, diese Trotzige, die auch so kindlich und unerfahren that, — warum spielte sie mit mir? Er hatte es auch gelesen, als wenn so Eine etwas ganz anderes dann wäre. Als wenn sie damit in einen Pfuhl einsinken müßte. Als wenn eine solche keine Mutter wäre, wie jede Andere. Es war in ihm ein gewisser Aufruhr. Er lachte, wie er es manchmal that, wenn er in der verachtenden Stimmung war, wenn er fand, daß man das Leben wegwerfen oder leben könnte, ganz gleichgiltig. Außerdem war er nun auch gereifter. Die eine Nacht vor Wochen und dann manchmal noch. „Die Anregungen kommen innen und außen in der Gotteswelt,“ wie er sagte; „man kann sich drehen und wenden wohin man will. Der

Weg ist immer gleich. Sie kommen — und greifen einen, ob man nun will, oder nicht. Und ist man jung und arm, so kann es nicht immer sauber sein." So dachte er ungefähr, wie er jetzt in seine Stube zurückgegangen, und Mathilde zu ihm eintrat.

„Sie sollten nicht zu mir kommen", sagte sie nur ernst, „es sind gemeine Mädchen."

Dominick sah sie an. Es lag Kummer in ihrem Ausdruck.

„Wie sehen Sie aus, Mathilde," sagte er beinahe erschrocken, und sah in ihr kräftiges Gesicht, dessen Augenhöhlen tiefer geworden waren, und worin die Augensterne wie Thränen glänzten.

„Mein Gott, wie sehen Sie aus!"

„'s is wahr, was Toni sagte", gab Mathilde hinzu, „mein Kind is tot."

„Habe ich denn davon gewußt?" sagte er fast erzürnt. Aber sein Zorn schwand, weil sich die Trauer dieser Augen, die zu ihm flehten, auch um seine Seele legen wollte.

„Verflucht", sagte er plötzlich, als wenn ihm eine Haßwelle aufstiege, die ihn leuchten machte vor Strenge und Verachtung — „wie Sie zugerichtet aussehen! Was so in einigen Tagen aus einem Menschen werden kann! Ein Kind — Sie hatten ein Kind — Nun z. B. sagen Sie mir, Sie hatten von wem ein Kind?" Aber er verbesserte sich sogleich — „i, es ist ja gänzlich gleichgiltig von wem, überall geht die Welt neu auf. Dazu müssen wir herhalten ohne Unterschied und bekommen unsere Zeichen eingedrückt in unsere Mienen. Sagen Sie einmal, Mathilde, finden Sie

mich verändert? Wie? Sehen Sie einmal mich an?" Er lachte plötzlich. — „Noch nicht, nicht wahr? Ich sehe noch immer aus, wie einer, der alles glaubt und alles liebt und ein gutes, friedsames Leben leben kann. Zum Teufel, so ein Leben auch, hahaha, das wäre nicht die Welt, in der ich lebe, wenn ich nicht einen Gang ginge mit Lust und Schmerzen, hahaha —! Sie sehen mich streng an — stimmen Sie nicht ein?"

„'S klingt hart," sagte Mathilde — „ich mache mir keine Gedanken, Herr Dominick. Wenn Trauer kommt, trauere ich," sagte sie vor sich hin. —

„Nein," sagte er, „ein Vieh läßt sich treten. Aber nicht, wenn er ein Mensch ist. Wer hat Ihnen nun solche hohle Augen gemacht? Sie sehen aus wie eine Trauerfrau — es macht mich ganz elend und ist wie ein Vorwurf."

„Sie sind ein komischer Mann", sagte Mathilde ganz erstaunt, und lachte ein wenig.

„'S ist ja gänzlich lächerlich — trauern — trauern, um was denn? Es ist ja immer dasselbe? 's kommt ja alles immer wieder — hahaha!" Aber er wurde ernst und sah sie gleich danach verzweifelt und fragend an, daß sie niederblickte und lange nicht zu ihm aufsah. Er wußte selbst nicht. Er liebte sie und in seiner Verachtung sprach einer, der den Lebensmut wecken wollte, und der Lebensmut lag als Trauer verkleidet im Grunde ihrer Seele und spann dort um das einmal neue Lebendige, das ihr zur Hoffnung wachsen sollte und versunken war. Und sie sah aus, als wenn sie in die Ferne blickte, und

fühlte scheu und jungfräulich den Grund seiner Seele leuchten in Glutfarben. Und war eine Mutter, ruhig und groß und streng, die nicht wagte, nach neuem Leben den Blick zu erheben. Dominick sah sie lange an, verstummt und grabend. „Mathilde", sagte er hastig=gütig, wie er sich besann.

„O Gott," sagte sie und richtete sich empor und sah, daß er die Bibel aufgeschlagen und Geschriebenes vor sich auf dem Tische hatte. „Was haben Sie da?" sagte sie leise und harmlos.

„Hahaha, wollen Sie es sehen? — Ich mache auch Verse — soll ich sie Ihnen lesen? Verfluchte Verse manchmal über's Leben — manchmal wird der Groll arg in mir — und manchmal, da lieb ich das Leben so außer Maßen und sehne mich nach Allem."

Mathilde sagte kein Wort.

„Daß in einem wie ich, solch ein Brunnen quillt," sagte er eifrig. „Sie haben doch schon Verse gehört?" Es machte ihn frei, daß er davon reden konnte.

Mathilde mußte lachen. Verse so ohne weiteres — das wußte sie gar nicht. Sie wurde plötzlich ganz verlegen, daß sie vor einem saß, der Verse machte. Sie hatte niemals im Leben darüber nachgedacht, daß man solche Verse machen könnte. Sie dachte, sie stünden im Gesangbuch oder so. Nun kam es ihr wirklich komisch vor.

„Verse," sagte sie und kam ganz aus der Trauer heraus.

„Nun stille mal, z. B. sehen Sie — hören Sie — einen! da hab' ich an Ostern gedacht — eine ganze Reihe — es

kam eine Hoffnung in mich. Ich dachte, daß wir immer leiden, elend, wie am Kreuze der — und da erfaßte es mich — und ich hab da Verse gemacht, die mich einen Augenblick trösteten.

„Lesen Sie es doch einmal," sagte sie ganz schüchtern.

„Ostern ist doch jetzt bald — wissen Sie denn, was das ist? Ach — es ist ja im übrigen alles ganz gleich, was man so sagt und denkt darüber — hören Sie einmal, was ich sage! Ein Hymnus, eine Cantate! Ich habe einmal in der Schule eine Cantate mitsingen müssen — ja — bleiben Sie sitzen — nun hören Sie!"

Dominick las, leuchtenden Blickes, ganz hingenommen, ganz erfüllt, als wenn er sänge — ein Gesicht, jung und begeistert — als wenn er eben erwacht wäre. Mathilde sah ihn aus Dunkel heraus, wie sie stand und kannte ihn kaum — und er sah sie nicht, nur als wenn er Visionen hätte, in die Luft — es klang, daß sie ganz unbegreiflich erfüllt war und nicht recht wußte.

Atem aus Knospen, aus kaum geöffneten, zagen —
Reine Wunder bringen die Lüfte getragen
Durch die staunende Nacht.
Bäche murmeln in träumenden Ufern zu Thale,
Heimliche Stimmen schwellen mit einem Male:
„Ist er Erlöser erwacht?"
Engel tragen ihn auf durch die staunende Nacht.

„Ein Hymnus, nicht?" schrie er leidenschaftlich. „Nun kommt eine Trauernde"; und er las:

Ratlos irrend und schauernd in bleichem Erregen,
Wo sie den lieben Herrn in's Grab gelegt,
Daß das Licht erlosch —

Wandelt Maria her auf nächtigen Wegen:
„Gärtner, wo habt Ihr ihn hingelegt?
„Ach, das Grab ist leer und todt!
Und der Gärtner lächelt sanft und spricht:
„Weine nicht!
„Maria!
Und der Liebereichen Wange färbt sich rot.

„Und die himmlischen und ewigen Stimmen kommen von neuem — begreifen Sie?“ rief er:

Atem aus Knospen, aus kaum geöffneten, zagen —
Reine Wunder bringen die Lüfte getragen
Durch die staunende Nacht.
Bäche murmeln in träumenden Ufern zu Thale,
Heimliche Stimmen schwellen mit einem Male:
„Ist der Erlöser erwacht?“
Engel tragen ihn auf durch die staunende Nacht.

„Dunkel, schwer, unbeholfen, dumm, o —“

Jünger, stumm ergebne, in nagendem Grame
Gehen zum Grabe
Und suchen den gütigen Herrn —
Weinen — zagen —
Erde und Himmel schweigen
Nah und fern —
Und es funkelt kein Stern.
„Ach! das Grab ist leer und todt!“
Plötzlich, wie wenn heimliche Feuer lohten
Ueber'm Grabe Männer in glänzenden Kleidern —:
„Engel!“
Einer lächelt und spricht:
„Weinet nicht!
„Suchet nimmer den Lebendigen
„Unter Toten!“

„Da — da — da! Nun wie es schon aufwacht und lebt!“

Atem aus Knospen, aus kaum geöffneten, zagen —
Reine Wunder bringen die Lüfte getragen. —
Durch die staunende Nacht
Treiben sie nieder von hellen, funkelnden Sternen,
Heimliche Chöre klingen aus weitenden Fernen:
„Ja! der Lebendige wacht."
Engel singen es still durch die staunende Nacht.

„Und der Frühling, die Jugend, die Reinheit — alles, alles, woran man manchmal glauben kann —". Er sah aus, wie ein Verklärter selber.

„Ostern!" — schweigende, reine Jungfraun schreiten —
Ihrer Augen heimliche Feuer glühn.
„Noch ist Nacht." —
„Doch die Sterne scheinen".
Tragen schimmernde Krüge zum Flusse hin.
Und die Sterne spiegeln in reiner Flut;
Morgenahnen geht durch junge Seelen;
Und am Himmel wächst die Morgenglut.
„Ostern" glänzt's aus den strahlend erwachenden Wellen!
„Ostern" springt's aus den Knospen. Am Uferrand
Stehen die Jungfraun, tauchen die schimmernden, hellen
Krüge bis zum Rand,
Wandeln ungesehen,
Sprengen selig — heilig
Aus den Osterkrügen
Mit der jungen Hand.

Dann las er und las zu Ende in hohen, verheißenden Lauten.

Blüten! — Blüten! die kaum geöffneten, zagen —
Ewige Wunder blühen und klingen und sagen:
„Ja, der Lebendige wacht."
Bäche tosen in schäumenden Ufern zu Thale.

Tausend Stimmen jauchzen:
„Mit einem Male
„Schwanden Tod und Nacht!"
Wieder, wie wenn heilige Feuer lohten
Ueber Gräbern Männer in glänzenden Kleidern —:
„Engel!"
Und ein Ewiger spricht:
„Weinet nicht!
„Suchet nimmer den Lebendigen
„Unter Toten!"

Mathilde hatte die Augen geschlossen und sah und hörte nichts als Gesang — aus Wölbungen — aus Himmelsräumen — sie war entzückt — sie war gehoben und saß lange.

Dominick lachte vor sich hin und sah in die Ferne.

„Und man ist doch ein elendes Vieh!" sagte er nach einer Weile.

Mathilde hörte nicht, sie sah ihn groß und erstaunt an, ganz feierlich und sann neu:

„O," sagte sie, „man möchte nicht erwachen." Es war totenstumm — lange. Mathilde erhob sich leise.

„Bleiben Sie doch," sagte er dumpf.

„Es ist besser, wenn ich gehe," sagte sie, als sie seinen Blick fühlte. Denn Dominick sah sie erstaunt und scheu an, weil sie wie eine Mutter aussah, die trauerte und in der eine Verheißung wach war. — Er sah ihr nach mit brennenden Augen — er liebte sie.

Vierunddreißigstes Kapitel.

Dominicks Selbstverachtung.

Dominick lag elend daheim in seinem Stübel. Er war zerrüttet. Seine Bücher, die er hatte, ein paar, die er aus dem ersparten Stundengelde sich erworben mit ganzem Vergnügen, standen nicht mehr an ihrem Orte. Er hatte sie längst billig an einen Antiquar verschleudert, um nur Geld zu haben. Ein paar geschriebene Hefte lagen nachlässig auf dem Tische. Am Erdboden in der kalten Stube — es war am Pfingsttage am späten Morgen — lagen seine Kleider in Verstörung und schmutzige Stiefeln. Dominicks braune Haarsträhne stachen wunderlich ab gegen die bleichen Mienen, mit denen er auffuhr. Er wollte nach seiner Uhr greifen in halber Schlafverwirrung noch, aber wie er suchte, fand er keine, und er sprang jetzt ganz heraus, um den dunklen Vorhang zu lüften. Sonne fiel herein in's Zimmer. Er sah, daß draußen Leute in sonntäglichem Gange langsam die Straßen erfüllten und keine Lastwagen, nur einige

Droschken vorüber fuhren. Er war wie ausgehöhlt, daß er sich gar nicht an sich selber erinnern wollte. „Pfui Teufel," sagte er vor sich hin, wie oft, stand im Hemde vor seinem Bette und versann sich. Die Hausruhe kam ihm peinlich vor. Auch die Mühle schwieg mit Rumpeln und Getöse, und Leute im Flur mochten aus der Kirche heimkommen, alles in stillem, gemessenem Sonntagsfrieden. „Pfui Teufel", sagte er und sann in sich und überlegte, wie alles gewesen. Drüben in der kleinen Weiberschenke die halbe Nacht — er blickte vor sich, als ob er noch in dicken Rauchwolken säße, und kniff die Augen von dem Schmerze, den er vielemale empfunden hatte, ohne daß er es groß achtete. Und er sah hinein, bleich und saumselig, wie er jetzt dastand und wachend träumte. Und er sah die kleine, helle Person, die spät um Mitternacht in Männergesellschaft eingetreten und gleich zu ihm gekommen war und ihn dann an den Tisch der Arbeitsleute, die wohl Schlosser und Handwerker gewesen, herangeladen, wo er sich auch so unglaublich thöricht benommen hatte.

„Narr"! — Er hatte sich einfach groß gethan. Wie er nur in die Kneipe noch gehen konnte, wie er nur das alles bezahlen sollte! Er hatte schließlich groß gethan und den Wirt gefragt, ob er ihm leihen würde, und hatte eins nach dem andern großartig auffahren lassen. Ja — einfach Bauernfänger. Er hatte den Namen einmal gehört. „Ich Ochse," sagte er, „ich hätte es doch gleich merken müssen. Und daß dieser Wirt mir auch lieh! Wie ein abgekartetes Spiel," murmelte er für sich und kroch in's Bett. Aber er

stand sofort wieder auf, um sich umzusehen. Er prüfte, was er noch verkaufen könnte. Die elenden Möbel gehörten ihm nicht. Und es war ihm auch nichts klar. Er hob die Bettlaken auf und fühlte in's Bett hinein. Nur ein Strohsack lag darin, der ihm gehörte und ein Bett auf den Füßen, das von seiner Mutter stammte. Es war ihm entsetzlich zu Muté. Er hatte nicht viel getrunken — gar nicht — auch geraucht nicht viel. Nur die Andern. Er brannte ganz in Aufregung. Er sann wieder und sann und sah dann einen Augenblick in eins der Hefte, wo er einen wunderlichen Aufsatz verbarg und einige Verse. Er sah hinein und las: „Die Auswanderung der Plebejer auf den heiligen Berg." Darüber hatte er einmal seinem Herzen Luft gemacht. Es gingen Tritte draußen, und er sah noch einmal auf die Straße.

„Nun los," sagte er und raffte sich auf und fuhr in seine Hosen, nahm den Krug mit Wasser aus seinem engen Waschtisch und goß ihn sich umständlich über den Kopf. — eine lange Weile — wobei er laut und fast ausgelassen pruftete. Und plötzlich fiel ihm etwas ein, er durchsuchte, naß und triefend, wie er war, alle Taschen. Er hatte keinen Pfennig Geld mehr.

„Alles futsch, hahaha," „Bübchen," hörte er die Stimme der Hellen, die ihn dann heimgeschleppt hatte. Und er ging an's Fenster, sah lange hinaus und sagte nur: „Verflucht alles."

Aber er brachte sich vollends in Ordnung, daß er bald auch in Stiefeln stand, die er sich selber putzen gemußt, und

den Wochenkittel besonders sonntäglich auszusäubern anfing. Dann wollte er sich niedersetzen und arbeiten. Da hörte er Mathilde den Gang kommen, die kindlich und freundlich in ganzer, ärmlicher Sonntagsordnung eintrat und etwas brachte.

„Ein Brief, Herr Dominick", sagte sie.

„An mich?"

„Er steckte im Thürspalt," sagte sie und sah erschrocken aus, als sie sein graues Gesicht näher anschaute. Dominick dankte hastig. Dann las er.

„Ich soll für meinen Vater einen Schreibtisch kaufen, und das Geld habe ich verthan", sagte er vor sich hin und sah in den Brief: „Er schreibt danach." Mathilde sah ihn an und sagte nichts.

„Nichts schickt er und kaufen thut er für sich immerfort, der Alte — gemein!"

„Kann ich Ihnen helfen," sagte sie scheu.

„Nein," sagte er, „das können Sie nicht." Er dachte wieder an die Kneiperei gestern, die er veranstaltet hatte, und wo er wie ein Prahler, singend und Verse lesend und schwatzend, daß er es noch im Ohre hörte, die gemeinen Kerle unterhalten und schließlich mit Bier und Schnaps bewirtet hatte. Er schämte sich, daß er Mathilde gar nicht recht ansah, und er griff gefühlsmäßig noch einmal in die Weste hinein und dachte, daß er das letzte gar vergeudet und dem blonden Tier hingeworfen. „Ach, Mathilde, es ist ein elendes Leben. Wenn es einen faßt, zieht es einen tiefer," sagte er traurig.

„Kann ich Ihnen nich' aushelfen, wenn es für Ihren Vater sein muß?“

Dominick nahm einiges Geld, das sie ihm hinhielt.

„Langt es?“ fragte sie. Er hörte nicht und starrte nur das Geld an.

Sie hatte an ihrer Blouse freimütig die oberen Knöpfe gelöst und einen kleinen Lederbeutel herausgezogen, den sie auf der Brust trug, und hatte gleich ein weiteres zugelegt.

Dominick hielt es in der Hand und sah ganz bekümmert aus, und sah es wieder an, zögerte und schüttelte den Kopf, ehe er es endlich hinlegte.

„Es ist ein infames Gefühl,“ sagte er.

„Wie Sie aber sind“, sagte Mathilde.

„I, wenn Sie es mir geben, — gut,“ sagte er resolut und sah wieder in den Brief. „Es ist ein infames Gefühl, wenn man sich verachtet,“ sagte er eifrig und geschäftsmäßig. „Aber wenn Sie es mir g eben, gut, da kann ich das mit dem Vater glatt machen.“ Und er starrte das Geld an und schüttelte noch einmal den Kopf, wie ablehnend. „Es ist gut, daß Sie zu mir kamen, ich bin elend,“ sagte er verdrießlich und sah sie kaum an.

„Nicht deswegen“, setzte er hastig hinzu, weil es ihm peinlich war, Mathilde könnte an das Geld denken, das immer noch unberührt auf seinem Tische lag.

„Kommen Sie mit hinaus — in's Freie, es ist Pfingsten heute“, sagte sie ganz kindlich und versuchte, zu lachen.

„So — Pfingsten? — So so —“

„Kommen Sie doch mit, Max,“ sagte Mathilde. „Man wird Blüten sehen und leuchtende Wiesen und Knospen an den Bäumen“, so klang es nach in ihr.

„I nein,“ sagte er. „Ich nicht!“

„Aber was is Ihnen denn?“ sagte nun Mathilde ganz erstaunt und traurig.

„Elend bin ich, ich passe nicht hinaus,“ sagte er ganz mürrisch, „und weiß mit niemand heut was anzufangen,“ indem er sich nun in das zerrissene Sopha setzte, — „auch mit Ihnen nichts.“ Aber Mathilde war wie eine Trösterin. Sie ließ ihn nicht versinken. Sie ließ nicht locker, bis er mit ihr an den Fluß ging, wo sie den Nachmittag einsam unter Weidenblüten und in Frühlingslüften zubrachten, und wie sie heimkamen, erst zu Abend, seine Seele in einen ruhigen, stärkenden Schlaf sank.

Fünfunddreißigstes Kapitel.

Dominick beginnt, sich ganz zu verlieren.

Wenn Mathilde früher in das Fabrikthor einging, machte es einen Eindruck, als wenn eine käme, eilfertig und scheu, die sich danach sehnte, Arbeit zu thun, und die sich nicht umsah — wie eine Schwester, die zu einem Kranken eilt. Nicht nur rasch und achtlos auf Menschen, die sie sahen, und die Mannesblicke, die ihr folgten, wenn sie stark und frisch und in der vollen Jugend, die in ihr blühte, einherschritt, auch ein wenig bewegt im Grunde ihrer hellen Mädchenaugen, unsichtbar fast und doch fühlbar, daß jeder, den sie zufällig ansah, sich froh fühlte, wie wenn er in einen Bachgrund lange hineingesehen, in dem leuchtende Wassergräser und Sonnenstrahlen leise zittern. Sie war eine, die aus der Tiefe scheinlos lebte; lebte und arbeitete und nicht achtete, was man ihr darbot, so ohne Anspruch und ohne Schein und so ganz nur hingegeben, und jung und stark aus sich. Nun waren Jahre hin, Jahre in Güte und Jahre

in Leidenschaft — Schmerzen und Verachtung. Alles hatte ihre lockende, frohe Jugend hingenommen. Kummer und nagendes Herzeleid hatten ihre einsame Seele ausgefüllt bis zum Rande, ehe die Flut sich gar langsam verlief.

Nun waren andere Zeiten. Und Mathilde kam wie immer. Das war nun ihre Lebensgewohnheit. Sie war eine treue Arbeiterin. Sie war eine, die man kannte, und die doch blieb, was sie war. Eine, die das Leben ergriffen, und die doch stand, aufrecht und sicher und die nicht elend und kümmerlich hinkroch. Und eine Junge noch immer. Ihr Aussehen war nicht groß verändert. Nur eine Klarheit lag über ihr. Die Jugend, die in ihr war, war kein Traum. Kraft und Gewißheit nur. Und sie fürchtete sich nicht, nirgends. Auch die Arbeitsmeister und der Portier wechselten mit ihr Worte, die wenig befehlend waren. Nicht viel davon. Eher ein Zug von Gemeinsamkeit des Schicksals lag in solchen Worten. Und es kam vor, daß Mathilde jetzt im Kreise anderer langsam und gelassen schreitend, das Thor verließ. Sie ging ernst und ruhig. Sie sprach wenig, aber ohne Scheu. Auch mit Simoneit kam sie, wenn es sich zufällig traf, und sie gingen ein Stück zusammen und plauderten. Es störte sie nicht. Ohne Anspruch verging ihr Leben in der stillen Arbeit, die sie jetzt gewohnt war seit fast neun Jahren, und die sie unterhielt. Und sie kam und ging fleißig und ohne Launen und lebte für sich. Nun ihr Kind tot war, das sie still für sich geliebt, ohne daß jemand es groß gesehen und erfahren, war sie ärmer und stiller nur erschienen, ohne ein Kennzeichen sonst, als daß in den hellen

Augen Trauer lag und Härte neu emporwuchs, die grausam blicken konnte, wenn jemand ihrer Seele Ruhe trüben wollte. Nur der junge Mann, der ihr ganz unbegreiflich weich und schön erschien, machte sie im Grunde ganz kleinlaut. Er war gar nicht wie jemand, den sie kannte. Eine seltsame Tiefe trug er, ein Leiden, ohne daß er es erfahren — „wie von lange, wie aus einem anderen Leben“, meinte sie für sich. Sie war scheu, wenn sie an ihn dachte. Niemals hatte sie sich einen Menschen so vorgestellt. Im Wesen bestimmt und klar, im Grunde gütig, wie ein Sonnenstrahl, oder ein klarer Waldschatten — und manchmal plötzlich herauspolternd, wie wenn ein Bachwasser arg schäumend und quirlend in dem einsamen Walde hörbar wird, und dann unaufhaltsam in seiner Menschenverachtung und Gottesverachtung, wenn er sich gesehnt hatte nach dem Schönsten, und er in Staub sank. Die Bilder kamen ihr nun ein, weil es Sonnabend war, und es ihr wohl that, mit Dominick an schönen Sonntagen hinauszuwandern und am Flusse unter Weiden oder in den feuchten Eichwäldern zuzubringen. Aber freilich, Mathilde erfüllte schon ein stiller Kummer. Dominick war jetzt seltener zu Haus, wenn sie einmal noch ein Wort hören wollte. Sie empfand es oft sehnsüchtig, an seiner Thür anzuklopfen. Sein Licht in der Nacht brannte selten. Er war die Nächte nicht daheim. Es kümmerte sie. Sie erfuhr, daß er in der kleinen Weiberschänke jetzt ein ständiger Gast war. Und Sonntags, wenn sie ihn am Morgen besuchen kam, war er oft fast unfreundlich und ganz unbeweglich und hart, wenn sie ihm Erspartes hinhielt.

Und er nahm und nahm es doch. Und sie wußte nicht, was sie zu ihm zog. Es war in ihr ein Wunsch, als wenn sie ihn stützen müßte. Diesen jungen, innerlich reichen Mann, der aufleuchten konnte, wie ein ganzer Frühling, und singen und klingen, daß sie sich vergaß. Und der einsank ebenso schnell und so verbittert und unzugänglich, wie eine reiche Flamme in graue, ätzende Asche; daß sie dann lange sich mühen mußte, ihn endlich mit sich hinauszuführen in freie Luft, und hin, wo Drosseln helle Weisen aus Eichenkronen niederstreuen — wohin immer — über Steine oder über Blumen, oder über eine Menschenseele, die es wie eine ewige Verheißung hinnimmt und gar eine Weile froh emporblickt, woher es eigentlich komme. In Mathilde war nie so viel heimlicher Stolz, nie so viel heimlicher Kummer. Wenn sie so saßen, dachte sie fast, daß sie Dominicks Mutter wäre. Mein Gott: Diese Mathilde; ein so kindliches, loses Ding konnte sie noch sein. Sie waren fast gleich alt. Wenn sie am Flusse saßen, machte sie Blumenkränze und schmückte einen Menschen, der sie mit Augen und Liebe nicht wie ein Sohn ansah. Und es war ihr, als wenn sie ein Denkmal schmückte, so andächtig stand sie heimlich vor ihm, weil aus ihm Hohes ausging, was sie nie gekannt, und weil sie ihn nicht begriff und ihn liebte. Eine Ehrfurcht lag in ihr gegen ihn. Es ist in mancher Seele ein Leben wie im Himmel, und Wolken in der Höhe verdunkeln es und lassen es erscheinen nur wie ein steiniges Erdenfeld. Aus aller Höhe kam Mathilde Ehrfurcht; daß sie ihn liebte, wie eine Mutter

ihn nicht geliebt hatte, und wie eine Schwester so weich und kindlich — und voll heimlicher Sorge ihn ansah und ihn schmückte — nur daß sie ihn nicht begriff, aus dem nun oft Hohn und Verachtung ärger und wilder hervorbrach, als je.

Leute, Sonntagsspaziergänger kamen durch die Felder. Es war Sommer, Bienen summten, die Wiesen waren längst gemäht und niedrig. Die Weizenfelder reiften golden. In Rauch und Dämmer lag die Großstadt mit Türmen und Dächern schemenhaft versunken in der Ferne. Lerchen wogten empor. Am Flußufer saßen Mathilde und Dominick. Eine Schaar Jungen, Schüler, kamen plaudernd. Noch manche. Eine Familie kam, der Mann schob einen Kinderwagen. Alle sahen zu ihnen hinüber. Allen schien ein seltsames Gefühl zu kommen, weil Dominick düster vor sich hinsah und Mathilde kindlich in Blumen watete. Sie schienen jedem seltsam. Sie war ein rechtes Landkind, hatte sich sozusagen fein gemacht, wie ein Bauernmädchen es liebt, kräftig und ein wenig frauenhaft. Außer dem Blick, der einem losen Ausbund immer wieder gleichen wollte. Und er sah aus, als wenn nicht viel von ihm zu hoffen wäre. Ein wenig schmächtig und dürftig, und wenn er in die Wellen des Flusses sah, in dem Dampfer hinzogen, lag kein Glück in ihm, nur ein Nagen und ein Gram, den auch sein Lachen nicht forttrieb. „Daß das die Welt ist,“ sagte er einmal in einer solchen Stunde und starrte ewig hinein, daß kein Wort aus ihr Bewegung in ihn bringen konnte. „Diese Welt, Sie müssen sie einmal ganz lange

anschauen, so ganz gedankenlos, nur immer ganz Auge, so eindringen ohne einen Sinn — bis sie Ihnen ganz unbekannt, ganz ungedeutet. ganz nur sie selbst erscheint — was ist sie?" sann er immer noch, und hielt seinen Kopf lange zur Seite.

„Das verstehe ich nich", sagte Mathilde und versuchte es, ihm nachzuthun. Aber ihrem Auge kam keine Veränderung. Sie sah noch dieselbe Welt, die sie kannte und es wollte sich nicht Anderes enthüllen. „Was sehen Sie nur?" sagte sie kindlich. Und er beugte sich seitlich und sagte nichts. Die Wellen flinkerten. Drossellaute fielen aus der Höhe, ein paar Krähen flogen schwankend kühn im Luftkreis und senkten ihren Flug und streiften fast die Wellen.

„Ja — und diese Vögel! Das fliegt. Das hat eine Seele und fliegt mit den Wolken! Und lebt in reiner Luft," sagte er.

„Das sind Krähen," sagte sie ganz harmlos.

„Ach, Mathilde," sagte er, „es ist nicht zu begreifen! O — gar nicht, es ist hoffnungslos." —

„Warum sind Sie so?" fragte sie erstaunt.

„Warum bin ich ein Elender?" sagte er traurig.

„Mein Gott", sagte sie ganz erschrocken, weil er auch heute wieder gar nicht zu erwecken war. Aber Dominick sah vergrämt aus, wie sie ihn nie gesehen hatte.

„Ich bin ein Elender", sagte er immer wieder, nur noch trauriger, „und habe meine Hoffnung vergebens gestellt. Es kann mir niemand in die Luft helfen." lachte er. „Es ist alles dunkel. Es ist alles nur ein Gaukelspiel."

„Daß Sie sich nie freuen können“, sagte sie vorwurfsvoll.

„'s ist ein verfluchtes Dasein, innen und außen,“ sagte er, „und alles reißt uns nieder, wenn wir auch in die Sonne wollten. — Es ist ein Gaukelspiel — und wir würden auch verbrennen, dort wie hier.“

Mathilde überkam eine stille Sorge, wie sie ihn ansah, aber ihn kümmerte es nicht

„Ein jämmerliches Leben, das mich jetzt festhält mit Geierkrallen,“ sagte er, „daß man gar nicht rechts noch links blickt!“

„Warum sagen Sie nur das,“ sagte Mathilde und suchte ihn an der Hand zu fassen.

„Nun, das könnten Sie doch wissen,“ sagte er plötzlich. „Wissen Sie denn nicht, was ich mir einmal eingebildet hatte, was ich finden würde? Denken Sie — ich dachte — ich würde ein Bänkelsänger auf einem Jahrmarkt werden, oder ein armer Invalide, der mit der Leier geht? Zum Teufel, ein Sehender bin ich — ich sehe alles — ich habe Gefühl und Lebensdrang — und renne von allen Furien und Leidenschaften getrieben, einfach in den Untergang.“

„Um Gottes willen,“ sagte Mathilde. „Nein, wie sehen Sie aus, was ist Ihnen?

„Hahaha, Dummheiten — nichts — einfach herunter bin ich — müde bin ich, weil ich die ganze Woche lumpe und pumpe und überhaupt nicht mehr existieren könnte, wenn Sie mir nicht beistünden.“

„Gehen Sie doch nicht mehr in die Kneipe“, sagte Mathilde.

Dominick sah ihre gramvollen Augen und ermannte sich, daß es auf einmal ganz gütig aufleuchtete in ihm.

„Gut," sagte er — „nein, ich gehe nicht — ich gehe nicht mehr. Es muß ein Ende haben. Ich könnte noch zurück. Ich könnte — wenn es sich lohnte," und er sah sie lange rätselhaft an.

„Wie denn?" sagte sie.

„Wollen Sie es, Mathilde? — Sie sind wie eine Mutter zu mir," sagte er zögernd — und dann verächtlich: „das ist eben auch nichts" — und er schwieg, und beide schwiegen.

„Gut, Mathilde," sagte er wieder erwachend, „ich will mich raffen — ich will nicht mehr hin — ich will nur wieder meine Stunden geben. Und wenn ich noch einmal alles bezahle" — er blickte nieder.

„Sie wissen es, daß ich 's Ihnen gerne gebe, weil wir Freunde sind," sagte sie schüchtern, um ihn nicht zu treffen.

„Gut — also Freunde — hahaha — ja — Sie geben es mir. Ich habe Ihr sauer Verdientes vergeudet. Nun zahle ich. Und Sie retten mich, weil wir Freunde sind, hahaha —" aber er schwieg sogleich.

Und eine fremde Heiterkeit kam, daß es ganz still wurde, und sie neben einander saßen, sie so stumm wie er, und hörten, daß über ihnen ein Zug Staare den Eichenkronen zuflog, wo im Abendsonnenschein schon andere einen hellen Lärm machten.

„Ich werde nicht mehr hingehen," sagte er, „verlassen Sie sich, Mathilde."

„Max," — sagte Mathilde — und sah ihn dankbar an.

Aber unterwegs auf dem Heimwege erfüllte ihn oft tiefes Sinnen, und er sprach Verse, die ihr unbegreiflich klangen:

Im Lebenskreise, heimlich im Licht,
Wehen Gestalten und hauchen Worte.
Du ahnst sie kaum. Du siehst sie nicht.
Sie wehen aus heimlichem Orte.

Dort sind sie begraben im steinernen Zwang
Und wollen vom Fluche sich ringen —:
Die Seele füllet aufjauchzender Klang,
Wenn die steinernen Grüfte springen.

Und Menschen fühlen gewaltiges Wehn
Und möchten sie bannen zum Glücke.
Doch wenn sie ihr eisstarres Angesicht sehn,
Da beben sie schauernd zurücke.

Denn losgebunden in Lebensglut
Wie Feuerflammen hinstieben,
So hauchen sie Feuer ins Menschenblut,
Verzehren im Hassen und Lieben.

„O mein Gott," sagte sie seufzend, wie sie neben ihm schritt, sie dachte plötzlich an Hallmann und ihr Gesicht war nicht mehr heiter.

Sechsunddreißigstes Kapitel.

Dominicks Wege.

Dominick hatte am Abend Mathilde vor dem Fabrikthor verpaßt. Nun lief er heim und suchte sie, weil es die höchste Zeit und keine Minute zu verpassen war. Er fand sie nicht. Sie mußte noch einiges einkaufen. Aber seine innere Erwartung war so stark, daß er allein fortlief. Jetzt war er wieder im Zirkus und in heller Teilnahme. Und alles lockte ihn. Nichts war in ihm von Erinnerung. Er war nicht in die Kneipe zurückgegangen. Im Grund nicht, weil er dachte, „nein, Du hast es versprochen," nur weil er Geld hatte, und das Geld ihn froh machte. Mathilde kam heim und hoffte ihn zu finden. Sie hatte für ihn und sich eingekauft. Aber Dominick saß im Zirkus und dachte an nichts mehr. Und er war in solcher Leidenschaft, daß er schon in den Zwischenpausen sich um die Eingänge herumdrückte, ärmlich, aber fesselnd und anziehend, wie sein bleicher Kopf mit den leuchtenden, nach Lust und Glück verlangenden

Augen herumschlich. Und dann zum Schlusse hatte er ein paar tolle, ausgelassene, junge Blicke in den seinen gesehen. Er ging nun, am Arme eine kleine Blonde, die in einen Radmantel gehüllt war, und darunter lustige Kleider. Eine aus dem Zirkus. Dominick schien außer Maßen toll und lustig. Er hatte Geld, was ihn sicher machte.

„Was machen Sie für Augen?" sagte die Blonde ganz fein, „Sie sehen ja aus wie ein Bösewicht. Ganz zum Fürchten," indem sie noch einmal ihre lose Gewandung raffte, und dann ihre Mantelenden mit der Rechten festkniff.

„Hahaha," lachte er nur.

„Sind Sie denn so ein Menschenverächter," sagte sie ganz lustig, indem sie wieder seinen Arm nahm, und sie vorwärts eilten.

„Wenn Sie bei mir sind, gewiß nicht," sagte er nur ausgelassen, und er fühlte ihren heißen Arm an sich gepreßt und sah die Straße nicht mit ihren Laternen, sah die Welt nicht mit ihren Sternen — sah nichts als nur ein unklares Wogen von Taumel und stummem, heißen Gefühl, unsichtbar im Grunde, daß nicht Gesicht, noch Gestalt wurde — und nur wogte wie eine Flut — und lachend und fast berauscht, so ging er hin. „Ein Menschenverächter," lachte er.

„Ja — nun — Liebchen," sagte sie ganz sicher. „Deine Augen hatte ich gleich gern. Wenn Du mir nicht so gefallen hättest, hätte ich Dich nicht am Arm gerissen. Ich bin ja eine vom Zirkus", sagte sie nun selbst. So eilten

sie und huschten dann Treppen mit einem Wachslicht, was sie resolut anzündete. „Du mußt nämlich wissen" — „stille!" rief sie leise und neckisch, wie sie eingetreten — „es darf's niemand wissen und hören" — und sie gingen drollig auf den Zehen im dunklen Treppenflur bis hinauf unter das Dach. Dort wohnte sie. Und sie traten ein in ein Stübchen, das reich mit langen Vorhängen verhangen war. Dort entzündete sie die kleine Lampe, warf leise lachend ihren Mantel fort, daß sie in losen Balettkleidern mit weißem Halse und weißer Brust vor ihm stand, und sah ihm noch einmal toll in die Augen, ehe sie sich leidenschaftlich und sinnlos an ihn hielt und ihm Augen und Gesicht und Hände hastig küßte.

„Du bleibst die Nacht bei mir," sagte sie flüsternd und ganz erstickt in ihrer Glutliebe.

Siebenunddreißigstes Kapitel.

Dominicks Ende.

Mathilde war außer sich. Es war im November. Dominick war nicht zu finden. Er war eine Woche nicht heimgekommen, und nur einmal wollte ihn jemand mit einer Blondine am Arm gesehen haben.

„O Gott,“ Mathilde war zerwühlt bis zum Grunde. Am Sonntag hatte sie ihn überall gesucht und nicht gefunden. Auch nicht in der Weiberkneipe, nirgends. Es war eine sinnlose Unruhe, die sie Tag und Nacht erfüllte. Einen ganzen Tag lang hatte sie versäumt in der Fabrik, Krankheit angegeben. Und dann am Montag endlich war er wiedergekommen. Nein — nicht gekommen — wie ein Mensch kommt frei und kühn, nicht wie er sonst kam, auch nur versonnen — schleichend an Mathildes Thür vorüber, und gedemütigt zum Erschrecken. Und wie Mathilde in's Zimmer kam am Morgen, lag er auf seinem Sopha zusammengekrochen in sich, er hatte sich nicht einmal zu-

gedeckt. „Max," rief sie, „Gott, Max," und sie holte eine Decke und hüllte ihn ein. Da erwachte er, und er erwachte gleich, sprang auf seine Füße und sagte hart: „Pfui, — gehen Sie — gehen Sie weg — Mathilde — ich kann es nicht ertragen. Ich kann Ihr Mitleid nicht ertragen. — Zum Teufel! Gehen Sie!"

Mathilde blieb stehen und sah ihn an. „Raffen Sie sich doch auf," sagte sie plötzlich hart, als wenn jetzt alles darauf ankäme, ihn zu sich zu bringen, und kein Mittel zu schlecht wäre, um ihn zu erheben. „Raffen Sie sich, Sie leben ja noch," sagte sie fast höhnisch.

Das traf ihn augenblicklich, daß er sie fast wie geschlagen ansah und sich zur Erwiderung aufrichtete.

„Was is denn? wo warst Du denn um Gotteswillen, Max? ach, ich habe Dich gesucht und gesucht — und ich fand nichts. Kummer und Elend scheint mich zu treffen", begann sie zu weinen.

Dominick sah sie erstaunt an. Er wußte nicht, er sah sie flehend vor sich und wußte nicht, warum sie sich kindlich niederbeugte, seine Hand preßte und bitter und hoffnungslos weinte. Er sah sie an und sein Gram wich, als wenn es im Zimmer ganz hell würde. Es war früh am Morgen, und nur das Morgengrau kam herein. Aber gleich darnach an sich herabblickend: „Mein Gott, gehe doch — gehe doch — es hat ja keinen Zweck — laß mich verkommen!" sagte er sogleich gelassen. „Ich bin nichts wert. Ich habe mein Leben weggeworfen, es ist nicht zu retten", sagte er. „Nun ist's aus —!"

„Nein," sagte sie — „Du, der Du vor mir stehst, besinn' Dich doch auf Dich."

„Hier am Orte kann ich nicht bleiben, ich muß fort."

„Wohin?" sagte Mathilde.

„Heim, zu meinen Eltern, und ich will ihnen alles sagen und vorstellen — ich will vielleicht eine Schreiberstelle auf dem Gute nehmen. Hahaha, ein Schreiber weißt Du —"

„So gehe bald," und sie sah ihn mit Trost an, weil er vernünftig sprach.

„Gehe bald," sagte sie noch einmal. „Gehe heute noch — gehe! —"

„Ja, heute noch" — sagte er tonlos. Es war noch dunkel in der Stube, obgleich die Vorhänge nicht geschlossen waren, und wie bleiern lag es in der Luft. Mathilde mußte in die Fabrik.

„Ich gehe denselben Weg wie Du", sagte Dominick, und suchte seinen Hut, der im Sopha zusammengedrückt lag.

„Hast Du denn gegessen?"

„Nein nein nein — nichts —" sagte er ganz versunken. „Nichts — ich will auch nichts — ich brauche auch nichts." Und dann sah er sie an, und eine Thräne nach der andern rann aus seinen Augen, daß Mathilde nicht wußte, was vorging. Und stumm stand sie und er.

„Du warst eine Gute," sagte er, — „Du wolltest immer alles gut machen," aber weil ihn die Thränen leise erstickten, und er es nicht zeigen wollte, drückte er nur ihre Hand in sinnloser Kraft, daß sie Schmerz fühlte, und dann

ließ er sie los, wie ihm plötzlich das Stübel heller schien. Er blickte sich wie gleichgültig noch einmal um.

„Wir gehen noch eine Weile zusammen. Mein Weg führt über die Dörfer. Ich muß an der Fabrik vorbei." „O Du," sagte er plötzlich, „vergiß nur nicht, daß ich zu verachten bin, ob ich nun geboren oder gestorben bin."

„Nein — Du wirst noch einmal klar und frei sein, wie Dein Wesen im Grunde."

Mathilde sagte es und wußte nicht, wer es in ihr sprach. Aber sie sagte es, daß es die Stunde verklärte, und Dominick sie strahlend ansah, wie ein Kind, das man bekränzt. Aber dann ging er gebeugt neben ihr. Und sie reichten sich am Thor die Hände wie Freunde. Und er schritt in den Wintermorgen, der kalt, aber schneelos war hinein, während sie an die Arbeit ging, ein oft stockender, junger, müder Mensch, der ein Bündel nicht hatte, nur ein paar Papierfetzen, die er peinlich in der Tasche trug, und die er seinem Schuhe rasch entnommen hatte, wie er noch einmal zurücklief vor seinem Gange. —

Mathilde konnte Trauergefühle nicht los werden. Sie war den ganzen Tag, — und dann Tag und Nacht immer wieder erfüllt von Trauergefühlen. Sie sah hundertmal auf, als wenn ein Hülferuf käme, der wie aus Dominicks Munde klang. Geld hatte sie ihm auch ihr letztes mitgegeben. Wenig. Hundertmal aus dem Lärm in der Fabrik, oder dem Lärm der Straße schoß es in diesen Tagen ihr zusammen wie ein Angstlaut und wie eine rufende Stimme:

„O mein Gott!“ — — — —

Nach Tagen kam der alte Dominick. Er war ein Mann wie ein Russe, strotzend, bärtig und mächtig und hart, im langen, dicken Mantel wie ein Viehhändler; und wie er gleich Nachsuchung hielt, wurde er an Mathilde verwiesen. Er war fast nichtachtend zu ihr. Er dachte natürlich, sie wäre in erster Linie schuld an allem. Mathilde fühlte seine Verachtung — und achtete es nicht. Sie blieb aus der Fabrik, sie half suchen. Sie wußte seinen letzten Gang. Am Morgen war sie mit ihm gesehen worden. Sie kam gar nicht zu sich.

Nie und nimmer konnte sie auch nur so etwas denken. Er hatte ihr nur am Thore die Hand gegeben, und es war wie Hoffnung gewesen. Und der Vater hatte einen Brief bekommen, der den Sohn anmeldete, nun war der Sohn nicht zu finden. Nirgends. Sie fingen an in den Dörfern zu fragen. Sie gingen gemeinsam suchen. Durch ein ärmliches Dorf kamen sie, da stand ein schönes, freies Schloß mit breiten Freitreppen inmitten der uralten kahlen Eichen, und am Dorfteiche trieben sich am Schmutzwasser Gänse und Kinder herum.

„Jeses! nee Ihr Leute! 'S is aber au' gar!“ sagte ein alter Dorfmann, der die Straße heranhumpelte. „Drieben eim Kretscham hot sich Eener erschussen.“ Und eine alte Frau und ein ganz blonder Junge, der trotz Winter noch barfuß lief, stellten sich dazu und bestätigten es. „Es hot sich a junger Mensch aus der Stadt erschussen.“

„Wo denn? — genauer —“, sagte der alte Dominick. Mathilde sah aus wie eine Gemarterte, und sie liefen eilig über's Feld weiter. Sie war so erschüttert, daß sie kreidig aussah und immer heimlich nach Atem rang, so eng und gefangen war alles. „Im Gasthause“, sagte der alte Dominick, wie sie mit Eilschritten liefen, wie Leute, die schon wußten. Es zeigte ihnen auch niemand erst den Weg. Alle sahen sie nur, und sie gingen durch, als wenn ihnen nur die Blicke den Weg bahnten. So kamen sie und fanden in einem kleinen, kalten, kahlen Zimmer den entseelten Leib Dominicks im Bette, mit der Stirn im Blute noch, weil die Wirtsleute ihn nicht anzurühren gewagt und nun erschüttert dastanden — und leise untereinander wisperten, wie sie den Vater an der Leiche sahen.

Der Alte sagte nichts. Mathilde stand starr.

Der Alte hob des Toten Kopf auf, daß die eine Hand sich regte.

Der Revolver lag am Bettrande. Der Alte sah alles.

Inbrünstige Thränen quollen Mathilde, daß sie die Welt ganz nur im Traume sah.

Sie hätte ihn fortheben mögen empor, in Licht, in Liebe —.

Unter seinem Kopfkissen ein Heft! Da! —

„Jesus!“ sagte Mathilde und nahm es, wie erstaunt.

Der Alte schlug es auf.

Es war der Ostergesang, den Dominick gemacht und Mathilde gelesen hatte.

Der Alte las — und Mathilde — still:

. . . .

. . . .

Ratlos irrend und schauernd in bleichem Erregen,
Wo sie den lieben Herrn in's Grab gelegt,
Daß das Licht erlosch —
Wandelt Maria her auf nächtigen Wegen:
„Gärtner, wo habt Ihr ihn hingelegt?
„Ach, das Grab ist leer und todt!"
Und der Gärtner lächelt sanft und spricht:
„Weine nicht!
Maria!"
Und der Liebereichen Wange färbt sich rot.

Atem aus Knospen, aus kaum geöffneten, zagen —

. . . .

. . . .

„Ostern!" — schweigende, reine Jungfraun schreiten —
Ihrer Augen heimliche Feuer glühn.
„Noch ist Nacht." —

. . . .

. . . .

Blüten! — Blüten! die kaum geöffneten, zagen —
„Ja, der Lebendige wacht."
Bäche tosen in schäumenden Ufern zu Thale.
Tausend Stimmen jauchzen:
„Mit einem Male
„Schwanden Tod und Nacht!"
Wieder, wie wenn heilige Feuer lohten
Ueber Gräbern Männer in glänzenden Kleidern —:
„Engel!"

Und ein Ewiger spricht:
„Weinet nicht!
„Suchet nimmer den Lebendigen
„Unter Toten!“

Es war stumm, und kein Laut rührte sich, weil die Seelen in's Unbegreifliche verstrickt schienen, die Lebenden und die Toten.

Fünftes Buch.

Achtunddreißigstes Kapitel.

Die Heintken bringt Mathilde eine junge Schwester.

Wer kann sagen, ob eine Menschenseele die andere liebt? und wer kann die hohe Gestalt der Seele zeigen, die aufgerichtet, wie ein Baum, ganz unsichtbar und doch vernehmlich in's Licht sich hebt mit breiter Krone oder gar windgezaust und blatt- und astberaubt dasteht, ein armseliges, dürftiges und verwehtes Ding, das kaum noch in der Scholle ärmlich haftet und kummervoll mit elendem Gezweige hineingreift in die Aetherluft? Wer kann sagen, ob eine Seele mit der andern sich innig verwob, und wo die Schönheit geschrieben steht im Luftkreis, die ihr eingezeichnet wurde, der einen, die blieb, wenn die andere welkte und hinstarb? welche Wunde und welche Kraft aus der gestorbenen Gestalt in die andere kam, daß die nun reich zurückblieb, gebeugt und doch höher als ihre Schwestern, die im Glanz leben ohne Schmerzen — aber auch

ohne Erfüllung — gebeugt und gesegnet zugleich von dem ewigen Leiden, das wie Spatenstiche den Grund der vollen Lebensgestalt ergraben, uns zum Staunen und dem Menschen zum Halt.

Arm war Mathilde immer geblieben. Ein Fabrikmädel war sie. Jahre gingen in's Land — sie war nichts anderes. Sie ging zu ihrer Arbeit in das lärmende Haus mit den mächtigen Fenstern und den weiten Höfen. Sie that immer dieselbe Arbeit, die sie gewohnt war. Sie fing ihre Fäden und achtete und paßte, daß keiner riß, den sie nicht gleich mit dem feinen Häkchen anzog und eilig knüpfend in's Gewebe schlüpfen ließ ohne sichtbaren Makel. Sie that ihre Arbeit. Es war ihr wohl dabei. Sie versank in das Klare und Sorgenlose. Sie lebte. Wer an ihrer Arbeitsstelle vorüberging, sah sie, wie sie versunken war. Sie sah kräftig aus. Ihren blonden Haarschwall trug sie hoch über dem Kopfe in einen Knäuel gebunden, und die blonden Härchen waren achtlos um Stirn und Schläfe. Ihre Augen waren sicher, und sie sah einen an wie eine Vereinsamte — so nebenher mit Ruhe und ohne alles Verlangen — kaum recht verständlich, ob noch Verächtliches, oder nur eine ferne Trauer den Blick leer und eilig machte. Und tief und unbegreiflich zugleich. Uebrigens sah man Mathilde an, daß sie in ihrem Kreise geachtet war. Die jungen Mädchen, die erst eingetreten waren, staunten auf sie, weil sie streng und stolz ging, und selten mit Andern, und freundlich sprach, wenn sie zu reden Grund hatte — geordnet und säuberlich aussah auch aus der

Arbeit. Sie dachten, das ist eine Besondere. Und weil sie kräftig aussah und gesund, und man sie sonst nicht sah, als in der sicheren Anmut ihres gewohnten Fleißes oder auf dem Heimweg, wo sie sich nicht groß umblickte. Andere waren laut und lachten frech, die Aelteren, und sahen liederlich und nachlässig aus. Und es war, wie ehedem für Mathilde, noch für jede neue. Auch in den Schänken blieben die Männer dieselben, die auf neue, junge, die hereinkamen, wetteten, und neue Eifersuchtskämpfe umstritten die, die verlockend waren. Und manch Eine sah auf Mathilde heimlich, wie sie gewohnt einherkam und ging, und wie sie auch Werkmeister und Portier mit Achtung grüßten, und wünschte in's Unbestimmte eine Seele, die so aufragte. Denn ein Verborgenes und doch so Offenbares ist das Rätsel, das Jeder mit sich trägt. So offen und so verborgen ist die Grundgewalt, mit der ein Auge in's andere dringt, und ein Wort und Wesen Tausenden ein stilles Muster ist, ob es auch nur eingeht wie ein flüchtiger Sonnenstrahl.

Mathilde war gar nicht mehr jung. Dreißig mindestens. Unter den Männern, die sie umschwärmt hatten, waren manche nicht mehr im Orte. Saleck lebte mit einer kleinen, unscheinbaren Frauensperson, die auch zum Kinde nicht sonderlich Mutter war. Sie trafen sich unterwegs, und Mathilde sah ihn manchmal gemessen an, daß er dann heimkam und nicht duldete, wenn die Kleine nicht fein und zärtlich mit dem Jungen war. Der Junge war nun beinahe neun Jahre, blond und kräftig und ein ge-

sundes Wesen und immer noch Vaters Stolz — der alt geworden war und bleich aussah, weil sein Rücken mit den Jahren gedrückter wurde. Aber Mathilde hatte ihn nur angesehen ohne Anspruch. Sie war seltsam. Sie ließ nun die Dinge in der Welt noch mehr gehen, ohne zu wünschen. Sie nahm teil ohne rechtes, klares Verlangen. Nie kam ihr der Gedanke, das Kind für sich zu wollen. Es war so allerlei, das wie ein Leichenfeld um sie lag. „Es ist Alles flüchtig und nichts besteht", sagte sie oft, wenn jemand mit ihr sprach. „Und was man hat, hat man doch nicht. Und man selbst *ist* nichts." Es klang aus Dominicks Munde, der längst stumm war, in ihrem.

Merkwürdig, daß sie jetzt manchmal richtig sich Gedanken machte. Sie war einmal darauf verfallen, weil sie oft in ihren Näharbeiten daheim mit Dominick zusammenschien. Er kam, sie sah ihn leibhaftig, und er redete zu ihr, Tiefes und Hartes. Aber oft seltsame Gedanken über das arme Leben. Sie saß und wußte dann, was er gesagt hatte — Wort für Wort, wenn sie gesessen und die Nadel in die Luft gehalten, lange seiner Rede zugehört und seinem Bilde zugesehen hatte, bis es im Dämmerscheine der Stube verrann. Keiner war ihr jemals so nahe. Sie dachte nun oft, daß sie nur ihn geliebt hätte, niemand sonst. Niemand erfüllte so ihr Wesen. Und sie wunderte sich, daß keine Sehnsucht in ihr war, trotzdem. Sie sah nicht zurück. Das war es. Sie hatte vergessen, wie sie hohläugig und vergrämt lange ihre Arbeit gethan, traurig und geändert und ermattet gelebt

hatte, ehe sie sich aufraffte, ohne Verlangen zu sein. Keine Wünsche hatte sie. An die Heimat dachte sie gar nicht. Und daß sie Eltern hatte, hatte sie fast ganz vergessen. Es fiel ihr nicht einmal ein, daß sie Dominick fast wunschlos angesehen, wie er lebte, und daß sie ihn geliebt hatte, ohne zu begehren, so in Verklärung sah sie ihn, und so ging er nur in ihr um, als sähe sie aus seinen Augen und spräche mit seinem Hauche. Das war es, daß die Andern sie oft ansahen und auch empfanden, daß eine Gestalt aufragte, die doch gebeugt war, und nichts hoffte.

Einmal wurde Mathilde herausgerufen aus der Arbeit. Draußen am Thore stand ein junges Ding, nicht kräftig, blaß, und kaum jungfräulich, ärmlich und schüchtern. Die Heintken stand dabei, beide harrten. Beiden sah man eine Betteldemut an. Mathilde kam. Es war ein ruhiges, gleichmäßiges Sichsehen und Begrüßen. Die Mutter war zärtlich, was Mathilde hinnahm. Die Junge, eine Stiefschwester, blickte Mathilde mit einem Schein von Scheu und Ehrfurcht an.

„Ich breng D'r se hiehar", sagte die Mutter.

„'S is grade ni viel Arbeit", sagte Mathilde.

„Nu ebens, ebens", sagte die Heintken, „bei ins erscht recht ni!"

„Martel", sagte Mathilde, und war zu der Jungen freundlich, daß die ihr die Hand reichte und auch leicht zu lachen wagte. „Willst Du hie bleiben?" sagte Mathilde, und sie nahm ihren Kopf und sah sie an. Es war

ihr plötzlich angenehm, daß sie mit einer Schwester wohnen könnte.

„Ja, ja", sagte die kleine, junge Fünfzehnjährige, „behalt mich ock hie."

Mathilde dachte an alles zurück und sagte nichts, während die Mutter in sie einredete und hastig allerlei Elend auskramte. Auch, daß Heintke gestorben wäre und sie jetzt ihrer Hilfe bedürfte, wenigstens für die Junge. Mathilde sah ohne Bewegung die Mutter an. Sie erlebte etwas aus längst vergangenen Tagen, wo sie jung war und nichts kannte.

„Wartet, ich war' mich ausbitta", sagte sie nun wieder ganz im alten Tone ihrer Heimatssprache. Dann gingen sie zu Mathilde, die längst in Dominicks Stübel in der Mühle wohnte. Und die Mutter wollte erzählen, was alles im Dorfe umgegangen, auch daß Hallmann die Guste oben geheiratet und jetzt selber schon ein Bauer wäre; daß es die Guste schlecht hätte, und die alte Hallmann noch im Hause wären. Beide — Mann und Mutter — hätte sie auf dem Halse.

„O meins, meins", sagte Mathilde und hörte nur von ferne und sah Marta, die Junge an, die die Mutter reden ließ. „Sihste, Martel", sagte Mathilde, „arm bin ich au', aber zu leben hot ma — und Du bist au' gruß geworn. — Nee — Du — ich hätt's ni geducht! — Nu sag mir ock! — wie kamt Ihr denn daruf?" fragte sie versonnen, während sie eine Mehlsuppe machte im engen Ofenröhr, einige Scheibchen Wurst dazu holte und das

Brot mit dem Butternapf auf den Tisch im armen Stübel stellte.

„Se that ni gutt", sagte plötzlich die Mutter rücksichtslos. „Nu se aus der Schule war, konnt' ich se nee d'rwehren! Se that ni gutt — se hot Mucka — se is a wing liederlich — das Madel —"

Marta bekam nasse Augen und Scham stieg ihr auf. „Und parieren muß se", sagte die Heintken hart, „au' Dir!" — „Verstihst De, Madel?" fragte sie nun scharf, zur Jungen gewandt, daß die weinte.

„Brauchst nee flennen", sagte Mathilde ruhig, „ma werd vernünftig, ma braucht nischt dazu thun, es werd schun gihn."

Und sie aßen und sprachen wenig, nur die Mutter, die sich lächerlich ordentlich gemacht hatte, kam sich sehr wichtig vor, weise Lehren neu hervorzukehren und nahm dann schließlich die Junge in Schutz, weil es im Grunde auch eine zu elende Welt wäre, die viel schlechter wäre, als zu ihrer Zeit, und sie schalt und plapperte — während Mathilde tausend Bilder und Gedanken stille kamen und sie immer wieder nur Marta ansah.

Neununddreißigstes Kapitel.

Wie Mathilde mit der Schwester lebt.

Mathilde's Leben hatte jetzt eine sonderbare Aufgabe. Die junge Schwester war unversehens gekommen. Nun war es Mathilde recht, daß sie sie bei sich hatte und für sie sorgen mußte. Sie gingen zusammen in die Fabrik, wo ihr Mathilde gleich eine Stelle verschafft hatte. Wenn sie so neben einander, Mathilde wie immer streng und schnell, und die Schwester in kleineren Schritten und zum Umsehen geneigt, in's Fabrikthor schritten, sah man es, daß sie zusammengehörten. Marta war ein kleines, pfiffiges Mädel, die zu Mathilde immer ein gelehriges Gesicht machte und hinter'm Rücken an die Freiheit dachte und überlegte, wie sie zu Abenteuern käme. Es war nicht leicht, sie in der Obhut zu haben. Sie war auch faul. Auch eine ganz Andere, wie Mathilde gewesen. Im Grunde war sie gar nicht schüchtern, trotz ihrer jungen Jahre. Und daß sie eine Schwester am Ort fand, die ihr die Wege

bahnte, machte sie schnell sicher. Sie war schon mit ganz anderen Gefühlen in die Stadt gekommen, gar nicht sie eigentlich. Es war der alten Heintken Wunsch gewesen, sie müßte ein ordentliches Leben führen, weil in der Zeit oben in den Bergen eine Eisenbahn gebaut wurde, und die jungen Kroaten, die bauten, hübsche, braune Kerls mit großen Kindsaugen und roten Käppis und mit ledergestickten Wämsern und Hosen, die Sonntags singend um ihre Suppenkessel im Freien lagen und in den Wäldern streiften, nach den Ortsmädeln aussahen, zumal wenn eine in die Ausländer toll war, wie die Junge. So war Marta in die Stadt gekommen und wäre im Grunde viel lieber daheim geblieben im Gemeindehause, das die Kleine nicht gestört hatte, und im freien, verwahrlosten Leben gleich in der Jugend. Jetzt hatte sie eine Strenge neben sich. Mathilde war wie eine gute Mutter zuerst. Wie sie es merkte, daß Marta nach jedem jungen Kerl aussah und nicht an sich hielt, mahnte sie. „Nee, Madel“, sagte sie im Gebirgston, „mach D'r ock nee 's Leben schwer.“

Und Marta ging und hörte es sich an, weil sie vor niemand sonst, aber vor Mathilde doch Achtung empfand. Marta war ein zartes Mädchen, sie war blaß und kaum jungfräulich. Ihr Körperchen noch schlank, und ihr Auge hatte etwas Trauriges und Weiches. Wenn sie Mathilde ansah, schwankte und irrlichterierte es hin und her und sah in's Weite. Aber es kam eine verborgene Lust manchmal, daß es über alles fortsah so in Neugier und so kühl, so flüchtig es versinken konnte und traurig sein.

„Bleib Du derheeme und spar Dir was und thu Deine Arbeit! — wie Viele, die untergihn, weil se ni an sich ha'ln, wenn se die Feierabende für sich ha'n", sagte Mathilde, wenn sie nach gethaner Arbeit in ihr gemeinsames Stübel kamen, und die Große sich in Ordnung brachte, wusch und ihre stillere Arbeit begann.

Und Marta sah sie an und that in der ersten Zeit gelehrig. Dann kamen Sommerabende, wo sie Andere abholten und sie mitlief — und wo sie spät heimkam, elend und frech schien — und ewig am Morgen nicht zu erwecken war.

„Stih uf, Martel", sagte Mathilde, die, wie gewohnt, von selbst pünktlich erwacht war, wenn sie längst in ihren Röcken stand und vor der Waschschüssel am Spiegel ihre schweren Blondhaare aufband, die Arme hoch in die Luft gereckt und den Kamm zwischen den Zähnen. „Stih uf!" rief sie — und dann begann sie, sie zu mahnen: „Warum kimmst Du a su spät heem?" und sie machte ein mürrisches, auch noch müdes, verschlafenes Gesicht, sah unfreundlich und spröde aus, wenn ein Sonnenstrahl über sie kam und die glatten Wasserlocken an der Stirn und das eben gewaschene, glänzende Gesicht traf.

„Wu warst De denn wieder de halbe Nacht?" Marta gab gar keine Antwort.

„Du mußt raus, nu mußt De raus!" rief Mathilde im engen Stubenschlitz, wo die Betten neben einander standen. „Ich gih suste alleene", und sie schüttelte die Junge, die ohne Hemd, leichtsinnig wie im Gemeindehaus, im

Bette lag, und tief verschlafen und blaß sich nun im Morgenstrahl aufrichtete, jugendlich unbeholfen fast, so völlig schlafbenommen, heraussstieg, schlank und nackt und lange dastand — und nichts that, nur immer mit halb offenen Augen in's Bett starrte, daß sie Mathilde mit Wasser plötzlich lachend besprengte, weil es ihr zu arg war und die Bewußtlosigkeit ihr Lust machte.

„Du sullst mich lo'n!“ sagte Marta nun wütend und griff in's Bett und suchte ihren Hemdlumpen und sagte lange garnichts, sah nur dann und wann zur Großen hin und war mürrisch den ganzen Weg, wenn sie endlich auf der Straße waren, und Mathilde neben ihr redete:

„Nee, um Himmelswillen, Madel, wie sihst De ock aus?“ worauf sie gar keine Antwort erhielt. — Bis dann am Abend nach der Arbeit Marta freundlich schien, gutmütig mit der Schwester heimschritt, und einige Abende nun kamen, wo sie gemeinsam an das Wasser gingen und auch in den Promenaden still mit einander unter blühenden Kastanien oder Linden spazierten, den Duft einsogen und die Feierstunde fühlten, nicht viel sprachen, die Große die Ruhe empfand, und daß es Frühling war — und die Kleine sich heimlich nach jedem Mannsbilde umsah, das ihren Blick nur irgend zu suchen schien: Die Kleine frisch und leicht — die weder an Sommer noch Winter dachte; — nicht dachte, daß Blüten eben in der Abendluft dufteten — die im Grunde launig und lustig und eine echte Tochter der Heintken war, bereit und sinnlos toll, sich wegzuwerfen, wo eine flüchtige Gelegenheit sich

darbot. Mathilde wußte es gar nicht so, sie ahnte es kaum. Sie war dann gutmütig und liebte die Kleine.

Dann hielt sie sie fest am Arm. Dann legte sie ihren festen Arm in den der Kleinen. Dann konnte die Kleine schon aus Achtung nicht entweichen. Dann versuchte Mathilde zu sprechen und sprach Dinge, über die Marta einfach lachen mußte. Hohe Dinge, wie vergänglich alles wäre — auch der Frühling — und wie geplagt die Kreatur wäre, und daß jeder sehen müßte, sich in einer Welt zurechtzufinden, die voll Blüten wäre, und die doch voller Räuber und Feinde starrte, die jeden Augenblick aus allen Ecken, aus jeder Schönheit, aus jeder Knospe, aus jedem Strahle hervorbrechen könnten. „Ueberall wäre Glück und Leid verborgen in einem Schein" — sagte sie — so hatte es ihr einmal Dominick gesagt. Sie wußte Wort für Wort, und es kam natürlich heraus aus ihr. Aber Martha lachte sie aus. Für sie war das keine Sprache. Sie hörte gar nicht. Sie sah, daß einige junge Männer an ihr vorüberschritten und sie pfiffig ansahen, einige aus der Fabrik — daß sie sie pfiffig ansahen und an ihr heruntersahen, verlockend und deutlich ihre ganze Gestalt maßen, so daß ein Vergnügen in der Kleinen Blick aufwachte, und sie noch einmal Mathilde auslachte und gar nichts sagte, sich nur dann, wie zufällig umdrehte, um denen noch einen Wunschblick nachzusenden.

An einem solchen Abend, wie sie unter einer duftenden Kastanie auf einer Promenadenbank stumm saßen und nieder auf den Fluß, der breit spiegelte und einen Nacht-

himmel in seiner Tiefe hielt, und dann hinüber in die seltenen, hoch gemauerten Gärten der alten Dompriester sahen, die mit ungeheurem Baumschatten tief in den Wassergrund zu tauchen schienen am jenseitigen Ufer — da trat Simoneit zu ihnen.

„Nu, Mathilde —", sagte er ganz arglos.

Alles, was passiert war, lag längst vergessen. Er war ein ruhigerer Mann geworden — Simoneit. Er hatte auch sein Mütchen gekühlt, und jetzt kam er einsam und genoß, die Pfeife im Munde, den Abend hier.

„'S is schön hier", sagte Mathilde, „ich seh die Wasserlichter gerne, und wenn die Dampfer herkommen — mit bunten Laternen —"

„Ich werd' mich au' a wing setzen", sagte er, wie er Platz nahm. Und sie saßen eine Weile stumm und sahen hinaus auf den Fluß, wo ein Dampfer heranstampfte, und näher und näher zog, endlich mit einem grellen Glockensignal die Nacht belebend.

„Das is wohl an kleene Schwester?" sagte er und besah mit ganzer Ruhe die Junge, die neben ihr saß.

„An Stiefschwester", sagte Mathilde gleichgültig.

„Aber sie sieht D'r ähnlich — nich so sicher und stark is se, wie Du warst — damals."

Mathilde ärgerte es, daß er sie an damals erinnern mochte, und es gingen ihr einige undeutbare Gefühle durch den Sinn, sie mußte an Saleck denken und an den Kampf der Beiden, und sie mußte sogar lachen über das Leben und über sich, wie sie jetzt so friedlich

saßen: — er die Dampfwolken aushauchend, daß man dann und wann den Feuerfunken seiner Pfeife im Dämmer sah, nur dann und wann ein Wort sprechend und in Gedanken versunken. — Und Marta prüfte die Beiden und wußte nicht, ob sie ein Einvernehmen verbände. Sie dachte es fast, so sanft und zutraulich war der Ton — ob Mathilde gleich kühl und sicher dann aufstand und sie am Arme mitzog.

„Warum wollt 'r denn schon gihn?" sagte Simoneit, fast unzufrieden.

„'S ist Zeit", meinte Mathilde.

„Jeses, an Viertelstunde noch", sagte Simoneit.

„Warum willste denn schon gihn?" sagte jetzt auch die Kleine.

„'S is uf Elfe zu, morne is au' a Tag", sagte Mathilde wie ablenkend und harmlos. „Du kannst so wie so ni aus 'm Bette", sagte sie zur Schwester.

„Ach nee", sagte die Junge, „ich war schun können."

Aber Simoneit hatte sich auch erhoben und ging, vor sich hinrauchend, mit. Sie sprachen gar nicht, wie sie unter den Bäumen im Dunkeln schritten und kamen dann in die Straße hinein, wo unten die Mühle lag. Simoneit blieb am Hause stehen, und Mathilde wollte mit der Kleinen hinauf. Man sah es ihm an, daß er was hatte. Er paffte heftig und sah beide an. „Luß ock die Kleene alleene nuff gihn", sagte er unwillig.

„Ach, zu was ock?" sagte Mathilde. „Was mir Zwee zusammen han, kann jedes hörn —"

„Bist De immer noch biese uf mich?“ fragte Simoneit, phlegmatisch rauchend.

„Warum nee gar“, lachte Mathilde jäh. „Die Zeiten sein vorüber“, rief sie und wunderte sich.

„Gib mir wenigstens de Hand, Mathilde“, sagte er gutmütig und reichte ihr seine Hand hin.

„Nu, wenn D'r das gelegen is, die kannste ha'n“, sagte sie lachend und heimlich halb verlegen und versonnen, wie sie sie ihm reichte. Aber dann verschwanden beide rasch in's Haus — daß Simoneit noch ewig unten stand — und Schritt um Schritt endlich sinnend heimging — die Mädchen oben in der Halbdunkelheit ohne Licht in's Bett krochen, und Mathilde lange lag, an tausend Sachen dachte und weinte — ohne sich aufzuhalten bei Gedanken, nur so unbestimmt aus dem Lebensgrunde und nach etwas, was sie geahnt hatte, wie sie mit Dominick gut, und was längst versunken war.

Vierzigstes Kapitel.

Die junge Schwester verwahrlost.

Wie der Herbst kam und die Bäume auf den Promenaden schnell windverweht und kahl standen, erfüllte Mathilde heimliche Sorge. Die junge Schwester war nicht zu hüten. So sanft und weich, wie sie sein konnte, um Mathilde ein Bändchen um den Hut, oder ein Jäckchen, oder sonst einen schmückenden oder wärmenden Umhang oder Shawl abzuschmeicheln, sonst konnte Mathilde fein oder grob reden, im Zorn, wenn sie spät heimkam, und lüderlich und vergriffen aussah, sogar nach ihr schlagen, wie es die Mutter that — nichts half. Wenn der Hang und Drang über sie kam, da half nichts. Da saß Mathilde über die Nähterei gebückt und wartete und wartete und saß und stichelte bis in die Nacht, ging an's Fenster, um in die Nacht hinauszuhorchen und beruhigte sich ein wenig bei jedem Schritt, der unten die Straßenecke heran klang, um dann gepeinigter als je an die Uhr zu blicken und ihre

Arbeit neu in die Hand zu nehmen. Marta war erst sechzehn Jahr, und schon, wie's in den Winter hineinging, hatte ihr ganzes Verhalten nicht Sinn und Art. In der Fabrikarbeit lief sie verwahrlost wie viele andere, die auch nichts auf sich hielten. Mathilde, die adrett und reinlich und tüchtig aussah und mit festem Schritt und sicherem Blick ging, konnte reden und reden. Es half nichts. Es hing alles an dem Mädel herum. Noch dazu, weil ihre Gestalt schmächtig blieb und nicht wuchs infolge ihres unstäten Lebens. Gleich in der ersten Zeit — wovon Mathilde gar nichts ahnte, denn die Kleine war schlau und wußte das so einzurichten — war sie mit einem Bäckerstift gelaufen, der ihr in einem Wassergange auflauerte, wenn sie einen eiligen Umweg aus der Fabrik machte. Das gefiel ihr. Es war ein ganz leichtfertiges Ding. Nun war sie kaum flügge, nun lag sie schon in allen möglichen Armen und blieb, wenn sie aus irgend einem Grunde von Mathilde sich losgemacht, mit verfänglichen Blicken an jedem Schaufenster stehen, wenn Männer kamen, um ihnen dann Zeichen zu geben und Geld zu bekommen. Dann sah sie auch ganz drollig-feierlich aus. Sie nahm sogar einen Schein von Traurigkeit an — das kam von der Mutter. Das war Mathilde überaus zuwider. Wenn Mathilde einen Kummer je gehabt, den verbarg sie. Verschlossenheit war ihr Wesen — und Mißtrauen. Sie dachte fast, ein Schmerz ist ein Gut, den hütete sie — und mißtraute nun denen, die um sie waren, daß sie es nicht wert wären, und ihr Mitleiden ein Gift, statt Liebe. Die

Kleine ging langsam, sah sich um, wenn ein Mann, der ihr gefiel, ahnungslos die Straße kam — und dann sah sie ihn an, wie eine feine Unschuld, die es elend hat in der Welt, mit demütigen Bettelaugen, die wie zufällig seitlich fielen und trat ahnungslos und arglos an ein Schaufenster, und lockte so manchen. Dann war sie zu allem bereit. Dann galt ihr nur, mit heimlichem Gelde in ihre Stube zu kommen, dann waren ihr auch Worte und der Zorn Mathilde's gleichgültig. Dann lachte sie frech, wenn Mathilde ihr das Verkommene ansah, wenn sie nach ihr schlug und schimpfte.

„Verfluchtes Mensch", sagte Mathilde einmal, als sie um neun Uhr eintrat, gezaust und lässig und ganz versonnen und matt. „Du sölltst Dich schamen." Marta zog sich bald ihre Arbeitslumpen herunter und wollte in's Bett kriechen. Da hörte Mathilde Geld klimpern in der Schwester Rocke. Sie sprang auf wie Eine, die eine Wespe gestochen.

„Wu is das Geld har?" schrie sie plötzlich und eilte mit wütender Hast, den Rock heranreißend und ihn am Tische im Licht untersuchend, daß sie fast noch die Lampe umstieß. „Wu is das Geld har?" Marta sagte gar nichts, sie versuchte, frech zu lachen. „Wu is das Geld har?" schrie Mathilde noch einmal und konnte in der Hast gar nicht den Eingang in die Tasche finden, so erfüllte sie die Angst und der Zorn. Dann fand sie es, es waren einige Thaler.

„So —" sagte sie. „Also — an sulche bist Du!" und

sie sah das Geld an, das sie in der Hand hielt, und sah Marta an, die sich gleichgültig ausgezogen und auf alles heimlich gefaßt war. Und es war eine dumpfe Spannung in dem kleinen, arm erleuchteten Stübel, einem elenden Stübel, in dem die beiden Betten standen und die alte Sophalehne am Tische und die beiden Schübe der Mädchen. Mathilde sah, wie die Junge ihre Lumpen fallen ließ und in's Bett kroch.

„Wie Du aussihst", sagte sie hart. „Jung und kaum ufgewachsen — und vergriffen, wie 'ne Hure", sagte sie noch einmal.

„Hahaha", lachte Marta, und ihre zarten, bleichen Züge, die jünger waren, als man dachte, und in denen nur die Lust und jetzt die Ermattung umging, belebten sich in Hohn, daß Mathilde kaum an sich hielt. Sie war vor ihr Bett getreten und wollte sie angreifen, an den Schultern zerren und sie aufrichten — irgend etwas — Mathilde griff nach der Schwester. Aber Marta wich aus — und sagte, sich nach der Seite wendend: „Luß mich, greif mich nee a!"

Und Mathilde schrie aus vollem Halse: „Hahaha, an sulche bist Du, pfui Teufel — nee, nee, ich werd Dich lieber ni anrühren, daß ich mich ni a' Dir besudele, Du Mensch Du —"

„Spiel Du Dich ock uf", sagte Marta ganz gleichmütig, „ich dächte, Du hättst 's nötig — ich wiß schun."

Und Mathilde warf das Geld auf den Tisch, daß ein Thaler herunterkollerte und in eine Ecke rollte. Marta kroch aus dem Bett und suchte danach, halb nackt, wie sie dastand, eine feine, dürftige Gestalt im Hemdlaken, mit mageren Beinchen und langen, schmalen Händen.

„Verschmeiß mir mei Geld!" sagte sie verächtlich.

„Pfui Teufel!" sagte Mathilde und starrte auf den Tisch, wo der andere Thaler lag, den jetzt Marta auch holen kam, um ihn vor Mathilde in ihr Ledersäckchen zu thun und unter ihr Kopfkissen zu bergen.

„Ich war mir's ock sicher legen", sagte sie ganz bedächtig, „daß Du ni erscht uf Gedanken kimmst", und sie lag nun unter ihrem Deckbett verborgen und sah auf Mathilde, die sich nicht rührte.

„Du brauchst ni thun", sagte sie noch einmal gelassen und niederträchtig, „mir wissen schun, was Du bist — und wenn Dich Hallmann-Bauer ni zur Schwiegertuchter muchte — hahaha — Du bist grade nischt Bessers wie ich — und die Mutter."

Es kam Stille in die Stube. Marta lag und sann auf Mathilde, und Mathilde sank ganz in Gedanken ein. Sie redete kein Wort mehr. Es ging ihr Blick in die ganze ferne Zeit ihres Lebens und ihrer Jugend, und sie fühlte, wie sie gelebt hatte, immer mit einem anderen Wunsche, als nur verachtet und eine Gemeine zu sein; fühlte, wie sie jetzt neu das alte Leben anspülte, als hätte sie ihr Haus und ihre Seele an Totengewässer angebaut. Immer kam eine stinkende Moderflut da herauf — und ein

junges Ding von Hexe — fein und jung und zart gebildet, wie ein rosiges Kind, schwamm drin herum, die sie höhnte, und die ihr zurief, was sie schaudern machte — daß sie die Augen schloß —, daß ihr jetzt einfiel, als ob sie ihn noch einmal erkämpfen müßte, den jungen Soldaten und Bauern, — den sie weiß Gott — — „Ach Gott! — nein — fort — alles —!" — Nichts wollte sie denken — nichts — gar nichts. — Und Dominick erschien ihr vor Augen, und sie sah an ihm empor, sie sah ihn stehen, wie er las — sie sah ihn stehen, leidend und zerrissen mit fast entrückter Seele — sie hörte ihn zu sich reden. „O — nichts denken — nein, fort — nein — nichts — gar nichts —." Sie rang nach Atem, sie sah, daß die Lampe tief brannte, daß das Petroleum zu schmauchen begann, daß es lange in der Nacht war, daß die Junge eingeschlafen war und nun atmete aus dem jungen, von Schuld und Drang befreiten Leben. Sie löschte die Lampe und entzündete ein Talglicht. Sie hielt es hoch über die junge Schlafende, deren bleicher Kopf schuldlos und weich, in weichen, sanft umkränzenden Lidern die schlafenden Augen versunken, in feinen, rosigen Lippen ein paar leicht blinkende Zähne, deren Rändchen heraussahen, dalag. Da kam ihr ein langes Erinnern an Dominicks Todesschlaf — und sie wußte nicht, ob die junge Freche auch gestorben im Todesreich — und sie hoffte — und liebte die junge Seele von neuem. Sie sah sie an, die so tief und zart und rein und reich versunken dalag — so bleich und mädchenhaft und von

einem leichten Rosenhauch des Schlafes getroffen — sie konnte sich nicht trennen. Sie nahm sich vor, ihr beizustehen, sie zu führen, sie zu hüten. Sie sah sie noch einmal an, strich ihr einen Strähn aus dem Munde, der sich eingebissen — und suchte endlich ihr Lager.

Einundvierzigstes Kapitel.

Die junge Schwester kommt unter Kontrolle.

Weihnachten kam heran. Die Stadt belebte sich. Leute aus der Provinz kamen ihre Einkäufe machen, und die Läden standen voll Menschen. In Theater und Circus strömten sie, und überall sah man die Heintke-Marta, die es sich nicht nehmen ließ, herum zu bummeln, wenn der Feierabend heran war. An allen Schaufenstern stand sie; und wie nun gar am Markte die Buden sich aufschaarten mit Leckereien und dampfenden Wurstkesseln, daß es nach Fett und Rauch roch, und wie sie die Fischbuden sah und Männer, die in lärmenden Zügen die Menge durchschreitend, im Takte Waldteufel lustig drehten und lachten — da war sie gar nicht zu halten. Alles lockte sie. An jedem Schaufenster, wo Kleiderstoffe lagen, wünschte sie für sich und spann ihre Gestalt in die schönen, bleichen oder bunten Gespinste hinein, bespiegelte sich am Tage in je-

der Scheibe, freute sich am Wachsen ihrer zarten Formen, und daß sie so weich und lockend aussah, und malte sich ihre Augenwimpern mit dunklen Farben. So war sie fast immer auf ihren Gängen. Auch die Toni war dabei. Die mit ihren lustigen, frechen Mienen, die kannte nichts davon, erst groß tragisch zu thun — die nahm es, wie es kam und gab sich, wie sie war. Das gefiel manchem, der mit ihr am Arme dann abging, daß sie auch Sonntags in guten Kleidern laufen konnte, an den Wurstbuden stand und immer Geld hatte. Und die Beiden trollten jetzt aus der Fabrik, Arm in Arm gefaßt, leichtfertig zu Abenteuern. Nun standen sie vor einem dampfenden Kessel am Markte, als eine Schaar Studenten, alle in bunten Mützen und die Stöckchen hoch, den Takt schlagend, vorbeischritten, und Marta stellte sich ganz in den Weg wie zufällig, daß sie alle nach ihr griffen und sie aus einem Arm lachend in den andern ging — und Toni auch lachte, und der dicke Schlächter, der in der weißen Schürze dastand im Licht der Budenlaterne, auch lachte, während die Schlächtersfrau in der Bude gleichmütig nach den Semmeln griff, um sie den Käufern hinzureichen.

„Kommt mit, Mädels!“ rief einer der Studenten.

Das gefiel Toni — und Marta war auch nicht blöde. Sie liefen hinterdrein. Sie lachten mit, wenn die jungen Leute ihre Witze machten, wenn sie die Ladeninhaber ärgerten, und wenn sie wie eine drängende Rotte manchen Käufer beiseite schoben, der dann raisonnierte mit dem Budenwächter um die Wette. So liefen sie. Die Polizisten und

Schutzleute, wo sie vorbeikamen, machten mahnende Gesichter und sagten wohl auch: „Etwas ruhiger, meine Herren!"

Es war Weihnachtsmarkt. Einige Lust mußten sie passieren lassen, wenn es nicht gar zu toll wurde.

Unten am Ausgang des Marktes hielt ein junger Schutzmann, der Toni und Marta schon kannte und sie längst beobachtete. Wie sie dort hineinbogen, von einigen Studenten gefolgt, die nun den Kreis der Kameraden verlassen hatten, sah er den Mädchen lange nach. Toni und Marta — denn Toni war schon eine Erfahrene, die sich zu hüten wußte — sagten gar nichts, wie sie an ihm vorbeikamen, weil Toni die andere am Arme zum Zeichen gezwickt hatte, bis sie vorbei wären. Sie blickten noch einmal scheu nach ihm, ehe sie wieder lustig und keck wurden.

„O — Du — nimm Dich vur a'm sulchen ei Obacht", sagte Toni, „der brengt eenen ei's Luch!"

Dann trennten sie sich, und jede fand ihren Galan.

Marta war jetzt schüchtern. Es war in einer alten, einsamen Straße schon im Arbeiterviertel, das außer Maßen leer schien, und sie waren bald in Häusern verschwunden.

An diesem Abend kam Marta gar nicht heim.

Erst am andern Mittag erschien sie. Sie war elend und zerknirscht.

Mathilde weinte mit ihr, wie sie alles hörte.

Man hatte sie auf die Wache gebracht, wie sie sich

später abends wieder auf dem Markte lustig gemacht, und angetrunken, wie sie gewesen, dem Schutzmann an der Ecke in die Arme lief. Mathilde wußte nicht, was sie thun sollte. Sie lief an dem Tage zu Simoneit und fragte ihn. Sie erzählte ihm, daß das Mädel unter Kontrolle gekommen — und in polizeilicher Aufsicht wäre. Simoneit sagte, sie müßte auf's Polizeibureau. Mathilde that alles. Sie lief hin und saß in dem Vorraum vor dem großen Holzgitter. Sie saß und sah bittend zu den schreibenden Schutzleuten hinüber, die sich nach ihr kaum umsahen. Aber sie saß ewig, und niemand rührte sich. Alle schienen zu thun zu haben. Endlich trat sie scheu näher.

„Was is denn los?“ sagte einer barsch und unfreundlich.

„Ach Jeses, — ich kumme wegen 'ner Schwester.“

„Wir können doch Ihre Schwester nicht kennen, wenn wir Sie nicht kennen“, sagte einer grob und lachend.

„Ich bin die Mathilde Ferian, Fabrikarbeiterin.“

„Nu ja, na also, was denn noch — und wer ist denn nun die Schwester?“

„Die Schwester heißt Marta Heintke.“

„Heintke — Sie heißen doch Ferian.“ Mathilde wurde verlegen, wie sie noch nie gewesen war.

„Die Mutter hatte zuerst mich —“ sagte sie leise.

„Was is denn die Mutter?“ schrie sie der Beamte an.

„Die hat 'n Heintke geheiratet“, sagte Mathilde still.

„Und wo denn, sind Sie von hier?“

„Nein, aus 'm Gebirge.“

„Was ist denn der Heintke?“

„Er ist tot", sagte sie. Es war ihr wohl, daß das so abging.

„Was ist denn nun mit der Schwester?" schnauzte einer, der dabei stand.

„'S is de Nacht auf de Polizei gekommen."

„Nun also — das wird wohl 'n Grund gehabt haben!"

„Mein Himmel — das Mädel is jung", sagte Mathilde bittend.

„Und treibt's desto schlimmer", lachte einer der hinteren Männer, ein junger Schutzmann. „Ich hab sie schon lange beobachtet."

„Ich wohn mit ihr."

„Ja, ja, das kennt man schon."

„Ich hab sie immer in Obacht genommen", klagte nun Mathilde und weinte.

„Mit Dreien geht se ab", sagte der Junge.

„Da können wir auch nicht helfen", sagte einer mitleidig, der sah, daß es Mathilde naheging, und sie traurig und anständig war.

„Ja nun — was denken Sie, was wir sollen?" sagte der Junge.

„Sie ist eine Arbeiterin und verdient sich ihr Unterkommen. Wenn sie noch einmal von der Liste gestrichen würde", sagte Mathilde resolut.

„Ja, ja — was denken Sie denn? Das Gesetz geht seinen Gang. Wir hätten viel zu thun, wenn das immer so ginge — nun ist sie ertappt — und muß die Folgen tragen."

„Sie ist erst Sechzehn", sagte Mathilde demütig und stark.

„Wenn sie sich ein halbes Jahr hält und nichts weiter vorkäme — dann mögen Sie wieder herkommen —" sagte der Mitleidige. „Das ist ja traurig."

Mathilde stand noch immer.

„Ich will mich ja verbürgen für sie", sagte Mathilde ganz eindringlich und kindlich.

„Hahaha", lachte einer. „Wenn das so ginge! Das geht nicht. Gehn Sie nur ruhig nach Hause. Wenn nichts wieder vorkommt, dann ist es ja gut. Dann —"

Mathilde zögerte, langsamen Schrittes zur Thüre sich drückend und sinnend.

„Nun ja", sagte sie, — „ach, mein Gott! Wenn's eben so ist — da kann ich weiter nischt thun."

„Nein, nein, Sie können nichts thun", bestätigte eine harte, gleichgültige Stimme.

Und Mathilde war draußen, und es kamen immer noch Gedanken auf. Sie dachte, sie müßte es ihnen sagen — daß sie alleine gar nicht schuld ist — die andern auch, die sie an sich reißen; und sie versuchte, stehen zu bleiben und ging die Treppe noch einmal, als einer der Schutzleute heraustrat.

„Haben Sie es nicht gehört? Es ist nichts weiter zu machen", sagte er noch im barschen Tone. „Sie ist angemerkt, und Sie müssen nun auf der Hut sein." „Hängen Sie denn so an ihr?" sagte er dann, wie sie allein durch den Korridor gingen, weil er jetzt Mathilde in ihrer Kraft

und Reinlichkeit und mit dem Zuge der Trauer eines Weibes sah, und wurde trotz seiner harten Manier ganz freundlich.

„Ach Gott", sagte sie plötzlich — „nu Jeses — se hat nich alleene Schuld — auch die Andern —" daß der Polizeidiener noch vollends lustig und weich wurde, wie sie zur Treppe hinunterschritten.

„Nu freilich", sagte er lachend, „das is ja natürlich. Sie hat sich halt mal ne Lust gemacht. 'S is halt e lustiges Ding. Wer wär denn nicht mal leichtsinnig — nicht wahr, Fräulein?" — daß Mathilde ihn nicht ansah, und dann eilig am Hause sich verabschiedete, und ihr Shawltuch um die Schultern hüllend, heimeilte.

Zweiundvierzigstes Kapitel.

Die alte Heintke starb.

Es war Frühling in den Bergen. Der Winter war hart gewesen, schneereich und kalt und mit Krystalllüften, die auch die Gemeindestube kalt gemacht, daß die Bettbretter in der Nacht knallten und knackten, so kroch es von den Wänden herein. In der rauchigen Gemeindehausstube war die junge Heintken, die nun längst über Fünfzig war, in Stroh vergraben gestorben, während die kleinen Kinder am Bettrand standen und das harte mechanische Röcheln hörten, bis es still wurde — und die alte, fast achtzigjährige Mutter Heintken immer noch wie eine erschreckende Mumie herumlief, die Augen vom ewigen Weinen verquollen, zerfurcht und verhungert und gebeugt. Nun kam Mathilde und Marta heim. Nun standen sie beide im verräucherten Raume — elend verwahrlost wie alles war — Marta hochgemut und in guten Kleidern — nein, fein sogar — in Wollstoffen, die schwer hingen, in einem Jacket

wie eine Stadtdame, in einem Hut, der hoch ragte und mit feinen Blumen, und einem Blick, der jeden kindlich fragte: „Nun — bin ich nicht auch eine Dame?“ Als wenn jetzt jeder Mensch nur ein Spiegel wäre, der ihr wiedergeben müßte, was sie für einen Schein warf. Der sie sonst gar nichts anginge, als daß er nur aus seinen Augen ihr so etwas sagte, wie: „Ja, Du bist jetzt wirklich eine feine Frau!“ O — mein Gott — sie war nicht mehr von der Liste gekommen. Sie ging schon längst nicht mehr in die Fabrik. Sie lief schon längst nur wie eine feine Dame in den Straßen herum — und lockte mit Blicken und Gebärden. Sie wußte schon längst nicht mehr, was ein gesunder Nachtschlaf ist, wenn man am Tage seine Arbeit that. Sie that keine mehr. Sie lag in ihrem Himmelbett hinter ihrem schweren, grünen Vorhang und schlief bis in den Tag hinein, und wenn die Dämmerung kam, ging sie auf Raub aus. Sie war jung und kindlich — und nur ein Leben ohne alle Frage — wild oder sanft und lieb und zärtlich — nur ohne alle Frage und ohne weite Wünsche groß — kurz von heute auf morgen — in Lust und Rausch und damit gut. Nun wie Mathilde sie traf vor dem Totenbette, wo die junge Heintke in wunderbarer Ruhe lag — wie unbemerkt war Mathilde, eine ernst Trauernde, nach der Schwester eingetreten — da sah Mathilde auf die Schwester und sah noch gramvoller aus.

„Guten Tag, Mathilde“, sagte die.

Aber Beide sahen nieder auf die Tote, und Marta sah das ruhige, glatt gewordene, fast schön gewordene

Muttergesicht und weinte. Und Mathilde weinte schier aus unbegreiflichen Gründen um die Mutter, und daß eine Junge neben ihr stand, die das Leben besudelte, wie einst den eigenen Muttersinn. Daß sie dastand, wie eine feine Dame, frech und traurig, wie sie die Tote sah, und nicht sah, daß aus der Mutter Mienen die Unschuld neu aufgestiegen und die reine Gottesfreude der Stillung und Erlösung aus dem Thal der Mühen und der Irrungen. Mathilde konnte sich nicht trösten.

„Daß mir uns ni getroffen haben", sagte die Junge.

Sie wohnten schon ein Jahr nicht zusammen. Sie sahen sich nie.

„O Gott — Gott —" sagte Mathilde.

„Die Kinder kummen ei's Rettungshaus", sagte die alte Großmutter und weinte.

Mathilde legte dann ihr schwarzes, böhmisches Tüchel ab, das sie wie eine Bäuerin um den Kopf trug und legte den dunklen Wollrock ab, um ihn in der schmutzigen Rauchstube nicht zu verderben. Aber Marta ging das Dorf entlang und begrüßte einige Freundinnen und Männer, die sie alle erstaunt ansahen, wie fein sie war, und was aus ihr für eine Sichere geworden. Auch Hallmann begegnete ihr und rief sie an:

„Was macht denn Mathilde?"

„'S is au' hier", sagte sie lachend.

„Nu, Euch giht's gutt", lachte er grob. Er dachte nun daran, wie der Vater ihn gewarnt hatte.

„Komm ock amol nieder“, sagte sie, ihn frech duzend.

„O Jeses — nee — was werd ock da Meine sa'n“, lachte er.

„Kimmer Dich ni drum“, sagte sie höhnisch.

Während Mathilde daheim saß und alles noch in Ordnung brachte.

Die Gemeinde mußte sorgen.

Mathilde säuberte alles und schmückte die Tote, so gut sie konnte. Sie riß Zweige von Weiden am Abhange neben dem Gemeindehaus und gab der Toten einen in die starren Hände. Es war die junge Heintken. Mathilde sah die tote Mutter oft an, wie sie dalag, zum Einsinken bereit, den Zweig Palmen wie einen Frühlingsgruß in den Händen, und fast schön und unschuldig aussah.

Dann am andern Tage schaffte man sie auf den Kirchhof, der ganz in der Nähe lag. Man merkte es nicht im Orte. Die Glocken hatten nicht geläutet. Hinter dem Sarge trippelten einige Kinder in ärmlichen Kleidern — und die alte, elende Mutter, gebeugt, das Schnupftüchel vor dem Munde und nicht umblickend. Und eine Dame, wie in der Stadt schritt dahinter, die sich oft umsah und wie aufgelöst that im Schmerz. Und eine ernste, stumme Trauerfrau, die in dunklen Kleidern reinlich ging und ein schwarzes böhmisches Tuch um die blonden, vollen Haare trug, die weinte nicht. Aber sie war, als wenn es der Totenengel selber wäre unter den Armen und Frechen, so still und tief und in Gram.

Sechstes Buch.

Dreiundvierzigstes Kapitel.

Mathilde träumt vom Frühling.

Wie wieder einmal das Frühjahr kam, war in der Stadt ein großes Kaiserfest. Man hatte geflaggt, und am Tage war alles in Glanz; überall bis in die letzten Gassen und Schenken sah man die Schaufenster mit Büsten und Lorbeer geschmückt und in bunten Landesfarben ausstaffiert. Auch Soldaten eilten hin und her. Man merkte jeder der Uniformen, wo man ihnen begegnete, an, daß sich etwas begeben mußte. Alles war eilig und freudig. Alles in besonders beweglicher Verfassung. Allenthalben eilige Helmbüsche, die aus dem Gewimmel der Bürgerköpfe und Bürgerhüte und über die blumigen Kopfschmücke der feinen Damen auf den Trottoirs hervorragten. Ueberall auch sah man auf dem Fahrdamm, je näher man dem großen Exerzierplatz, der in der Stadt vor dem Königlichen Schlosse lag, kam, zwischen Droschken und Omni-

bussen berittene hohe Offiziere mit ihren Ordonnanzen — Pferde, die noch in Decken gehüllt waren, wurden von andern Ordonnanzen zu Pferd herangeführt, und dann später kam Regiment an Regiment, daß man Musik wie etwas Freudiges schon in der Luft fühlte, ehe man Klänge vernahm. Nur wie einen seltsamen Hauch, wie ein fernes Bewegtes, das aus der Seele aufschwoll. Nun kamen sie alle mit klingendem Spiel und mit dumpfem, festen Tritt, der sich in die Musik wie eine mächtige Begleitung in Baß einmischte. Und Volk zog mit. Die Fabriken alle waren geschlossen. Junge, kräftige Männer und junge Frauenzimmer, alles ausgelassen, mit lachenden Mündern und lustigen Augen, alles schritt im Takt auf Damm und Bürgersteig. Wie ein Heerhaufe, so kräftig kam es mit jedem Regimente neu an und säuberte den Weg. Man mußte sich vorsehen, wenn man nicht wünschte, mit im Takte und Tone weiter zu ziehen, zu lachen und den Kopf stolz zu erheben.

Auch Mathilde hatte es in ihrem Stübel nicht gelitten, wie die lustigen Klänge kaum hörbar durch's offene Fenster herein in der Luft zitterten. Sie ging, wie sie war. Sie hatte auch Feiertag und außerdem für niemand zu sorgen. Warum sollte sie nicht neugierig auf die Straße treten? Eine Blonde, Kräftige, wie sie war, entschlossen, aber nun schon lange einsam und für sich und nichts suchend und nichts begehrend, frisch und sicher und doch fast scheu, wenn sie dachte, daß jemand sie sähe. So unsichtbar für sich hatte sie sich zu leben lange gewöhnt.

Nun waren, die mit ihr wohnten, alle in Aufregung hinausgeeilt. Alle festlich in guten Sonntagskleidern und hatten sie gelockt. Und dann hielt sie es nicht aus und nahm ihr Tüchel um die Haare, schaute aus ihren kühlen, frischen Augen straßauf, straßab, wie sie aus dem Haus trat, in der engen Gasse, wo sie schon im Anfang gewohnt — und noch einmal lange und neugierig straßauf und straßab — und eilte dann nach der Seite, wohin die letzten Arbeiterinnen eben forteilten, zog ihr Tüchel fest unterm Kinn zusammen, ganz achtlos und war bald mitten im Getümmel.

Am Exerzierplatz, wohin sie im tollen, wogenden Schwarme, eingekeilt und gedrückt allmählich gelangte, konnte man nicht vor- und nicht rückwärts, und es war lange eine ganz hoffnungslose Lage. Wenn sie auf die Zehen trat, konnte sie einen Blick thun, hinüber über das sonnige Paradefeld, wo die Regimenter in weiten Reihen standen, bunt schimmernd und blitzend, und die Offiziere mit köstlichen, weißen Federbüschen und mit glänzenden Schärpen heransprengten, und ein Durcheinander sich ihrem Auge enthüllte, daß sie es fast geblendet einige Augenblicke schloß, sich wieder niederließ und nur dem Grollen der Trommeln, die angesetzt hatten, und den klingenden Pfeifenlauten, die durch die Luft schrillten, zuhörte.

„Wollen Sie nicht mehr vortreten", sagte plötzlich eine sanfte, freundliche Stimme, daß sie ihre Augen auch gleich aufthat. „Nun kommt der Kaiser." Und sie fühlte

sich von einer freundlichen Hand in eine vordere Reihe gezogen und stand mitten in Brausen und Schauen. Hurrah-Rufe erschütterten zehntausendstimmig die Lüfte, und klingendes Spiel, wie Cimbeln und Trompeten, schütterten und jubilierten. Dazwischen schrien die Pfeifen, und rumorten und donnerten die Trommeln, und eine Jubelfreude weitete die Gesichter rings, alles erhob sich, so hoch ein Jeder konnte, alles schwenkte mit Hüten und Tüchern im Sonnenlicht, so weit Köpfe an Köpfe ragten — zu Tausenden — alles lachte und rief — hinein in die blitzenden Reihen in dem freien Felde, wo nun ein reisiges Wehen von Reiherbüschen, hoch auf tanzenden Pferden heranritt unter dem unerhörten Getümmel sich hochreckender Menschenköpfe, die eng eingekeilt weder vor- noch rückwärts konnten und nur in's Paradefeld starrten, mit lachenden, lichtgeblendeten Augen. Mathilde hatte nichts gesagt, als der sanfte Mann ihr seinen Platz anwies und nicht bemerkt, daß er froh war, wie sie ihm so willig folgte, nur ganz erfüllt von Neugier und flüchtiger Dankbarkeit, wie sie endlich alles ungestört überblicken konnte. Sie merkte auch nicht, daß es ein helles Gesicht war, fast wie einer aus der Heimat. Das Gesicht des schüchternen Menschen, der jetzt neben ihr stand und dessen Arm sie festhielt, unterdessen er immer wieder aus dem Getümmel weg verstohlen sie ansah, so lustig und gut und jung sah sie aus, wie ein Rotkäppchen in ihrem böhmischen Tüchel und so außer Maßen gelassen und fest zugleich. Zum Sprechen war keine Zeit weiter. Denn Mathilde hatte den

Mund offen und rührte ihn nicht. Sie staunte nur in Lärm und Glanz und lachte ohne einen Ton über's ganze Gesicht, daß man ihre Augen sah, wie zwei helle Tropfen, und ihre großen weißen Zähne wie ilfene Perlen. Bis das Schauspiel sich änderte. Bis die wehenden Reiherbüsche nahe herankamen, bis dann die Regimenter sich zu bewegen anfingen, ein Zug nach dem andern sicher stampfend vorbeimarschierte, im ewigen Kling- und Pauken- und Trommel- und Pfeifenspiel, bis man gar nicht wußte, was sich begab, weil sich die Soldaten nach ihrer Seite zusammenschaarten und die Aussicht eine Weile ganz benahmen, und bis man sah, daß jetzt das geordnete Bild sich langsam zu lösen begann, und auch in die schauende Menge ein Gefühl der Erlösung kam.

Da sah sich Mathilde um, daß sie immer noch den Arm des blonden Mannes hielt.

„Mein Gott", sagte sie, „entschuldigen Sie nur!" wie es jetzt leerer in der Reihe wurde, weil einiges Volk schon einem Regiment, das vom Platze marschierte, nachlief.

„Nicht wahr, Sie haben gut gesehen", sagte er lachend. „Das freut mich."

Mathilde wußte nicht recht, was sie sagen sollte. Sie begriff nicht, was er wollte. Er war sehr freundlich und machte keine Anstalten, Abschied zu nehmen.

„Wie heißen Sie denn, Fräulein?" sagte er.

„Ach Gott", sagte sie zögernd, von einer Rotte Jungens weggedrängt, die aus den tieferen Reihen durch die Menge

sich einen Weg bahnten. Und Mathilde und der junge Mann liefen auch vorwärts.

„Ich muß nach Haus", sagte Mathilde.

„Es ist doch heute ein Festtag", sagte er fast schüchtern.

„Ja, aber ich muß trotzdem nach Haus. Ein armes Fabrikmädel muß die Festtage benutzen, sonst verlumpt man", sagte sie lachend.

„Wenn ich Sie nun begleitete", sagte er auf einmal, munter gemacht durch ihr Lachen.

„Ich wohne mit Andern", sagte sie rasch, und sie wollte in die Straße einbiegen, aber der schüchterne Mann sah sie fast bittend an — und dann hatte er plötzlich ihre Hand ergriffen, und hielt sie wie eine gute Bekannte.

„Nein, das dürfen Sie nicht." Und er zog sie einige Schritte aus dem Gedränge in die Promenade hinein, wo es freier war, und sie ließ es sich lachend gefallen.

„Wie Sie nur sind?" sagte sie plötzlich belustigt, „was kann Ihnen nur daran liegen?"

Und sie gingen eine Weile am Wasser lang und dann an schönen Beeten, die in Tulpenpracht standen, rot glühend im grünen Sammetrasen. Stumm schienen sie jetzt Beide zu sein.

„Nein, wissen Sie — ach Gott — sagen Sie einmal, wie heißen Sie denn eigentlich? — was sind Sie denn eigentlich? — Sie sehen so freundlich und unverdorben aus", sagte Mathilde, die von der Zartheit und Rücksicht kindlich bewegt war und ganz erstaunt und neugierig.

„Ja — sehen Sie — wenn Sie mitgehen — nein wirk-

lich, Fräulein, wir könnten doch hinausgehen — einen Spaziergang, es ist lichter Frühling — es ist ein Festtag, es ist so lärmend, wollen Sie denn den ganzen Nachmittag in dem Getümmel bleiben?"

Mathilde überlegte und lachte wieder. „Nur oben — in meiner Wohnung."

„Nein, nein, kommen Sie mit", sagte er dringlich und ließ sie nicht los.

„Es ist so komisch", sagte sie.

„Nicht komisch", sagte er, „gar nicht komisch, ganz ernst!" Und er sah, dieser sanfte Mensch mit einem dünnen Kinnflaum — und hellen blauen Augen wie sie, der sich zudem ein wenig unbeholfen und linkisch bewegte, er sah sie an und ließ sie nicht von sich.

„Ach Gott, nein —" sagte sie zögernd und nun fast unzufrieden.

„Sie sollen nicht böse sein", sagte er.

„Wer sind Sie?" sagte sie halb lachend schnell.

„Wenn wir am Flusse sitzen, draußen im Frühling, sage ich Ihnen alles."

„Ich habe nicht einmal gegessen", sann sie.

„Dann kaufe ich etwas im Vorbeigehen."

„Nein, nein", lachte sie, „ich habe eine tüchtige Schnitte im Sack" — und sie kramte in ihrer Tasche und zog ein Papier mit einem mächtigen Brote heraus, das sie ihm lachend hinhielt.

„Das langt", sagte er lustig.

„Sie können mitessen, wenn Sie mögen", sagte sie, als sie schritten.

„Wenn wir allein im Freien sitzen, wie gerne!"

Er konnte sich nicht halten vor Vergnügen. Er schritt jetzt schnell, schneller als sie, daß sie ihn an der Hand faßte.

„Nee", sagte sie, „immer langsam voran." Und sie gingen am hohen Ufer, wo sie mit Dominick auch geschritten war. Alles lag hinter ihr. Es war ein Frühling wie alle. In den Wellen, die vorbeieilten, spiegelten sich goldene Weiden, und einzelne Menschen kamen hell und froh. Und sie beide gingen hin, Hand in Hand, die sich eben erst begegnet hatten, als wenn sie Freunde wären, und kamen hinaus in einsame Uferhügel, worin sie saßen. In den Weidenbüschen lagen Blüten und Immergrün, und niemand dachte vor, noch zurück. Mathilde wußte nicht, daß sie Jahre einsam gewesen, daß ein fernes Träumen ernst und in Eigensinn in ihren Augen lag, wie ein heimlicher Schatz, daß ihre frische Gestalt lockend, wie ein junger Buchenbaum, stark einher schritt und sich frei wiegte, wie seit Ewigkeit kein Gefühl in ihr sich mehr aufgethan.

„O, was Sie für Einer sind", sagte sie lachend, „bringen mich einsames Ding hier unter die Blüten, und machen, daß ich leichtsinnig werde. Nun also — wer sind Sie denn?" fragte sie energisch, als sie sich niederließen im Ufergras.

„Hahaha", lachte er kindlich, „nun also — einer —

ja — wie denn nun — wie fange ich's nur gleich an, daß ich Sie nicht verscheuche", sagte er lachend — „ein armer Schlucker — hahaha."

„Nun, das ist klar. An einen Grafen habe ich nicht gedacht, wie ich Sie sah", sagte Mathilde in ihrer graden Art. —

Und sie tändelten allerlei, wie sie saßen — und er erzählte auch, daß er ein Schreiber beim Magistrat wäre, der an nichts denken sollte, als an seine Akten, und nun gar ganz vernarrt wäre.

„O — Sie —" sagte sie lachend, „Sie wollen mir schmeicheln."

Und sie aßen zusammen, nachdem sie christlich das Brot gebrochen und ihm die große Seite hingereicht hatte. Sie aßen und sahen in die Wellen und spaßten, und ihr war, als wenn sie verzaubert wäre.

„Zu komisch", sagte sie und sann in die Flußwogen. Denn Erinnerungen, wie ferne Laute kamen, die die Wellen, in die sie Blüten warf, forttrugen, ohne daß ihre Augen naß waren. Nein — Frühling fiel hinein, und Güte und Sonnenschein — heimliches Dämmern, daß das Vergangene im Glanze lebendig wurde. Sie war umsponnen und kam nicht zu sich. Sie war froh. Sie begehrte nichts. Sie schaute und genoß lachend, wie Eine, die nie den Tod gesehen und nie das Leere und Dumpfe. — Und sie legte sich dann in die Blütensträucher am Ufer — auf ihr Tüchel, sah ihn an, schwieg lange und schlief ein Weilchen ein, behütet von des ärmlichen Schreibers for-

genden Blicken, bis Glockentöne verloren über die Wellen wehten und Sonnenfunken im Wasser tanzten.

„Nein“, sagte sie, weil sie seltsam durcheinandergeträumt. „Wissen Sie, daß ich gar nicht mehr jung bin, um mich mit Blumen zu schmücken — daß ich alt bin und voll Unruhe und den Tod kenne.“

„O“, sagte er, der sie schlafend versunken gesehen und sich von ihrem Anblick nicht trennen gewollt. „O, wie Sie nur aussahen, wie verklärt und einig und so still und groß, o!“

Und dann saßen sie lange noch froh und leise zusammen, und sie kamen spät in die Stadt zurück.

„Ich habe ein Stübel allein. — O, ich muß Sie wiedersehen“, sagte er leidenschaftlich, wie sie sich trennten.

Mathilde lachte verloren.

„Wer weiß“, sagte sie nur und sah vor sich nieder.

Vierundvierzigstes Kapitel.

Simoneit ist einer der Haupträdelsführer.

Und dann war wieder ein Frühling geworden. Wieder hingen die stäubenden Kätzchen aus den Weidensträuchern am Flusse, und Finken und Schwarzblättchen und Staare machten Lärm in den Lüften, Baumläufer huschten an den Stämmen, die jung grün umschleiert waren — auf den Straßen in der Stadt und auf den Promenadenwegen sproßten junge Bäume, Marienkäfer kamen einem unversehens durch die Luft auf die Hand, und ein vereinzelter Schmetterling hatte seine Raupenhülle verworfen, und sog und flog zärtlich in feuchtwarmer Aetherluft taumelnd, und alles war zum Leben neu fertig. Jahre waren hingegangen, — wie Jahre gehen. Um manchen Baum hatten die Jahre eine dichtere und dichtere Rinde gewoben — und das Weiche, Lebendige war dem Auge verborgener geworden. In manches Gesicht war eine Stirnfalte gegraben vom Sinnen nach guten Dingen, die nicht

kommen wollten, oder die nur kamen und gingen, ohne zu fragen. In manchen Augen war schon längst Frohes und Gläubiges ausgelöscht, so tief im Grunde es auch an sich geblinkt, und sich nur selten aus den stummen Tiefen hervorgewagt, nun war es gänz darin ausgelöscht. Nun waren die Augen unter einer ernsten, faltigen Stirn, um die helle Strähne flatterten, längst gewiß geworden, nur erfüllt vom sorglichen Wunsche auf die enge Notdurft, nur manchmal in Sinnen mit einem verlorenen Lachen, das aus ihrem kühlen Grunde brach, selten, flüchtig — nur in's Ferne gehend — nur aus der Ferne kommend, flüchtig und nicht Gegenwart, wie wenn Eine groß Leiden trägt, und selbst nicht weiß — weil doch rings im Lande Frühling ist. —

In der Fabrik waren Unruhen. Simoneit war ein Haupträdelsführer. Der dunkle, kühne, leidenschaftliche, wortkarge Mensch hielt jetzt stammelnde Reden im Kreise seiner Kameraden, die in Feierabendstunden im kleinen Stübel oder in der Schänke um ihn saßen — und lebte sonst allein. Er war einer, der nichts zu verlieren hatte. Er hatte nicht geheiratet. Es hatte ihm nie gepaßt. Die Frechen waren ihm zum Vergnügen gut, „aber um's Himmelswillen Keine, wenn man daheim von der Arbeit müde am Suppenteller sitzt." „Um alles in der Welt nicht", so sagte er. Unter seinen Kameraden war er angesehen, und wenn sie in Laune um ihn waren, sprach er laut und hart und sparte nicht mit dem Hohne. Er hatte Manches gelesen. Und las gern, auch Zeitungen. Es waren ihm längst

Wünsche gekommen, daß er etwas Anderes noch thäte, als nur Schloß und Schlüssel zu machen und Maschinen zu ölen, und auf den glatten Gang der Räder und Riemen aufzupassen.

„Man ist ja doch ein Mensch, nicht nur Vieh, das immer im Geschirre geht und dann an die Krippe. Nun friß!" sagte er lachend. „Oder gar nur ein Ding wie aus Eisen, das nach nichts frägt, sich ewig um sich selbst dreht, wenn man es nur schmiert." Das hatten die Andern auch dunkel gefühlt und begriffen. Nun waren Unruhen um höheren Lohn und weniger Arbeit. Und Simoneit war die Seele. In den Fabrikhöfen hatten die Werkmeister schon längere Zeit Achtung auf ihn. Auch der Portier duldete nicht, wenn Männer in Gruppen stehen wollten und gar noch die frechen Mädels sich dazu stellten und Witze und Zoten machten.

„Es ist hier kein Platz zum Stehen, meine Herren", sagte er mit einer gewissen Würde, „die Passage muß frei sein" — daß dann die Arbeitsmänner mit wortloser Ruhe, die etwas Dumpfes hatte, bedächtig und ja nicht eilig, weitergingen und dann vor dem Thore und am Parkzaune wieder standen, und einer der ausgelassenen, blaukitteligen Weibsbilder dem unbeirrten Thorwart zurief: „Sein Se ock vorsichtig, Herr Portier, daß ni de Mannsen amol schlecht werden!"

So war es gekommen. Nur allmählich. Aber einige Tage nachher im Mai wußten alle, die sonst in's Thor gingen, daß niemand arbeiten würde. Niemand kam. Nur

spät am Tage sammelten sich Gruppen, Männer hauptsächlich, auch einige Frauenzimmer, die eifrig beratschlagten, und die sich einstweilen um den Portier nicht kümmerten. Bis Gensdarmen kamen, die eine zu große Ansammlung verboten.

Nun waren auch Verhandlungen aller Art, die Simoneit hauptsächlich führte. Er verstand nicht gut zu reden, aber er hatte keine Furcht. Er hatte etwas Thatsicheres und Kühnes. Auch der Direktor — wenn er neben dem großen Geldschrank stand, der Simoneit, und suchend und hastend sprach — mußte sich inwendig gestehen, daß es ein Mann wäre, wie jeder, der seine Pflicht wirklich that, und für's ewige Oelen der Maschinen ein recht besonders gefügtes und gutes Werkzeug. Zu gut vielleicht. Zu wenig beschäftigt dabei, so daß er noch auf Gedanken kam, was durchaus unnütz und unbequem werden konnte, und weswegen man die Sache wohl überlegen müßte, wenn erst Ruhe wiederkehrte.

Aber die Sache hatte sich in die Länge gezogen. Die Forderungen waren hoch, die die Arbeitsmänner stellten, und man stand noch im Ungewissen. Der Direktor konnte auch nicht, wie er wollte, wenn er an die Anderen dachte, die er nicht vergessen durfte. So war also die Sache noch immer in der Schwebe. Es waren auch in einem weiten Tanzsaal draußen große Versammlungen, worin die Streikenden für und wider redeten, und einstweilen Simoneit und sein Anhang immer noch Sieger blieb.

Und Simoneit war entsetzlich überspannt in der Zeit.

Nicht etwa redselig und übertrieben in seinen Aeußerungen und Worten. Gott bewahre. Die Worte waren kraftvoll und hart und grob und unbehauen, wie gebrochene Steine, die er sich mühsam abrang, wenn er oben stand — und wenn er mit auf dem Podium saß, sah er dumpf und düster aus, blickte vor sich nieder, und die Leute, die plapperten und plärrten, hörte er nicht. Ihm kam es gar nicht auf's Reden an. Das langweilte ihn im Grunde. Außerdem hörte er sich zu aufdringlich. Seine eigenen Worte waren ihm schließlich unangenehm im Ohre. Auch haßte er im Grunde das massenmäßige Getümmel, wo einer das und ein anderer das begehrte — und Jeder am liebsten doch Jedem gesagt hätte: „Schert Euch zum Teufel!" Nicht in dem Sinne also, daß er etwas Unsinniges zur Schau trug, der Simoneit. Aber die Tage der Aufregung hatten ihn schließlich ganz erschüttert, daß er hastig lief und bleich aussah und nicht recht sah, was um ihn vorging, wenn er die Straße ging — daß er plötzlich auch sich in seinem einsamen Stübel fand und nicht wußte, wie er hineingekommen, und was er gewollt hatte, dann still auf dem Bettrand saß und entdeckte, wie er gar nicht an die Menge und an den Lohn und an den Direktor dachte — nur an Mathilde. Da saß er und sah elend und blaß aus und wußte nicht sich aufzuraffen. Eine Abneigung gegen den Aufruhr und den Eitelkeitsmarkt, gegen Kampf und Gewinn — daß er bis in die Nacht dann wegblieb, und die in der Schänke vergeblich auf sein Kommen harrten, und seine Anordnungen hören wollten. Dann

kam er und sah verstört und wie geblendet aus. Ein Hohn lag in seinen Mienen. Er sah sich um und musterte die Leute wie ein Führer, war unzufrieden, trank und gab seine Meinung kurz hin, daß man eben ausharren müßte — nun gut. Dann war ein Lärmen und Reden — dann dampfte und qualmte die Schänkstube, und der dicke Wirt stand im Rauche und Schweiße, und die Augen Aller waren belebt und neugierig und zornig — und alle sahen immer einmal nach den Feuerblicken, mit denen Simoneit über alle Köpfe grob und sicher hinwegsah und mühsam seine dumpfen, sicheren Haßworte hervorholte, die dann in den Augen und in Fleisch und Blut der Masse weiter wanderten und sie zusammenbanden, eines Jeden Selbstsucht an Jeden, daß er geblendet schien über sich und die Anderen und dachte, sie wären Brüder. Und Jeder sah immer wieder hin, wo im Grunde der Augensterne das Feuer glomm in Simoneit, das, wer weiß was, das Sehnsucht war — die sich verkappt hatte in die kleine Forderung um Arbeitszeit und Pfennig — und die als Verachtung alles Getümmels und alles Unwertes — als Verachtung von Schranke und Fessel, als Sinnen und Härmen nach Erlösung vom Uebel — hervorquoll aus Simoneit — und vielleicht gar als ein vergeblicher Wunsch nach einem höheren Einklang. Denn, wer Simoneit sitzen sah, unter Seinesgleichen, mußte fühlen, daß ihn ein Schicksal zwang, mit dem er kämpfte, und das aus Auge und Wesen deutlicher sprach, als alle Worte.

Fünfundvierzigstes Kapitel.

Mathilde versöhnt sich mit Simoneit.

Mathilde kümmerte sich um die Unruhen nicht. Sie war daheim geblieben und breitete unten im engen Gärtchen ihre Wäsche aus. Das gab eine Zeit, um sich einmal in's Klare zu bringen. Sie hatte nicht große Gedanken. Und wenn eins der Mädchen vom Flur zu ihr kam und sagte: „Se sein noch immer nee einig", hob sie die Schultern, war geschäftig und sagte nicht viel. Sie war nicht sehr erschüttert davon, daß es einmal eine ganze Woche keinen Lohn gab. So viel hatte sie, um zurecht zu kommen. Wahrhaftig, erschüttert sah sie gar nicht aus. Sie war eine frische Frau — kräftig — sie trug einen gewaschenen Leinenrock mit einem bunten Saume, wie eine Bäuerin, und hatte eine lose Jacke an und ein böhmisches Tüchel um die Haare. Ihr Haar war goldig darunter und ihr Blick gleichgültig und nichtachtend. Niemand kam, der ihr lachen machte. Sie war nicht mehr übermäßig

jung, nun wohl in die Dreißig und dachte an nicht viel wie an ihre Wäsche. Buntes und Weißes breitete sie über die kleinen gelben Sonnen, die auch hier im engen Gärtchen hinter dem grauen Stacket aus dem grünen Grase blühten. Sie war fast lustig anzusehen. Mancher von den Arbeitsjungen, die in den Fenstern standen, sah ihr heimlich zu. Das Lustige war ihre schnelle und freie Bewegung, und daß sie mit ihren kräftigen, nackten Füßen im kühlen Grase stand in goldenen Blüten, und ein verspäteter Kirschbaum seinen Blütenschatten über sie streute. Und auch, daß man sah, wie sie ganz in der Arbeit war und an nichts dachte, sich nicht zernagte wie Simoneit, nur sich niederbeugte, immer neu ein frisch feuchtes, weißes Tuch ausbreitete — dann auch Schürzen und Hemden, ein jedes noch einmal rückte, um für ein Letztes auf dem Rasen Platz zu gewinnen, und schließlich drei, vier Maiblumen brach, die sie in der Hand mit in's Stübel nahm, als sie wieder in's Haus schritt.

An diesem Morgen kam Simoneit zu Mathilde. Nein, wie der aussah! Er war ganz verhungert. Wunderlich.

„Hast Du nischt zu essen, Mathilde?" sagte er kurz und matt.

„Freilich — nee, nee, Simoneit, was is denn? Was willste denn? Ich war D'r gleich was rufholen."

Und er blieb sitzen, wie er sich gesetzt, ohne sich zu regen, und Mathilde lief zum Fleischer um die Ecke und holte Einiges. Wie sie wieder kam, regte er sich kaum. Nur seine tiefen, müden Augen verfolgten sie.

„Sie werden mich nausjagen“, sagte er.

„Nu Jeses, Du find'st doch überall Arbeit“, sagte Mathilde.

„Nee, nee — hie am Orte nimeh'.“

„Nu, da gihste wo anders hie“, sagte sie unbedenklich.

Und er sagte nichts. Er lachte vor sich hin. Er griff nach dem Brote, das Mathilde ihm schnitt und ihm mit Fett reichlich strich — und er aß — und trank auch gierig dazu — denn Mathilde hatte Bier mitgebracht. Er aß und trank hastig und völlig versunken — und sie gleichgültig mit dem Blicke verfolgend, wie ein Verhungerter.

„Wer bestimmt denn das, daß Du naus sollst?“ fragte Mathilde, auch dumpf in sein Essen sinnend.

„Sie sagen, ich hätte de Leute ufgehetzt“, murrte er vor sich hin.

„Nu, das huste au'“, sagte Mathilde ganz gelassen. „Wer will Dich denn aber aus der Arbeit deswegen glei' verjagen?“

„Wißt De, Saleck und die andern Werkmeester, denen paß ich schun lange ni.“

„Ach so“, sagte Mathilde hart. „Nu ja ja — ich kann mir's denken.“

Und Simoneit aß und trank, als wenn er Wochen nichts mehr gegessen hätte, so verhungert — und so ermattet war er. Er hatte auch die letzten Tage fast gar nicht geschlafen. Und seine Augen waren tief und brandig und von stillem, dumpfem Sinnen erfüllt und wieder auf Mathilde gerichtet.

„Einen Ausweg hätte ich", sagte er dumpf. „Ich müßt 'm Direktor zu Füßen fallen, hahaha —"

„Luß gutt sein", sagte sie, „Du wirst nee nausgejagt."

„Wie denn?" sagte er. Sie sah ihn gar nicht an. Eine leichte Röte erfüllte ihr Gesicht. Sie blickte sogar eine Weile wie absichtlich nieder, sie hörte auch seine Frage gar nicht. „Wie sollte denn das kommen?" fragte er noch einmal und sah sie an. Sie that ganz gleichgültig. „Du werst sicher ni nausgejagt, verluß Dich. Das sagen se ock, Dich zu schrecken. Aber se thun's ni, se werden's ni thun."

Sie wußte nicht, was sie sagte, und sah ihn nun an — und Simoneit wurde noch stiller, noch versunkener. Ein Blick, der nicht aus der Gegenwart stammte, kam aus ihm in ihre Augen — und Mathilde sah zu Boden, wie eine jungfräuliche Seele, sann wie zufällig, daß sie in bloßen Füßen stand. Sie nahm dann in der Verlegenheit ihr Tuch vom Kopfe, weil sie Simoneit abhielt, jetzt wieder mit Wäsche, die auf der kleinen Ofenbank bereit stand, hinab in's Gras zu gehen — und eine sittsame Röte feuerte nun auf ihren Wangen. Und sittsam frisch fiel ihr hellblinkendes Haar ungekünstelt um den großen Kopf — und ein schüchternes Nichtrechtwissen, was gleich thun, zuckte um die Lippen, die rot und voll waren und um die Nasenflügel, daß es lange stumm blieb und keins von Beiden wußte, was geschah.

„Du hust viel gewagt", sagte dann Mathilde und sah Simoneit freundlich an, der längst nicht mehr aß.

„Und für was denn?" sagte er entsagend.

„Nu eben, für was denn?" gab sie zurück. „Fleisch und Blut is immer dasselbe — und gut hat's doch Kee's", setzte sie dazu.

Und es war wieder still. Es war ein ungewisses und leises Sichverstehen, dem man entfliehen wollte, daß auch die Blicke sich mieden. Simoneit spielte mit dem Messer im Salznapf auf dem gewaschenen Tische, und Mathilde zog einige nasse Wäsche aus dem Schaffe, um sie auf dem Ofengestänge aufzubreiten.

„Du bist überhaupt a Wilder", sagte sie dann plötzlich, wie sie sich zurückwandte, nachdem sie sich zum Ofengestänge emporgereckt hatte, und ihn jetzt ganz besonders gütig ansah, klar und gütig — als wenn sie ihm unerwartet Alles vergäbe. Simoneit sah sie fast mit furchtsamem Erstaunen an; dann schien sein Blick ruhiger — ganz unerwartet auch, ohne daß er groß was sagte. Er wußte schon, nun war alles ausgelöscht zwischen ihnen Beiden. Denn in ihr war eine lange, dunkle Stille gewesen, sie hatte zurückgeblickt in frühe Jahre, wo sie einmal seine Hand am Busentuch gefühlt, wie er sie fast wie ein verliebtes Tier in der Dunkelheit an der Parkmauer angefallen hatte, damals als sie zu Saleck lief. „Du bist überhaupt a Wilder", hatte sie dann gesagt, ganz gütig, ganz plötzlich. Als wenn sie hinzusetzte:

„Aber ich verstehe Dich jetzt."

Es war kein großes Reden. Er blieb eine Stunde und mehr. Mathilde sah ihn an, im Grunde fern noch eine eine leise Scheu. Sie kam ihm nicht nahe — und er hätte

es nicht gewagt, und sie war doch zum ersten Male froh, daß er bei ihr war.

Nur dann und wann kam ein Wort von Mund zu Munde, und der Blick Mathildes traf Simoneit, und Simoneit's Spannung wich.

„Ich ha viel gewagt", sagte er wieder — „und fir was? Aber, wenn se mich nausjagen — ich war schon 'n Weg finden."

„Du wirst 'n Weg finden —" sagte Mathilde ruhig. „Und se werden Dich nee nausjagen", sagte sie mit einem plötzlichen Haßblick nach etwas Unsichtbarem. „Sicher nee" — „und wenn se Dich nausjagen —" setzte sie hinzu, aber sie vollendete nicht.

Es war wieder Stille, wonach Simoneit dumpf brütete: „Is 's denn wahr, Mathilde?", sagte er mitten in's Dumpfe hinein: „Is denn wahr, was die Leute reden — wegen dem Schreiber?"

„Frag mich nee", sagte sie streng.

Sechsundvierzigstes Kapitel.

Mathilde ist entschlossen, Simoneit zu heiraten.

Mathilde war innerlich fest entschlossen. Sie saß da und schrieb einen kurzen Brief, den sie dann wieder zerriß. Niemand war im engen, reinlichen Stübel.

„Sei nicht böse", hatte sie geschrieben, „es kann zu nichts führen. Das weißt Du selber. Ich habe keinen Halt so im Leben herum, und alleine will ich nicht mehr wohnen. Auch jemandem dienen und gut thun und nicht ewig unter den Lottermädeln. Zum Herumtreiben bin ich mir zu gut. Und es wird gut werden oder schlimm. Man kann nicht einhalten, wenn man lebt." Dabei hatte sie an Simoneits finsteres Wesen gedacht und auch daran, daß er sie doch nie aus den Augen gelassen, wie es geschienen. „O mein Gott", seufzte sie, aber sie war ganz entschlossen. „Mochte es kommen, wie es wollte", so dachte sie. „Sei nicht böse. Du bist ein guter Kerl gewesen — immer.

Auch sanft und freundlich. Aber eine Familie wäre eine Last, und Du müßtest Angst haben, wie immer. — Nein also — besser adieu! Ich heirate einen Schlosser, der das einsame Leben und Lumpen satt hat. Adieu! Du findest Tausend, die besser taugen.“ So hatte sie geschrieben und zerriß es und schrieb Aehnliches noch einmal, siegelte es ängstlich und schickte es ab, und erwartete nichts mehr. Und wie sie am Abend mit Simoneit zusammen in ihr Haus ging, stand er unten, aber sie that, als wenn sie ihn nicht sähe, und Simoneit, streng und finster blickend, machte ihm Furcht, daß der Schreiber nicht wagte, sich kenntlich zu machen. Nichts geschah. Er sann noch oft, wie er Mathilde träfe, die einigemale mit ihm gewesen, und die er mit sanfter Liebe angesehen, ärmlich und eng und kleinlich, wie er leben mußte seit frühester Kindheit — und wie er sich nie herausgewagt, nur einigemale, als ihn doch Mathilde's sichere Kraft berauscht und kühn gemacht, wie einen Mann. Nun sah er Simoneit, der einen verächtlich anblickte und ein haßbereites Auge auf Mathilde heftete und sie wie ein eifersüchtiger Wolf umstellte, sobald sie einig waren, sich zu heiraten — nun schlich der Schreiber herum und wußte gleich, daß es aus wäre für immer.

Siebenundvierzigstes Kapitel.

Mathilde ist Simoneits Frau.

Es war in einer Bergstadt, wo sie hingezogen. Dort hatten sie sich beim Standesamt einschreiben lassen, nur zwei Zeugen, Freunde Simoneits, die früher dorthin übergesiedelt, waren dabei gewesen. Nun lebten sie oben am Hügel in einem der kleinen Arbeiterhäuser. Ein enger Flur führte hinein, rechts zwei Stuben und links zwei Stuben, in denen einige Reklamebildchen an die Wände genagelt waren und in einem jeden Teil eng zwei Betten und ein Tisch, und daneben in dem Küchenloch ein winziger Herd mit Ofenbank und Schrank und Wasserstande Platz hatten. Mathilde war eine Arbeiterfrau — sie war schwanger — und sah ärmlich aus, auch ein wenig hohläugig. Sie grub im Felde hinter'm Häuschen Kartoffeln aus — auf einem kleinen Ackerlande, das eine jede der Parten zu ihren zwei Stübeln zubekam. In die Fabrik ging sie nicht. Nur Simoneit verdiente. Und

sie diente ihm. Ehe er heimkehrte, war sie geschäftig im Hause. Sie hatte die Hacke nun in den Erdboden gestoßen und lauschte in die Nebelluft, um genau die Stadtuhrschläge zu zählen, die der Herbstwind zu verwehen schien. Dann nahm sie das volle Kartoffelkörbchen und schleppte es, mühsam vor sich herstoßend, in ihrer unbeholfenen Leiblichkeit in die Küche. Simoneit war als Schlosser im Bergwerk angestellt und kam heim, schweißig und von Kohlenruß schwarz gefärbt, zu seinen schwarzen Augen und schwarzen Haaren noch finsterer gemacht und nicht freundlich, immer kurz und hart. Sie waren schon ein Jahr hier. Simoneit sah Mathilde gar nicht, so gleichgültig und kurz war seine Art. Und im Grunde war er auch nur mit sich beschäftigt. Er saß am Tische und hatte, kaum grüßend, gleich die Zeitung herausgeholt, die er vor sich hinhielt. Mathilde war sorglich um ihn und war außer Maßen bedacht, daß er nichts zu tadeln fände.

„Sein die paar Kartuffeln endlich in's Haus?" sagte er kurz mitten im Lesen.

„'S sein nee ock a paar", sagte sie freundlich. „Du söllst amol sahn, wie viele 's sein", und lachte beinahe, um seinen Ton milder zu stimmen. Und sie ging sorglich um ihn, trug gleich Teller und Schüsseln mit dampfender Suppe auf, und Simoneit las und aß und kümmerte sich nicht und würdigte sie nicht eines Wortes. Sie setzte sich nieder, aber sie aß nicht — sie seufzte nur einmal leise.

„Is Dir was?" sagte er gleichgültig. „Warum ißt De denn nee?"

„O, nee, nee — nischt is mir.“

„Nu, warum seufzst De denn da?“ sagte er grob.

„'S is mer a wing schwer geworden, das ewige Krummstihn a ganzen Tag“, sagte sie.

„Ich wünschte au', daß die Zucht erscht a Ende hätte“, sagte er nur.

Mathilde starrte vor sich nieder. Sie hatte weite Augen. Sie sah, daß sie einem harten, leidenschaftlichen Manne zu dienen hatte, und sie sah ihn an, wie er mit sicherer Miene in das Blatt blickte, und wagte nicht mehr zu seufzen, nahm nur ein wenig Brot vom Tische, das sie sich mit Fett schmal bestrich, und zog dann das Restchen Suppe, das er bei Seite geschoben hatte, zu sich und löffelte es aus. Simoneit war ein Mann, wie ein Grab so stumm, und ohne daß er noch einmal ihr in's Goldhaar fuhr, wenn sie heimlich trauerte, oder wenn sie entsagungsvoll und einsam auf ihrem kleinen Acker grub, unterdessen die andern Weiber, alt und ausgelebt und zahnlos, tolle Reden machten auf den Ackerstücken daneben, feil und zotig waren und sich vor Lachen in die Seiten stemmten. Simoneit war ein dumpfer Sinnierer und kam nie auf eine Freude. Er war keiner, der in ein Menschenauge sehen und darin finden konnte, was wie ein Strahl erwärmt: jene stille heimliche Muttererwartung in Mathilde, wenn die Tage sonst trüb und rauh vorübergingen. Er war hart und gefühllos und ließ gleichgültig Mathilde dienen mit stiller, ängstlicher Hingabe, die manchmal aus dem mütterlichen Gemeinschaftsleben mit der verborgenen Frucht

heraus zu dem Vater, der sorgte und tüchtig arbeitete, fast demütig aufsah. Simoneit war leidenschaftlich. Seine schroffe Art zu reden, hatte sie längst vergessen machen, daß sie etwas Anderes noch als ein dienendes Weib war in dem kurzen Jahre. Alles lag vergessen. Und außerdem saß jetzt Simoneit längst und konnte weder daheim noch sonst recht finden, womit er sein Sinnen stillte. Man hatte ihn in B. aus der Arbeit entlassen. Nun saß er in der Bergwerksgegend. Nun saß er auch nach der Arbeit nur einen Augenblick daheim, und alles drehte sich um ihn. Und wenn er Teller und Fettnapf und Brot, das ihm die schwangere Mathilde trotz Leibesumfang schnitt, beiseite schob und sie ihm Wasser herzuschleppte, sich reinlich und in Ordnung zu bringen, sah sie sorglich und ängstlich drein, immer auf seine Augenwünsche passend, und fast eifrig herzuspringend, daß er nicht ungeduldig wäre, und wagte nicht viel zu sagen, ob sie längst auch schon heimlichen Kummer empfand, daß es ihm daheim nicht lange Ruhe ließ, er zu einigen Kameraden in die Schenke laufen und dort leben und rumoren mußte.

„Kumm nee wieder spät", sagte sie ganz zärtlich — und ließ ihn an sich vorüber, ohne eine Hand zu rühren.

„Was soll denn das heeßen?" sagte er schroff — „soll ich nich amol abends an Feierstunde haben, wenn ma a ganzen Tag arbeit'?" setzte er noch hinzu.

„Nee, nee", sagte sie gleich willfährig — „das sag ich nee — a Mannsbild muß amol was anders ha'n."

Und Simoneit sann und steckte dann sein Blatt in die Rocktasche und sah sie an und sagte ganz freundlich:

„Heute kumm ich gewiß nee spät“ — er lachte sie an, daß Mathilde sofort fröhlich war und sicher war, daß er sie liebte, trotz seinem ewigen Unmut und trotz seiner Unruhe überall, wo er war — daß sie dann das Stübel in Ordnung brachte, die Kartoffeln im Keller barg, das Feuer anregte, auch Teller und Schüsseln im kleinen Schäffchen auf der Ofenbank wusch, und endlich die sauberen Betten aufdeckte, und wartete vor der kleinen Lampe, ein Strickstrümpfchen für Kinderfüße in Händen hin und her wispernd, mit Träumen und Bildern im Auge, bis seine Tritte im Dunkel der Nacht auf den Steinfließen klangen und sie in den Flur freundlich leuchtete.

Achtundvierzigstes Kapitel.

Wie Mathilde Simoneit das erste Kind geboren.

Mathilde lag einsam und verlassen in ihrem kleinen Stübel. Simoneit konnte nicht abkommen. Er war Werkmeister geworden und hatte allerlei Verantwortliches. Und Mathilde gab sich darein. Sie ertrug stumm ihre Mutterschmerzen, daß kaum in dem verschneiten Nebenhäuschen an der Berglehne jemand ahnte, daß sie einen dunklen, schreiigen Jungen schon an der Brust hielt. Ein wimmerndes Stimmchen und runzelig und behaart wie ein Affenkind, so lag es der noch schwachen Mutter im Arme, und sie sah mit weichem, wortlosem Entzücken nieder, und dachte, daß es Simoneit gleichen mußte. Frau Anton kam aus der Nebenwohnung. Sie schüttelte sich den Schnee ab und half Einiges für den Abend.

„Setz ock de Kartuffeln uf“, sagte Mathilde mit schwacher Stimme noch, nach den kaum überwundenen Mühen

und Schmerzen, „und bring Wurst mit für Simoneit, daß der nee aus der Ordnung kimmt."

„Freilich — freilich —". Und Frau Anton sah sich das Jungel an, nahm es heraus, denn es war warm in der Stube. Eben hatte sie auch Feuer im Ofen geschürt und die Töpfe zurecht gerückt. Sie nahm den Jungen in die eine Hand und wog ihn, wie sie sonst auch ihre jungen Ziegen in der Hand wog, die dann auch so widerwillig meckerten und kinderhaft schrien, und lachte und rief der Mutter zu:

„Hust an Guden geboren — der is nee sterblich, Mathilde."

Und Mathilde lachte schwach und war ängstlich und nahm ihn sorglich wieder unter die Decken — und hüllte ihn selbst, so schwach sie war, in ein flanellenes Bindwerk ein, ehe sie ihren Platz einnahm, sich ruhig hinstreckte, die Augen an die graue Decke geheftet und einsam an Simoneit dachte und an tausend Dinge.

Und die Anton machte an dem Abend alles im Stübel sonst in Ordnung. Sie war eine abgehetzte, kleine, niederträchtige Frau, mager und mit verrunzeltem Gesicht, aber pfiffigen Blicken, die jedes Wort auffing, um ein desto spitzeres zurückzugeben, und die nicht viel mit Würde und Hoffen im Leben zu thun gehabt. Frech und klein und scharf mit der Zunge und gelaunt, immer ein wenig zu schüren, wo es nicht brannte.

„Hahaha — Simoneit hätt' sich au' kümmern kinn'n", sagte sie. „A niederträchtiger Vater."

„O Jeses", sagte Mathilde schwach, „nee, nee, 's ging nee jitzte, wo 'r grade Werkmeester geworn is."

„Ach, das is 's nee", sagte die Anton eilfertig und hob die Kartoffeln über's Feuer.

„Ju, ju", sagte Mathilde, „das is 's grade, nu freilich — was denn sunste?", die in ihrer Schwäche ganz gläubig war und an Gutes dachte aus dem Glück, was ihr der kleine, heiße Kinderleib an der Brust neu erweckt hatte.

„Ach!" sagte die Anton, die kaum je ein armseliges, bleiches, schmächtiges Kind unterhalten, die es mit schnellem Trost immer wieder in einem billigen Kindersarg eingebettet und der Erde zurückgegeben hatte, und die jetzt mit heimlichem Neide flüchtig auf Mathildes Muttertum niedersah und auch daran dachte, daß Simoneits Arbeit Erfolg hatte. „Ich gleebe, die Mannsen sein ees wie's andere. — Mit 'm Vatersein is 's ni weit har. Meiner war zufrieden, wenn mir se wieder ei'm Sarg hatten. Ich hab de Männer überhaupt uf 'm Striche. 'S is Kenner, wie er soll, und 's Weib hat de Not. — Außerdem is Simoneit ein junger, hübscher Mann, und Du sölltst uf der Hut sein. Die wullen a Vergnigen ha'n, sulche. — Und wenn Es erst Kind um Kind hot, schiener werd ma nee", sagte sie frech; „Du siehst au' aus wie Quarg mit Spucke — ach, mein Gott, Du, Du —"

Aber wie Simoneit heimkam, strich er Mathilde freundlich die Haarsträhne aus der Stirn und lachte ein wenig nieder auf das Kind und war wortkarg aber sanft, weil

ihre Augen noch blutgefüllt und entzündlich waren von dem, was sie ohne Hülfe ertragen hatte. Und Mathilde war froh und sah im halben Traume des ersten Abends oft nach dem dunklen, strengen Simoneit, der am Tische lesend, die Stunden daheim blieb und in der Nacht sogar einmal Hülfe leistete, wie das winselnde Geschrei des Jungen lauter hörbar geworden, und Mathilde sich im Bette aufzurichten versucht hatte. Da sprang er, wie er war, aus dem Bette, brachte die kleine Oelfunze auf dem Tische neu in Brand, half der Mutter sich vollends erheben, saß sinnend und verschlafen im Hemde auf dem Bettrand, solange der kleine, haarige Kerl an der Mutterbrust sog und riß — lachte vor sich hin — und einmal Mathilde an, half beide dann sorglich einbetten und deckte ihr auch noch einen Rock über, weil es kalt im Stübel wurde in der Nacht, ehe er in sein knarrendes Bett zurückkroch.

Neunundvierzigstes Kapitel.

Mathilde wappnet sich.

Aber Mathildes Jugend verrann bald vollends. Sie gebar ein Kind nach dem andern. Dreie hatte sie. Die andern waren nicht so gesund, wie das Erste, das Simoneits Liebling war, obwohl er sich in letzter Zeit überhaupt um Frau und Kind noch weniger scherte. Er verdiente gut und hatte Geld, in die Kneipe zu gehen und wer weiß wohin. Mathilde sah auch nicht mehr aus wie eine weiche, kalte Blüte. Nichts mehr davon. Sie sorgte früh und spät. Sie war früh auf, wenn er noch längst im Bette lag, und spät am Abend harrte sie oft vergeblich die halbe Nacht, ob er käme. Oft kam er nicht. Die Anton wußte zu reden. Und dann die Haken, die andere Nachbarsfrau, die hatte erst ein heimliches Mundwerk. Wenn es Simoneit gewußt hätte, er hätte ihr was auf's Maul geschlagen. Alle fürchteten ihn. Schon, weil er Werkmeister

war. Dann aber auch, weil ihm niemand recht in die Karten sehen konnte. Er sah immer voll Verachtung auf Alle nieder. Auch auf Mathilde, die jetzt ein Arbeitstier war, und ihm und den Kindern lebte, ohne sich nach etwas sonst umzusehen. Simoneit war ein heißblütiger Mensch außerdem. Manchmal kam es ihm ein, sich wie ein Eifersüchtiger zu geberden, und er machte der Frau allerhand Vorwürfe. Er fing an, sonderbar zu sein, Gründe zu suchen, wenn er unzufrieden heimgekommen war, nur um sich auszutoben. Er schrie dann in sie hinein, oft noch zu nächtlicher Weile, daß die Andern nebenan zuhörten, und während Mathilde ihn zu begütigen suchte mit ängstlichem Zagen — lachten und sich ausgelassen freuten. Er warf ihr vor, was er aus der früheren Fabrik wußte. Er dachte so aus heiler Luft, daß sie sein könnte, wie die Anderen, von denen er ja selbst wußte, daß sie für ihn zu Allem bereit waren. Außerdem kam ihm Wut an, wenn er an Saleck dachte. „Mit an sulchen krummen Hunde hust De Dich au' abgegeben." Und er fluchte und wetterte. Er war auch oft nicht nüchtern. Die Kinder in den Betten begannen dann manchmal zu schreien, und in Mathilde kochte eine Haßwelle auf, selten nur, aber nun doch schon, weil es mehrmals vorgekommen mit Inbrunst. Und er schlug auch einmal nach ihr, wie sie in ihn drang und ihn halten wollte, er schlug nach ihr und traf sie in's Gesicht, daß sie leicht blutete und nichts sagte — nur den andern Tag sich lange schämte, hinauszutreten — unnahbar und streng — und wie Eine

aussah, die mit Stolz sich zu wappnen anfing und mit Kraft das Gemeine zu tragen. Wie aufgerichtet ging sie — die Demut war im Schwinden. Alles Dienende lag in ihr. Aber wem diente sie nun? Sie hatte ihn, den Simoneit mit sorgender Güte und mit tausend Opfern umgeben, jetzt fing sich an, ihr Wesen hart zu verschließen, und sie ging bald wie Eine, die trotzig trägt und der Welt sich nicht mehr offenbaren kann.

Die Anton kam.

„Daß Du das a su dulden kannst!"

„Was?" sagte Mathilde.

„Nee, was der für a Wesen hat — prügelt'r Dich ni manchmal?" sagte sie neugierig.

„Und wenn er mich schlägt, was gibt's Dich an?" sagte Mathilde hart.

„Da söllt mich meiner suchen", sagte sie, „meiner sollte mich amol a'greifen!"

Der Anton ihrer war ein schwächlicher, alt gewordener Mann, der froh war, wenn er nach seiner Arbeit sitzen und schlafen konnte, sodaß ihre Zunge freien Lauf hatte, Tag und Nacht.

Und die Haken kam.

„O Du meins, Du, Du — Du thust doch alles fir den Mann und fir Deine Kinder, und der verfiehrt sich a so."

Mathilde waren die Weiber zum Hassen. Sie war verschlossen und hart und ließ sich nicht in Reden ein. Nur manchmal sagte sie doch:

„Wenn er hart is — besser hart — als su a Weechquarg. 'S macht sich Keener. Und ich muß'n ertragen."

Und sie lachte dann plötzlich voll Hohn — und liebte ihre Kinder.

Und ertrug auch wirklich.

Sie ertrug alles. Und schließlich, wenn er seine gehässigen Vorwürfe wiederholte, lachte sie ihm auch in's Gesicht.

„Bist mir a Leben nachgelaufen. Was i ch bin, hust De gewußt", sagte sie stolz, und dachte gar nicht einmal, daß sie etwas Anderes wäre, wie nur Eine, die alles trug — nein, Eine, die Kraft hatte zu tragen — und Verachtung genug und nicht viel Hoffnung.

So war bald ihr Leben. Nur, daß sich Simoneit an den Kindern nie vergriff.

Denn trotz allem Trostlosen mit dem Manne hatte sie die Kinder in sicherer Hut und war eine Mutter wie nur eine. Das gab ihr am Sonntag Morgen, wenn Simoneit spät erwachte und die Kinder in reinlichen Kleidchen sah — und die Mutter freundlich und sorglich hantieren um den Herd und draußen an dem Brunnentroge — ein heimliches Ansehen. Daß er sie nüchtern mit stummem Staunen betrachtete und sie nicht mehr ihn, er sie fürchtete. Und Liebe neu aufquoll, wild und gewaltsam. Aber Liebe hatte sie für ihn nie gehabt. Nicht die, die eine Seele in freiem Glücke an eine andere Seele bindet. Aber eine stolze Mutterpflicht band sie und machte sie jetzt sicher. Und wenn er in Gewaltsamkeit dann nach ihr greifen

und sie an sich ziehen wollte, stand sie in Verachtung und blickte kalt, wie ein Fels, daß die Kinder sich um sie scharten, und einige weinten, und alles stumm und dumpf blieb im Sonntagsjubel, er in sich sank und sie einherging, wie in Erz, streng und hart und verachtend — und sogar auch hart mit einem dann unversehenen Worte zu dem Kleinen, der ein schwaches Kind war.

„Flenne nee", sagte sie dann zu dem zweiten, blonden Jungen. „Der Vater tutt Euch nischt. Flenne nee! Und Du, Max, wisch 'm Albert de Nase — paß uf de Kleene uf, a su lange ich hie noch zu machen ha'."

Es war dumpf, und Mann und Weib sahen sich bald fast in Haß.

Fünfzigstes Kapitel.

Wie aus Mathilde Leid hervorsah, wie aus einer Seherin.

Es war im März. Schnee war gefallen in losen, breiten Flocken, die Pferde und Wagen und Menschen so reich beschütteten, daß alles eingehüllt lief und kein Ton hörbar war. Und die Straßen waren patschig und schwarz, und alles konnte nur langsam vorwärts. Im Pferdebahnwagen saß eine Frau mit hellen, großen Augen, aus denen das Leid hervorsah, wie aus einer Seherin. Sie hatte ein graues Tuch um Kopf und Schultern, das sie unter'm Kinn zugekniffen, und trug eingehüllt ein blondes Mädchenkind eng und ängstlich im Arm, ein Leidenskind, das sie fest und sicher hielt, und auf das sie kaum niedersah, so grub das Leid in ihren Gedanken und machte sie groß und einsam und versunken. Daß sie die neugierigen Städter nicht sah, feine Damen, die ihr gegenüber saßen, feine, junge Referendare mit Juchtenhandschuhen, die gerade

hereintraten und lachend sich von einem Kneipabend unterterhielten, einige Schüler in bunten Mützen, die heimlich sich einen Witz erzählten, niemand sah — und doch dann ein jedes dieser feinen Leute unwillkürlich einen Augenblick stumm wurde, um sie anzusehen, die Leidensgröße heimlich ahnend — zu ihr hinblickend, wie zu einer stummen, starren, schauenden Madonne — so seltsam umhüllte das ärmliche graue Tuch den hohen Mutterkopf und das bleiche Kind in ihrem Arm, so groß und seherisch staunte ihr Auge — gefangen in ihrem ewigen Leidensgrunde, ohne zu wissen, wo sie sonst war. Wie Mathilde ausstieg, nahm sie schnelle Schritte. Sie war eine echte Arbeiterfrau. Sie lief in die Klinik und saß auch so stumm im Vorzimmer, wo man ihr das Kind abgenommen. Die freundliche Schwester hatte ihr dazu ein Trostwort gesagt. Mathilde wartete in Bangen. Man war bemüht, dem Kinde zu helfen. Der Professor that es gern. Es war ein kleiner, jüdischer Herr, der einen weiten Ruf hatte, und liebevoll und sorglich das Augenlicht geben wollte, weil das Kind blind war, und es standen Gehilfen um ihn in weißen Schürzen. Wie die Mutter dann mit dem verbundenen Kinde heimkam, war sie zärtlich auch zu den andern. Sie empfand die Hoffnung wie ein Geschenk. Einmal im Zorn, wie sie an ihr Leben gedacht im Streit mit Simoneit, als er roh war, und sie zufällig das Mädchen angesehen, das auch Mathilde hieß, wie sie, und das auch blond und ihr ähnlich war, da hatte sie streng gesagt: „Besser, sie sieht nee, als se erlebt und sieht, was ich seh.“ Aber nun der

eilfertige Professor ihr freundlich und leutselig zugesprochen: „Es wird sehen", dankte sie ihm fast unterwürfig, und war nach Hause gelaufen, fast wie eine Junge und war zärtlich. Es war eine Hoffnung als für ihr Leben, so schien's. Und sie war auch einmal ganz gütig mit Simoneit, der es empfand, und an den Tag dachte, lange wie an eine lichte Aussicht. Aber die Hoffnung war kurz, und schließlich hatte Mathilde wieder in Streit und Zorn gesagt: „Besser, se lebt nee, als daß se erlebt, was ich erlebe." Denn Simoneit hielt es längst auch mit mancher Andern. —

Mathilde — das Kind — lag totkrank. Wie es ausröchelte, es war in den Winternebeltagen von einer Lungenentzündung plötzlich befallen worden und von Krämpfen, saß Mathilde einsam am Bette und weinte nicht. Es war spät Nachts. Simoneit trappte laut in's Haus. Er war angeheitert. Er fand Mathilde über das Bett gebeugt.

„Was is denn?" sagte er zur Besinnung gebracht.

„'S stirbt", sagte sie starr.

„O Jeses — Jeses!" er sank plötzlich zusammen — er hatte ihre Hand ergriffen und starrte auf das röchelnde Kindergesicht, das mit geschlossenen Augen dalag.

In den andern Betten atmeten die beiden Jungen rosig verschlungen.

„Ach grußer Gott und Vater", sagte er dumpf.

Mathilde ließ ihm ihre Hand — sie rührte sich nicht. Sie weinte nicht.

Er begann wie ein Kind zu schluchzen.

„Ach nee, Mathilde, daß ich nee eher kam", stöhnte er und sank in sich hinein und begann sich anzuklagen:

„Was ich bin! Was für ein Elender ich bin!" schluchzte er und empfand plötzlich alle Schmach, die er Mathilde längst angethan.

„Sei stille — weck de Jungen nee", sagte sie ratlos.

Und er ließ ihre Hand nicht los und starrte wieder mit ihr nieder auf das Sterbende.

„Ach, du großer himmlischer Vater", sagte auch sie nun. „'S is ni leichte, zu leben."

„Ach, liebe, gude Mathilde", begann er in sich zusammengesunken. „Wenn mir a Arzt hulten! Wenn mir a Arzt hulten", und er war nun zu laufen bereit und war eilig und schon an der Thür.

Mathilde stand im Stübel am Bette, auf das eine kleine Lampe dämmerigen Schein warf.

„'S wär ni viel zu helfen", sagte sie, „der Dutter sagt' es."

Und er starrte an der Thür nieder und kam leise in die Stube und sah vor sich und setzte sich an den Tisch und weinte bitterlich, indessen Mathilde über das Kind gebeugt, gespannt wachte, mit aufgeweiteten Augen, die letzten Atemzüge der Kindesseele fast sinnlos belauschend.

Einundfünfzigstes Kapitel.

Wenn nun Eine am Brunnentroge steht, kennt man sie.

Wenn nun am Brunnentroge Eine steht und in's ferne Thal mit der Bergstadt starrt, wo unten die Schlöte rauchen und dampfen, und Simoneit mit tausend Mühenden am Tage fleißig schafft, kennt man sie. Sie steht oft, in das große graue Tuch gehüllt Kopf und Leib, starrt hinaus, wie eine Fremde, Einsame, starrt lange, windgeweht und eisig, wartet auf etwas, was doch kommen muß. Es ist Mathilde. Und wenn Eine einhergeht unter den dunklen Bergleuten auf der Straße im Schmutze, zwei frische Jungen, einen jeden an einer Hand, den einen Dunklen, der Simoneit gleicht, wie der jung und kindlich und weich war, und den Andern, der ihr gleicht — der Strengen, Hohen, die mit ihm einhergeht — als wenn sie stolz trüge wie eine Lastträgerin — ein Gesicht mit hellen, unbarmherzigen Augen — kennt man sie. Sie geht oft in's große, graue Tuch gehüllt, den Kopf und

ihren armseligen Kittel bedeckt davon, und sieht in die Ferne und sieht nicht zurück. Es ist Mathilde. Sie hat viel getragen. Und trägt noch. Und sorgt für ihre beiden Jungen. Sie kehrt heim, wo sie immer noch wohnt mit Simoneit. Und erträgt alles. Denn sie hat keine Hoffnung. Und hat kein Begehren. Nur als Mutter ist sie dort — und bleibt auch daheim. Wenn Simoneit auch lebt, wie er will, und hereinpoltert oder dumpf herein tritt, früh oder spät. — Sie ist grau geworden und scheint fast eine alte Frau. — Sie achtet Simoneit nicht groß. Sie gibt zu, daß er für sie sorgt und fleißig ist am Tage. Und weiß, daß er wild und toll ist — und leidenschaftlich und heiß — und in Unmaß. Manchmal auch, wenn er heimkommt, und sich vergreifen will an ihr, und wenn er nach ihr schlägt, weint sie heimlich. Und wenn er nüchtern ist, staunt er sie an und sieht auf zu ihr mit verborgener Furcht. Sie hat keine Falten im Gesicht, die vom vielen Lachen eingegraben. Der Kummer hat ihre Stirn oft hochgezogen und dann das gespannte Erwarten. Sie sieht weit hin und selten und gleichgiltig zu Simoneit, dem sie sein Haus stille versieht. Man kennt sie, wie stumm und starr sie ist. Wie sie lauscht und wartet. — Und niemand sieht sie im Stübel, wie sie die beiden Jungen, die kräftig aufblühen, in's Reinliche bettet, wenn sie sie entschlafen sieht unter weichen Lidern — niemand sieht, daß sie dann noch immer reich aussieht, wie eine Gottesmutter, die an das Leben glaubt, und die ein Lachen und eine Liebe verklärt, vorausschauend, daß es doch kommen muß. — Wer weiß woher?